

Kürbiskern

B 20094 F

LITERATUR

Mahmud Darwesch: Verhör

Christian Geissler: Altersgenossen

Toni Donhauser: Der erste Tag

J.P. Stössel, O. Sahmann, J. Holle, E. Dahl, G. Buhles, L. Fischer, J. Theobaldy, L. Rauner: Gedichte

Klaus Konjetzky: Perlo Peis...

R. Limpert: Der letzte Ofen wird gedrückt

Rolf Schneider: Wruck modelliert Flick

KRITIK UND KLASSENKAMPF

Friedrich Hitzer: Kultur im Klassenkampf

K. Maase: Germanistik - völkisch oder für das Volk?

M. Buselmeier: Die Funktion des Theaters...

André Müller: Es geht doch um Mitbestimmung

K. H. Poppe: Eine Chronik der CIA

Jürgen Alberts: Der Tübinger Studentenprozeß

Jurij Woronow, Che Lan Vien: Zwei Gedichte

Dokumentation: Mit Arbeitern der Praga-Werke

Erich Fried: Demokratisierung oder Demontage?

kürbiskern

Literatur und Kritik

Herausgegeben von
Walter Fritzsche, Friedrich Hitler,
Oskar Neumann, Hannes Stütz

Damnitz Verlag München

<i>Mahmud Darwesch: Verhör</i>	179
<i>Christian Geissler: Altersgenossen</i>	181
<i>Toni Donhauser: Der erste Tag</i>	220
<i>Jürgen-Peter Stössel: Erfahrung</i>	227
<i>Otto Sahmann: dem für tot erklärten vermißten</i>	228
<i>Edwin Dahl: Das höre ich</i>	229
<i>Jörg Holle: Anleitung für den Aufenthalt in Städten (america)</i>	230
<i>Günter Buhles: Eskalation</i>	232
<i>Ludwig Fischer: Gedicht über die Gartenarbeit mit Verdeutlichung unter Hinweis auf T. S. Eliot</i>	233
<i>Jürgen Theobaldy: Nichts Neues von den Kriegern</i>	235
<i>Liselotte Rauner: Ich zähle zu denen . . .</i>	236
<i>Klaus Konjetzky: Perlo Peis ist eine isländische Blume</i>	237
<i>Richard Limpert: Der letzte Ofen wird gedrückt</i>	242
<i>Rolf Schneider: Wruck modelliert Flick</i>	244
<hr/>	
KRITIK	
<i>Friedrich Hitzer: Kultur im Klassenkampf</i>	249
<i>Kaspar Maase: Germanistik — völkisch oder für das Volk?</i>	270
<i>Michael Buselmeier: Die Funktion des Theaters im Spätkapitalismus</i>	290
<i>André Müller: Es geht doch um Mitbestimmung</i>	305
<hr/>	
KLASSENKAMPF	
<i>K. H. Poppe: Eine Chronik der CIA</i>	310
<i>Jürgen Alberts: Der Tübinger Studentenprozeß</i>	328
<i>Jurij Woronow: Flugblätter</i>	338
<i>Che Lan Vien: Wie bei uns die Siege beginnen</i>	339
<i>Dokumentation: Mit Arbeitern der Praga-Werke</i>	340
<hr/>	
REZENSION	
<i>Erich Fried: Demokratisierung oder Demontage?</i>	349
<hr/>	
<i>Anmerkungen</i>	352

Schreib auf,
Ich bin Araber,
Kennkarte Nummer 50 000,
Ich habe acht Kinder,
Das neunte kommt nächsten Sommer.
Bist du wütend?

Schreib auf,
Ich bin Araber,
Ich haue Stein mit Arbeitengenossen,
Ich quetsche Felsen
Für ein Stück Brot,
Für ein Stück Brot,
Für ein Buch,
Für meine acht Kinder.
Aber ich bitte nicht um Milde
Und ich beuge mich nicht
Deiner Macht.
Bist du wütend?

Schreib auf,
Ich bin Araber,
Ich bin ein Name ohne Titel
Standhaft in einer verrückten Welt.

Meine Wurzeln gehen tief
Über die Zeiten,
Über die Zeit.

Christian Geissler
Altersgenossen

(unter Mitarbeit von Herbert Kuehl, z. Zt. Rohrschlosser, Hamburg)

Ich bin der Sohn des Pfluges.
Von friedfertigen Bauern.
Ich lebe in einer Hütte
Aus Schilf und Rohr.
Haare: pechschwarz.
Augen: braun.
Meine arabische Haartracht
Zerkratzt eindringende Hände,
Und ich bevorzuge einen Tropfen Öl und Thymian.

Und bitte schreib auf,
Vor allem,
Ich hasse niemanden,
Ich beraube niemanden,
Aber wenn ich verhungere,
Esse ich Fleisch vom Körper meiner Räuber,
Hab acht,
Hab acht vor meinem Hunger,
Hab acht vor meinem Zorn.

Haifa 1964

Die Studenten: Kanzki, Kluth, Gorlass, Künzel, Löblein, Nele, 1. Student,
2. Student, 3. Student.

Die Nicht-Studenten: Ablers, Renate A., Walter, Josef, Erwin, Ehefrau 1 (von Josef), Ehefrau 2 (von Walter), 1. Kollegin (v. R. A.), 2. Kollegin (v. R. A.), 1. Arbeiter, 2. Arbeiter, Nachbarin, Taxifahrer.

Außen, nachts, Autobahn

Jan Ablers und seine Frau Renate A. im R8 auf der Rückfahrt vom Wochenende nach Hause. Er ist 27 Jahre alt, Maschinenbauingenieur in der Reparaturkolonne eines großen Industrieunternehmens. Durchschnittlicher Nettolohn pro Woche: 190 Mark. Seine Frau, 26 Jahre alt, arbeitet im gleichen Werk als Angelernte im Meßgerätebau. Ihr Akkordlohn beträgt netto 110 Mark. Auf der Bahn ist starker Verkehr. Ablers fährt aggressiv. Aber er kann nicht so, wie er möchte. Er sitzt auf der linken Fahrbahnseite fest zwischen Popbemalung und Mercedes-Stern. Vorn bremst ihn ein uraltes VW-Cabrio (offenes, flattrig-zerfetztes Verdeck), hinten nötigt ihn ein weißer Porsche. Jedesmal, wenn der Porsche mit seinen Jodlamppen Ablers ins Kreuz tritt, gibt Ablers den Stoß ohnmächtig nach vorn weiter. Im aufblendenden Licht wird die Beschriftung auf der Motorkappe des VW lesbar: BILD MACHT DUMM — UNCLE HO WAS HERE.

Im VW-Cabrio sitzt Kanzki. Er ist so alt wie Ablers, studiert Soziologie, politische Wissenschaft und Wirtschaftsgeographie. Er promoviert über das Thema: Herstellung und ökonomische Ausnutzung von Leitbildern im Bewußtsein des deutschen Industriearbeiters zwischen 1945 und 1965. Kanzki ist Mitglied des SDS. So oft Ablers ihn anblendet, dreht er sich um, lacht, macht Gesten des Bedauerns und bleibt mit seinem Wagen links. Denn rechts fahren ein paar Laster. Die Laster fahren 98, und Kanzki kann gerade noch 102. Der Überholvorgang braucht also seine Zeit. Ablers redet verdrossen vor sich hin. Seine Frau gibt ihm Bonbons.

Christian Geissler: Altersgenossen

Ahlers: Daß sowas überhaupt auf die Autobahn darf. Die Kiste kauft ihm doch keiner mehr ab. Kommt so einem auch gar nicht drauf an. Was heißt eigentlich Onkel Ho?
 Renate:
 Ahlers: Weißt du doch — der Opa da neulich im Fernsehn. Ahlers überholt und zieht ab. Kamera bleibt bei Kanzki. Kanzki fährt raus auf eine Tankstelle.

Ahlers: Ahlers ist mit seinem R8 hängengeblieben. Er hat mit einer Taschenlampe unterm Wagen gelegen und taucht sauer wieder auf. Kommt man so nicht ran.
 Ahlers stellt sich weg zum Pissen. Renate Ahlers winkt die vorbeifahrenden Wagen an.
 Hält keiner. Würde ich auch nicht. Muß jeder selber sehn.

Ahlers mit seinem R8 im Schlepp von Kanzkis VW-Cabrio.

Renate:
 Ahlers: Denkt man gar nicht.
 Renate: Haben Zeit, die Jungs.
 Ahlers: Immerhin.
 Renate: Wieso „immerhin?“ Immer dasselbe.
 Ahlers: Was?
 Renate: Wenn du ihn gerade mal flott hast, bleibt er dir hängen.
 Ahlers: (Nach einer Pause) Wir kriegen zwanzig Pfennig Augengeld ab jetzt.

Ahlers: Rauch mal eine an.
 Renate: Renate A. raucht ihrem Mann eine Zigarette an.
 Und das kleine Zimmer brauchen wir ja vorläufig nun auch noch nicht. Auch wieder achtzig im Monat.
 Ahlers: Vermieten ist nicht erlaubt, Werkwohnung. Und außerdem — immer einer hinten drin und hört jedes Wort.
 Renate: Nur so, 'n paar Monate erstmal, Besuch.
 Kanzki vorn im VW dreht sich zurück, lacht, mimt Schwerarbeit.
 Ahlers hebt die Hand und grinst unsicher zurück.

Renate:
 Ahlers: Nettet Junge.
 Klar. Fühlt sich.

Innen, nachts, Autobahnrastrhaus
 Ahlers, Renate A. und Kanzki. Kaffee, Bockwurst und Bier.
 Kanzki: Und Sie?
 Renate: Akkord.
 Kanzki: Und wieviel?
 Renate: Wenn freitags die Stückzahl stimmt, hundert Mark, hundertzehn.

Christian Geissler: Altersgenossen

Kanzki: Und wann stimmt die nicht?
 Renate: Das kommt mal besser aus und mal schlechter.
 Kanzki: Warum?
 (Ahlers zu Kanzki)
 Ahlers: Ganz schön neugierig.
 Kanzki: An der Uni gibts keine Arbeiter.
 Ahlers: Mal im Zoo nachgucken!
 Kanzki röhrt Zucker in seinen Kaffee. Er fühlt sich jetzt etwas unsicher. Aber dann macht er doch weiter.
 (Er zeigt auf Ahlers. Er zeigt auf R. Ahlers)

Also, nochmal: Sie und Sie — zusammen täglich 16 Stunden Arbeit, und dann, zusammen: monatlich tausendzweihundert Mark.

Ahlers: Netto.
 Kanzki: Und wenn Sie mal Kinder haben?
 Ahlers: Haben wir nicht.
 Kanzki: Und wenn welche kommen?
 Ahlers: Kommen keine.
 Renate: Erstmal jedenfalls noch nicht.
 Ahlers: Was habt ihr in der Uni denn so im Monat auf Brot?
 Kanzki: Speck vom Alten.
 Ahlers: Selbst was angeschafft noch nie, was?
 (Nach einer Pause) Macht das Spaß, was anschaffen?
 (Mehr für sich, nach einer Pause) 'N Kumpel bei uns steigt um auf Taxi. Selbständig. Durchtreten und Kasse machen. Alles andere ist doch Wahnsinn.

Kanzki: Warum?
 Ahlers: Sonst noch 'ne Frage?
 Kanzki: (Nach einer Pause) Wissen Sie irgendwo 'n Zimmer? Ich muß raus.

Renate: (Zitternd) ,Warum?“
 Kanzki: Zu teuer.
 Ahlers: „Warum?“
 Kanzki: Profitmaximierung.
 Renate: „Warum?“
 Kanzki: Sonst noch 'ne Frage?

Ahlers: Ahlers ganz gemütlich; er hat was zu bieten.
 12 Quadratmeter. Achtzig Mark.
 Kanzki: Bei Ihnen?
 Ahlers: Ahlers steht auf, die anderen folgen ihm.
 Mach man nicht naß! — Wolln mal erstmal wieder los.

Außen, nachts, vor dem Wohnblock, in dem Ahlers wohnen
Ahlers wohnen in einer firmeneigenen Hochhaussiedlung am Stadtrand. Die beiden Wagen kommen an. Man steigt aus. Kanzki macht das Schleppseil los. Renate A. räumt den Wagen aus, macht Ordnung, leert Aschenbecher etc.

Ahlers: Laß doch nach jetzt, Muschi! Immer die Aschenbecher so einfach vor die Tür! Und morgen gibts wieder Ärger mit oben, den Alten, weißt du doch!
Ahlers guckt sich die Kofferklappe von Kanzkis Wagen nochmal genau an: BILD MACHT DUMM.
Ahlers: Wir müssen ja schon ganz schön blöde sein, was, Muschi?
Kanzki: Manche Leute halten eben was aus.
Ahlers schaukelt die VW-Karosserie hin und her.
Ahlers: Und manche Leute fahr'n mit 'ner Mikkimaus.
Kanzki: Ist ganz praktisch. Ich zieh oft um. Kann man allerhand reinstellen.
Kanzki steckt sich eine Zigarette an und reicht Zigaretten weiter an Ahlers.
Kanzki: Und wie war das vorhin? Achtzig Mark?
Ahlers grinst.
Ahlers: Hast du'n Bett und sowsas alles?
Renate: Und ja auch erstmal sehn, ob ihm das überhaupt paßt, bei uns.
Ahlers schnappt sich einen Koffer.
Ahlers: Los, komm nochmal gleich mit hoch. Noch'n kleinen zur Brust nehmen. Ist übrigens nicht erlaubt. Höchstens für'n halbes Jahr. Damit du gleich ganz klar siehst.
Gehen los.

Innen, tags, Wohnung Ahlers

Plakat an der Wand in Kanzkis neuem Zimmer. Antikes Relief, Liebespaar in Aktion. Dazu die Schriftzeile LIEBE IST BESSER ALS KRIEG. Im Anschnitt, ganz knapp, jetzt das Gesicht oder ein Stück vom Gesicht von Renate A., die sich das Plakat ansieht.

Ahlers: (Off — aus der Badewanne) Eh, Muschi! Rückenschrubben!
(Bildwechsel, der nächste Szenenabschnitt. Ahlers in einer Badewanne. Sonst keine Dekoration. Während der nächsten Sätze kommt Renate an die Wanne, nimmt den harten Schwamm und schrubbt.
Ahlers: — Au! Nicht so doll!
Renate: Du wirst ganz schön dick.
Ahlers: Hauptsache, du wirst nicht plötzlich mal dick.

Renate: Keine Bange. Nee, aber wirklich, — die haben dir da vielleicht ein Bild an der Wand, dieser Kanzki!
Ahlers: Warst du da schon wieder drin?
Renate: Er hat ja gesagt, vor abends kommt er nicht wieder. — Wo haben die so'n Bild bloß her? Sieht aber ganz schön aus: So richtig mal zwei flott im Sitzen — aber er oben, irgendwie. Und sie hat'n Kranz auf.
Ahlers drückt einen kleinen Schwimmfisch zwischen den Knieen ins Wasser und läßt ihn dann aus dem Schaum springen.
Ahlers: Möchte mal wissen, was sowas mit Krieg zu tun hat.
Renate: Was?
Ahlers: Bei Kanzki an der Wand die Nackedeis!
Renate: Das'n ganz Scharfer, ist das!
Ahlers: Alles 'ne Zeitfrage. Laß den erstmal arbeiten. So, mach Schluß. Hier — Feuer!
Ahlers hat sich eine Zigarette zwischen die Lippen geklemmt und streckt sie seiner Frau hin. Renate gibt ihm Feuer.
Renate: Du rauchst nochmal im Sarg!
Ahlers: Ahlers lehnt sich gemütlich zurück.
Ahlers: Klar, darum laß ich mich ja auch veräschern!
Ahlers: Ahlers allein.
Komisch, der Schaum . . . Sieht immer aus, als ob die Wanne leer ist.
Bild stehen lassen. Gorlass liest erstmal aus dem Off.

Innen, abends, Zimmer der Studenten

Wenn möglich, dann sollte man jedesmal, wenn diese Gruppe eine Szene bekommt, zuerst eine Kamerafahrt von oben nach unten auf die im Kreis herumsitzende — bzw. liegende Gruppe versuchen, um, im Gegensatz zu den Einzelpersonen sonst, hier auch optisch den Gruppencharakter zu haben. Künzel hat seinen Kopf jedesmal in Löbleins Schoß. Man weiß nie genau, ob er schläft, oder träumt, oder sich nur konzentriert. Kanzki spielt gern mit lädierten Aufziehpüppchen. Vorläufig noch das Badewannenbild mit Ahlers in der Wanne. Dazu die Stimme vom lesenden Gorlass: (liest den Text für ein Flugblatt über Griechenland und griechische Gastarbeiter.)

Gorlass: Amen.
Künzel: Hat jemand Einwände?
Kluth: Gorlass hat vollkommen Recht.
Künzel: (Zu Löblein) Bekommt ihr das Übertragungsgerät?
Nele: Kluth zu Nele.

Christian Geissler: Altersgenossen

Kluth: Das können wir später klären. Hat jemand Einwände? Keine Einwände.

1. Student: Paßt nochmal eben auf: Nele fragt nach dem Übertragungsgerät. Gut. Wenn unsere Aktion für die griechischen Genossen laufen soll, brauchen wir wahrscheinlich so'n Ding. Aber: Was wollen wir eigentlich übertragen? Die Rede von Gorlass? An wen? An Arbeiter?!

Gorlass: Was ist denn? Das ist doch geklärt, inzwischen! Wir demonstrieren vor Arbeitsbeginn vor dem Haupteingang Halle B. Wir haben die Transparente, wir haben meinen Text. Wir haben die Informationen vom verdeckten Einsatz der Ausländer-Polizei gegen die griechischen Genossen dort im Werk. Wir werden diskutieren mit jedem, der kommt.

1. Student: Und sie werden uns auslachen und sich an den Kopf fassen!

Gorlass: Die werden sich nochmal wundern!

Kanzki: Aber nicht über die Faschisten in Griechenland! — Die Situation der griechischen Arbeiter ist diesen Konsumproleten absolut schnuppe.

Nele: Woher weißt du das?

Kanzki: Zum Beispiel die Leute, bei denen ich jetzt wohne. Die beiden waren gerade in Griechenland! Fast drei Wochen!

Kluth: Und?

Kanzki: „Keine besonderen Vorkommnisse“, sagt Ahlers. „Schön warm!“ (Nach einer Pause) Die sind doch alle fix und fertig.

Gorlass: Schickt den Typ mal nach Saigon! Wenn er zurückkommt, erzählt er euch, was von Helgoland.

Innen, Tags, Wohnung Ahlers
Frühstückstisch, Ahlers und Renate A. Sehr gute Stimmung. Renate A. liest vor, aber es muß ganz klar so gelesen werden, daß man merkt: Hier wird nichts ernst genommen, sondern hier nimmt man sich selber auf den Arm bzw. die, die meinen, einem Proleten was bieten zu können!

Renate: Hier — (zitiert) Widder, ersten bis zehnten: Sind Sie etwa im Betrieb schon wieder aus der Reihe getanzt? Dann brauchen Sie sich gar nicht zu wundern, wenn man sich demnächst auch einmal um Ihre Privatangelegenheiten kümmert.

Ahlers: *Ahlers mit vollem Mund.* Immer kümmern lassen. Hier — kein Salz mehr!

Renate: Renate A. holt Salz, reißt Kalenderblatt ab, kommt zurück an den Tisch.

Renate: Wolln wir Sonntag mal wieder los? Ostsee oder so?

Christian Geissler: Altersgenossen

Ahlers: Sicher, warum nicht — hast du noch Geld für Benzin? Übrigens — also wenn ich da überhaupt mitmach — demnächst — weiß man ja alles noch nicht so genau — also wenn das klappt — sonntags ist da ja dann auch vielleicht Übung manchmal — klar ... Und was übt ihr da?

Renate: (Mit vollem Mund) Irgendwas. Ist doch egal.

Ahlers: Du bist ja auch verrückt genug für so was.

Ahlers: Hobby ist Hobby.

Ahlers: Paß auf, der Honig. — Und mit dem Brief aus Griechenland neulich — das war wohl auch alles bloß 'n Hobby, was?

Ahlers: Warum denn nicht?! Die Griechen hier oben bei uns — also die sitzen doch da unten politisch fast alle in der Scheiße. Weißt du doch selber. Und wenn wir gerade mal da unten so rumliegen — und die schieben uns 'n Brief zu — sicher ist sicher — die Polizei ist bei denen doch hinter den Briefen her — ganz klar — nehm ich doch glatt mit hoch hier zu den Brüdern — kost' mich doch nichts. Und außerdem — hör mal eben zu, Muschi: Du hast da überhaupt nichts von mitgekriegt, alles klar?

Renate: Warum das denn?

Ahlers: Warum, warum! — Ist doch egal, warum.

Innen, abends, Studentenzimmer

Kluth: Redet ihr manchmal was?

Kanzki: Ist ihm wurscht, was ich rede. Mal 'ne Abwechslung, sagt er.

Kluth: Und was noch?

Kanzki: Nichts!

Kluth: Widerwillig weiter, mehr für sich.

So alt wie wir. Die Frau im gleichen Betrieb wie der Mann. Beide nicht organisiert.

Gorlass: Gummibaum, Auto, Fußball und Bausparvertrag!

Löhlein: Das schöne kleine Haus in Louisiana!

Kluth: Weiß er, was wir machen?

Kanzki: Klassenkampf findet er komisch, — bestenfalls.

1. Student: Er wird schon nochmal was erleben, was er nicht komisch findet!

Kluth: Aber bestimmt nicht bei uns. Wenn, dann am Arbeitsplatz, im Betrieb.

Kanzki: Vorsicht! Kluth kommt uns wieder mit seiner armen alten Arbeiterklasse. Ich warne!

Kluth: Vor was? Vor Ahlers? Die Arbeit, die wir als politische Gruppe vorhaben — radikale Aufklärung, Emanzipation an der Basis — wenn wir mit diesem Plan nicht in die Betriebe kommen ...

Künzel schlaftrig aus Löhleins Schoß.

Künzel: Wir sind ein Aktionskollektiv — und kein Agitpropverein.
Leise zu Lölein.
Heißt das so, Schnubbi?

Nele: Kluth hat hier neulich ein Beratungsbüro für Arbeitnehmer vorgeschlagen. Lohnsteuerberatung, Jahresausgleich und sowas, Arbeitsrecht. Über Ahlers kämen jetzt vielleicht Leute zu uns, für die sowas wichtig ist.

Kanzki: Ogottja — ,kämen! Mensch, das ist doch alles x-mal von uns diskutiert worden!
Lölein genüßlich im Rahmen ihrer Selbstdarstellungsbemühungen.
Lölein: Und abgelehnt worden. Wir diskutieren hier nicht Lohnsteuertabellen, sondern bekämpfen gesellschaftliche Basisstrukturen. Und wir brauchen kein Büro, sondern provozieren Bewegung. Aber auf welcher Seite!

Nele: *Künzel aus Löleins Schoß.*
Künzel: Liebling, mach noch einmal die Bewegung . . .!
Gorlass sachlich zu Kanzki.

Gorlass: Wie ist die Frau? Hübsch?
Nach einer Pause wieder sehr resigniert.

Kanzki: Besser man sagt, daß mit den Leuten in den Betrieben überhaupt nichts mehr los ist — als man hängt sich an irgend einer dollen Proletenstory hoch — bloß weil uns sonst nichts mehr einfällt.
(Nach einer Pause, zu Nele) Setz du dich mal drei Stunden zu Ahlers ins Wohnzimmer! Da bleibt dir die Spucke weg. Da kommst du dir plötzlich vor wie der letzte Irre!

Kluth: Du sollst ihm ja auch nicht gleich 'ne rote Fahne in die Hand drücken. Rede doch einfach erstmal irgendwas mit ihm. Und wenn er mir nicht zuhört?

Kanzki: Dann höre du ihm zu!
Kanzki unsicher.

Kanzki: Die Bildzeitung kenn ich auch so.
2. Student: Also ich würde vielleicht mal erstmal davon ausgehen, daß dieser — wie heißt er?

Kanzki: Ahlers.
2. Student: Ja, — also daß dieser Ahlers — vielleicht ist das der erste vernünftige Mann, den du überhaupt triffst.

Kanzki: Unsinn.
Kluth: Moment. Bisher sind wir in den politischen Gruppen fast ausschließlich unter uns. Was das für die Arbeit bedeutet, sieht man. Ahlers hat pro Tag mehr Realität vor der Nase als wir im ganzen Semester.

Kanzki: Nein. Objektiv, mag sein, ja, vielleicht, aber . . .
Kluth: Ahlers hat die materielle Erfahrung dessen, was wir bisher nur wissen.

Nele: Man müßte ihn einfach erstmal drauf bringen, seine eigenen Bedürfnisse zu artikulieren. Solange wir nur immer versuchen ihm klarzumachen, wie das Endprodukt auszusehen hat, muß er ja Komplexe kriegen.

Kanzki: Ja. Ich möchte mal von ihm selber hören, was er will — und was ihn ankotzt — keine Ahnung.

Lölein: Wir kotzen die an! Wir haben das doch erlebt. Bei Demonstrationen stehen Ahlers und Konsorten am Straßenrand und heizen die Bullen an.

1. Student: Untersuch doch endlich mal, warum die das tun!

Kanzki: Wir sind kein Analysierclub. Wir haben die Griechen-Aktion vor. Wer macht was mit wem zusammen wann wo.

Kluth: Tut mir leid. Ohne Leute wie Ahlers hat unsere Arbeit auf die Dauer überhaupt keine Chance.

Nele: Ich stelle den Antrag, daß die Gruppe beschließt, daß Kanzki bis auf Weiteres für den Kontakt mit Ahlers arbeitet.

Kluth: Ist jemand gegen diesen Antrag!

Kanzki: Gegen den Antrag! Ahlers' Mief schafft ihr nie!

Renate: *Detailaufnahmen Frauenarbeit an feinmechanischen Kleinstteilen.*
(Off) Belichtungsmesser. Ziemlich fummelig. Immer dasselbe. Ungefähr vierhundert Stück pro Tag.

Renate: *(Off)* Ja von morgens bis abends — und immer dieser Druck — der Druck ist immer das Schlimmste. Und abends bis du manchmal so richtig am Heulen . . . Ich wollte da auch schon mal raus, ja —.

Renate: *(Off)* Nee, schlechter bezahlt! Warum? Wieso warum? Ist nun mal so. Hauptsache, wenn mittags mal die Sonne scheint . . . immerhin, 'ne halbe Stunde . . .

Außen, tags, Werkhofwand

Renate und ihre Kolleginnen sonnen sich in der Mittagspause.
Die drei Gesichter der Frauen, die sich sonnen: Aufgeregte, regungslose Gesichter.

Renate: Ja, er malt Puppen.
1. Kollegin: Ich denk, der studiert?

Renate: Am liebsten kranke Puppen.
1. Kollegin: Wieso krank?

Renate: Blinde. Oder mal eine an Krücken. Oder kleiner Puppenrollstuhl. — Oder auch mal zwei zusammengewachsen . . . Neulich hat er eine im Sarg gehabt. Richtig mit Kerzen.

2. Kollegin: Igitt!
Renate: Nee, wieso? Sein Freund sagt immer, er soll die Bilder mal an 'ne Kinderbuchfirma schicken.
2. Kollegin: Geschäft machen auch noch!
Renate: Die ganze Gegend hier geht am Stock, sagt er. Warum nicht mal die Puppen.
1. Kollegin: Und sonst?
Renate: Ganz nett. Tolle Bücher.
2. Kollegin: So Sittensachen alles, was?
Renate: Nee, überhaupt, aus Amerika, und aus Rußland, und Bildermappen, und von Negern — kommt man gar nicht so drauf.
2. Kollegin sieht auf die Uhr.
2. Kollegin: Wir müssen wieder hoch.
Lehnt sich wieder in die Sonne.
1. Kollegin: Ein Glück, erstmal wieder Wochenende, morgen.
Renate: Mein Mann fährt morgen wieder schwarz.
2. Kollegin: Bringt das was?
Renate: Weiß man nie so genau. Taxi ist mal so mal so.

Außen, tags, Taxistand

Taxifahrer im Taxi, Heftchen lesend, vor Taxirufäule. Außen, gegen das Taxi gelehnt, Ahlers, Gesicht in der Sonne, ähnlich reglos wie eben die Frauen. Auch hier keine Bewegung beim Reden.

Ahlers: Ganz schön warm.
Taxifahrer: (Keine Antwort)
Ahlers: Wartet ih' schon lange?
Taxifahrer: Ist doch egal.
Ahlers: Ihr habt ja ganz schöne Nerven.
Fahrer liest weiter.
Fahrer: Ist doch egal.
Ahlers: Mir nicht.
Fahrer liest weiter.
Fahrer: Ist doch egal.
Ahlers: So siehst du auch aus.
Ahlers reckt sich.
Fahrer: Paß auf! Der Lack!
Ahlers: Ist doch egal.

Innen, tags, Universität

Kopf eines jungen Universitätslehrers, referierend.
Uni-Lehrer: Ein weiterer, von uns zu berücksichtigender Faktor bei der Bewußtseinsdefinition des heutigen Industriearbeiters liegt schließ-

lich, und daran sollten wir vielleicht am nächsten Freitag anknüpfen, darin, wie von ihm selbst seine Fortkommensaussichten beurteilt werden. Für ihn klar bestimmbar Chancen der Ranglageverbesserung engen zwar einerseits seine Aufmerksamkeit sehr stark ein auf das Nahfeld seiner persönlichen Zielvorstellungen, verhindern aber eben damit gleichzeitig das Zustandekommen eines stärkeren, etwa politisch aktiv werdenden Klassenbewußtseins.

Innen, tags, Wohnung Ahlers

Plakat in Kanzkis Zimmer. Bleibt noch stehen, zunächst, auch wenn Renate und Kanzki schon reden. Wechselt dann mit Aufnahmen aus dem Stalingradband, bevor der Dialog selbst ins Bild kommt.

Kanzki: (Off) Ich denk, Sie machen heute Putztag.
Renate: (Off) Schon fertig. Und ich kann ja auch ruhig mal bei Ihnen rumsitzen, haben Sie gesagt — wenn Sie nicht da sind.
Kanzki: (Off) Sie sitzen ja gar nicht!
Renate: (Off) Tolle Bilder. Wenn man das mal so richtig sieht — alles ein Blödsinn ...
Kanzki kommt mit Teekanne.
Kanzki: Für Sie auch?
Renate: Kann ich doch machen.
Kanzki holt noch ein Glas.
Renate: Sie werden nochmal 'ne prima Hausfrau.
Kanzki: Und Sie? Student?
Renate: So weit kommt das noch!
Kanzki: Ach so, Löffel. Hab ich Ihnen dies Flugblatt hier schon mal gezeigt?
Renate, nachdem sie kurz drauf geguckt hat.
Renate: Ich denk, Sie war'n noch nie in Griechenland.
Kanzki: Aber Sie. — Lesen Sie's mal. — Zucker?
Renate, nachdem sie wieder ein Stück gelesen hat.
Renate: Schreiben Sie manchmal sowas?
Kanzki: Mit Freunden zusammen. — Zucker?
Renate: Ja, ziemlich viel.
Liest wieder, dann:
Renate: Bei uns oben in der Abteilung kommen nämlich überhaupt keine Griechen rein. Da haben wir genug eigene. Die Griechen komm' in' Keller. Eigentlich ja auch wieder unmöglich irgendwie. Aber von hier welche würden sie da nämlich nie runterkriegen. Und ein Gestank ist da unten!

Kanzki: Von den Griechen?
 Renate: Nee, wieso? Von der Heizung! Alles nicht richtig dicht.
 Kanzki: Profit, Profit! Und mit den Kulis von da unten können sich die Herren ja auch immer noch alles leisten!
Renate nach den ersten Schlucken Tee, nachdem sie eigentlich überhaupt nicht weiß, warum sie hier bei Kanzki rumsitzt.
 Renate: Soll ich mal was sagen? — Wenn Sie reden ... also Sie reden nämlich immer so, als wenn Sie alles wissen. — Ich weiß ja auch nicht ... aber wenn Sie mal bei uns im Betrieb wärn ... sagt mein Mann auch neulich ... Also als wenn Sie alles immer bloß falsch finden. — Dabei ... also mein Mann zum Beispiel ... und hier die Wohnung —. Und wenn Sie zehnmal was wollen, — und sogar wenn alle das wollen ... das bleibt doch immer alles so wie immer.
 Kanzki: Wie kommt das?
 Renate: Ja, wie kommt das ... Sie finden so ziemlich immer alles falsch, was?
 Kanzki: So ziemlich!
 Renate: (Zögernd) Wenn Sie alles falsch finden ... also dann müßten Sie ja eigentlich auch wissen, was richtig ist.
 Kanzki: Mal angenommen.
 Renate: Und was ist richtig?

Innen, tags, im Werk
Frühstücksgruppe am Arbeitsplatz Ahlers. Ahlers sitzt ein bißchen abseits.
 1. Arbeiter: (Zu Ahlers) Sag du doch mal was! Du hast da doch jetzt so'n Studenten laufen — bei dir inner Wohnung —.
 2. Arbeiter: (Ironisch) 'N Verwandter, klar, wissen wir ...
 Ahlers: Und?
 1. Arbeiter: Wieso, und?
 Ahlers: Keine Ahnung.
 2. Arbeiter: Ist ja auch ganz egal. Wer frech wird, kriegt 'n paar an die Eier. Fertig. Aus. War schon immer so.
 1. Arbeiter: Von wegen! Hier — die Penner haun zurück!
Hält dem anderen eine Zeitung hin.
 Guck dir das an: Pflastersteine!
 2. Arbeiter: War ich doch bei! Und gestern erst wieder!: Hier bei uns gleich um die Ecke — ich hab hinterher noch mit einem von den Straßenbahnschaffnern selber gesprochen — also Tatsache: Beide Scheinwerfer vorne eingetreten! Setzen sich einfach quer, die Brüder! Und er mit seinem Schlitten ja auch immer schön langsam drauf

los — hilft ja auch nicht — muß ja fertig — die Leute ha'm ihren Fahrschein ja auch teuer genug bezahlt.
 1. Arbeiter: Genau wie dreißig dreiunddreißig. Bloß heute — also wenn da mal einer richtig durchgreift, dann schrein sie.
 2. Arbeiter: Immer schrein lassen.
 1. Arbeiter: Sicher. Liegt sowieso bald mal wieder einer flach, — paß mal auf ...
 2. Arbeiter: Wird auch Zeit.
 1. Arbeiter: (gespreizt) Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um.
 2. Arbeiter: Die soll'n lern soll'n die.
 1. Arbeiter: Ja, lernen! Bloß frag mal was die Lern'! Hier — immer bloß diesen hier — triko-trako!
 Ahlers: Möchst' du wohl auch mal wieder, was, Opa? Für'n Studenten bist du aber schon reichlich alt. Paß bloß auf! Bild macht impotent!
 1. Arbeiter: Ach du dahinten! Du bist ja schon bald genau so 'ne Type wie die!

Innen, abends, Wohnung Ahlers
Freizeittisch Ahlers Samstagabend, Wohnzimmer: Bier, Salzstangen, Illustrierte, Lockenwickler und Rauchkerze. Man sieht nur die Sachen auf dem Tisch, Einzelheiten, Hände, die mit den Sachen umgehen, keine Gesichter — erst bei Ahlers letztem Satz Ahlers Gesicht.
 Renate: Und wenn die bei uns die Bude stürmen, irgendwann mal, bloß mal angenommen — ? Oben, die Leitung, die würden doch — Tun die nicht.
 Ahlers: Und wenn?
 Renate: Kanzki weiß, was dann kommt.
 Ahlers: Was weiß Kanzki?
 Renate: Den und all die Brüder — die haun wir doch platt in nullkommanix. Fertig.
 Renate: Warum denn?
 Ahlers: Warum!
 Renate: So blöde ist Kanzki doch gar nicht.
 Ahlers: Oha! Guck mal an! — So schlau bin ich auch schon!
 Renate: Und warum platt haun?
 Ahlers: Warum denn nicht?
 Renate: Nee, los, — sag doch mal!
Ahlers Gesicht bildbeherrschend, überraschend heftig, schon mit einer Spur Angst.
 Ahlers: Verdammmt, weil das unsere Sache ist! Die Firma, das ist hier unser Laden — und fertig!

Innen, abends, Wohnung Ahlers

Die Szene beginnt in Kanzkis Zimmer. Ahlers schiebt einen Leitzordner mit Flugblättern etc. rüber zu Kanzki.

Ahlers: (grinsend) Arbeitermacht statt Sozialpartnerschaft! — Mannomann! Das klingt mal wieder so richtig irgendwie doll. Also, nee, ja, gut, ist in Ordnung — pack mal erstmal wieder ein, den Hetzkram.

Steht auf.
Du machst hier sonst bloß noch die Pferde scheu. Los, komm rüber!
Jetzt ist Sonnabend!

Beide gehen in Ahlers Wohnung. Zu Renate:
Los Muschi, mach schon mal an. Die sind doch schon lange am Treten, die Jungs.

Renate geht zum Fernseher.
Gibts hier nichts mehr zu trinken, oder wie seh ich das?

Find du man immer eine, die dich bedient!
Von Fußball hab ich keine Ahnung.
Hinsetzen! — Die kriegst du bei Ahlers.
Sie können mir ja morgen davon erzählen.

Ahlers: Spinnst du? Erzählen! Los, du bleibst jetzt schön hier.
Stößt Kanzki zurück in einen Sessel.

Du kannst doch nicht einfach mal eben kneifen, bloß weil du keine Lust für Fußball hast!

Renate freundlich, ironisch
Für Fußball hat man eben Lust!
Richtig, Muschi, hat man auch! — Ich lauf ja auch nicht einfach weg, wenn er mir mit seinen Sachen kommt. Und jetzt kommen meine! —

Ahlers: Dok: Fußball-Fernsehübertragung, das Spiel hat soeben angefangen.

(Off) Na bitte! Da sind die Jungs doch schon! — Der kleine, ganz links, mit den Dackelbeinen — das ist Görtz, — flinker Junge! — Erstmal sind sie natürlich noch kalt ...

Kanzki nach einer Pause.
(Off) Und wer gewinnt?
(Off) Die Besserer!
(Off) Ich bin für die Schwächeren.
Genau so siehst du auch aus! Wer schwächer ist, hat selber schuld!
— Los, Muschi, mach mal lauter!

Innen, tags, Werkstattkantine
Die Pop-Knöpfe am Käntinentisch. Folgende Knöpfe im Bild,

dazu, im Off zunächst, der Dialog der Kolleginnen mit Renate Ahlers. Knopftitel: SEID GUT ZU VÖGELN, BILD MACHT IMPOTENT, ICH BIN ÜBER 16, NICHT DANKEN — DENKEN!, MITEINANDER — AUF EINANDER.
Dialog gleichzeitig.

(Off) Ganz schöne Schweine!
(Off) Könnt euch welche aussuchen.

(Off) Was besseres haben die auf der Uni wohl auch nicht zu tun, was?

(Off) Ja, komisch — und Kanzki hat da eigentlich auch gar nichts mit vor. Findet er blöde, sagt er. „Konsumscheiße“ sagt er dazu.
(Off) Aber anschleppen, den Mist. Und dann die andern immer mal so rumlaufen lassen. Sind ja dumm genug. — Son Mist!
Jetzt im Bild die drei Kolleginnen und Renate am Käntinentisch.

Und was sagt dein Mann, wenn du sowas an hast?

Der lacht. — Tu ich ja auch gar nicht —.
Ja, „lachen!“ Und abends im Bett kommt er nicht hoch.
Alles bloß immer Gerede.

Sieht der eigentlich gut aus?
Also wenn er mal rasiert ist — und Frisur und alles ... Neulich komm ich ins Badezimmer, steht er vorm Spiegel und rülpst sich selber an — aber so richtig aus'm Bauch — gezogen!
Igitt!

Renate: Und ich sag noch gar nichts — da sagt er: Alles bloß Vorurteile, Frau Ahlers!

Innen, abends, Wohnung Ahlers

Ahlers kommt ins Zimmer von Kanzki. Kanzki sitzt auf dem Fußboden neben dem Plattenspieler. Partisanenlieder.
Zu laut?

Ahlers: Was machst du denn da unten? Sauer?
Kanzki: Drüben bei euch ist schwer was los, was?
Ahlers: Das sind alles die, die voriges Jahr mit in Griechenland waren.
Komm mal mit rüber.

Kanzki: Keine Lust.
Ahlers: Macht nichts, los, hoch!

Ahlers zieht Kanzki hoch.
Ich will hier noch was fertig machen. Über Griechenland.
Was weißt du denn von Griechenland?

Kanzki: Ich bin noch nicht ganz fertig.
Ahlers: Stimmt! Du bist überhaupt noch nicht so ganz richtig fertig! —
Los, komm!

Ahlers schiebt Kanzki zur Tür.
Ahlers: (leise) Und hör endlich mal auf mit dem Sie! Die sind doch alle aus'm Betrieb! Wir sind doch Verwandte!

Innen, abends, Wohnung Ahlers
Ahlers und Kanzki sind gerade ins Zimmer gekommen. Ahlers halb grinsend, halb aufgereggt und unsicher, wie sein Freund bei seinen Kollegen wohl ankommen wird.

Ahlers: Der Dokter war so frei. Darf ich mal kurz vorstellen: Mein Stieffbruder um drei Ecken, Kanzki.
Zu Kanzki: Und das sind alles Kollegen. Die Namen behältst du ja doch nicht. (... angenehm ... angenehm ...)
Ahlers gibt Kanzki den Platz neben Walter.
Ahlers: Komm, hier, ich setz mich rüber zu Muschi.
Renate zu Kanzki: Auch Bier?
Ahlers: Nee, komm, gib ihm mal gleich was Hartes. Damit er flott wird.
Walter: Stammt das Flugblatt hier von Ihnen allein?
Renate zu Kanzki: Die wollten nämlich alle unbedingt das Griechenflugblatt sehen.
Renate: Macht das was?
Erwin grinsend.
Erwin: Ist doch immer ganz nett, so was.
Josef: Das ist nicht einfach bloß 'nett', Erwin, das ist Idealismus. Davon verstehn wir nichts!
Ahlers: Mal erstmal Prost!
Man trinkt.
Ehefrau 1, mütterlich, mit leichtem Vorwurf zu Kanzki.
Ehefrau 1: Ahlers' haben uns nämlich erzählt, daß Sie noch nie in Griechenland waren.
Walter: Weshalb schreiben Sie denn dann so'n Ding?
Ahlers zu Kanzki: Walter ist nämlich schwer gegen den ganzen politischen Kram von euch.
Walter: Was heißt 'gegen'?
Mehr vor sich hin.
Walter: Es war nämlich sehr schön in Griechenland. Das wolln wir vielleicht nur erstmal festhalten.
Josef zu Renate.
Josef: Hat er denn eure Dias noch nicht gesehen?
Renate: Der mag keine Dias.

Ahlers: Der mag nämlich ziemlich viel nicht!
Josef: Warum das denn? Ihr seid doch jung! Als wir so alt warn, da war Sibirien — rabota!

Erwin: Was hat das denn damit zu tun?
Josef: Ja, du dahinten! Dir ist ja sowieso alles egal. Was anderes weißt du doch überhaupt nicht.
Erwin: Du denn?!

Josef: Also jedenfalls nicht immer gleich gegen alles meckern. Bestimmte Sachen muß man eben einfach erstmal anerkennen.
Zeigt auf Walter.
Walter: Hör dir ihn mal an! Von drüben!
Walter wieder zu Kanzki.
Walter: Also ich will hier bestimmt nicht extra einen aufdrehn. Und ich weiß ja vielleicht auch noch gar nicht so richtig, was bei euch los ist in der Uni. Bloß — also was uns Ahlers jetzt immer so alles erzählt ... Mal'n paar Monate drüben wär vielleicht mal ganz praktisch für euch.
Bloß weil du da abgehauen bist — das' doch kein Standpunkt.
Walter: Oder doch ... Warum bin ich denn weg ... von zuhaus ...?
Josef: Ja, ist ja gut, Walter, — laß man — das wirst du schon selber wissen.
Renate: Bei uns war erst neulich wieder eine drüben in Urlaub. Schick billig.
Ehefrau 2: Wenn ich mir sowas vorstell! Die sollten von uns keinen Pfennig kriegen.
Renate: Da können die mehr mit anfangen als mit deinen Kaffeepäckchen!
Zu Kanzki.
Oder?
Walter zu Renate.
Walter: Hast du nochmal 'n Schluck?
Walter bekommt zu trinken, trinkt, redet dann wieder nur mit Kanzki.
Walter: Herr Kanzki, wenn Sie in diesem Land was zu sagen hätten — was wär denn dann als erstes dran?
Erwin: Seid gut zu Vögeln!
Ahlers: Eh, Erwin, brems ab! Hier sind Damen zwischen!
Josef noch auf Walters Frage bezogen und auch an Walter gerichtet.
Josef: Das ist nämlich immer die Sache: Wenn sie mal genau sagen sollen, was sie wollen, dann kommt nichts.
Walter zu Kanzki, der nach wie vor nicht zu Wort kommt, sich

auch nicht sehr danach drängt, sondern den Redenden zusieht und trinkt und raucht.

Walter: Man kann doch nicht bloß immer alles runtermachen — oder doch?

Josef: Können kann er — bloß ob wir das wollen!

Walter zu Kanzki. Interessiert Sie das überhaupt?

Ahlers: Nee, komm, Walter, das gibts nicht! Das hab ich euch alles genau erzählt. Der Junge ist prima in Ordnung. Den kannst du nämlich alles fragen. Und der weiß auch was. Nun mach Du hier nicht diesen!

Leise zu Kanzki. Los, sag doch mal was!

Kanzki fängt an, aus Streichhölzern einen Turm zu legen.

Josef zu Ahlers. Gleich, warte nochmal eben!

Zu Kanzki. Ich will nämlich nur nochmal 'ne kleine Geschichte erzählen. Also neulich war das, bei der Beerdigung von mei'm Vater. Und wir komm' da zum Friedhof und ich krieg kein' Parkplatz! Und das war 'ne Beerdigung von' Arbeiter war das! Mein Vater war nämlich auch immer bloß 'n ganz kleiner Wühler gewesen. Und jetzt stehn da lauter Autos von Kollegen! — Ich mein bloß ... Und in Griechenland, da war mein Alter nämlich auch noch nie hingewesen — sowas gabs früher überhaupt nicht — so mein ich das —!

Ahlers: Ja, ,früher'! Früher wenn du oben warst, dann warst du Kleingärtner — bestimmt! Jeden Sonntag 'ne Stunde Straßenbahn — oder mit'm Rad und fertig. Mehr war nicht drin.

Ehefrau 1: Und ich finde, man kann ja auch ruhig mal was sagen, wenn einem was nicht gefällt, — bloß eben anders irgendwie ...

Walter immer gleich gedämpft, isoliert, leicht verkrampt und aufmerksam. Tomaten schmeißen — kommt da was bei rum?

Ahlers: Sagt er doch gar nicht. Den kenn ich.

Zu Kanzki. Los, fang mal an!

Josef: Nee, laß noch mal eben ...

Wieder zu Kanzki. Neulich wollten sie so'n paar Studenten mal kurz mit zur Wache nehmen. Geht ja nicht anders, wenn du dich irgendwo querlegst ... Und was machen die Brüder? — Hab ich gelesen: Die

ziehn plötzlich jeder 'ne Tüte Bonbon aus der Tasche und halten sie den Bullen vor die Nase — ,hier, machst auch einen? — so ungefähr! Was solln die machen? Ist doch peinlich, sowas! (muffig) Polizei ist doch Wahnsinn!

(grinsend) Nicht unbedingt, Erwin. So mit Blaulicht immer bei Rot in' Gegenverkehr reinjagen — das' doch Musik!

Sicher. Bloß wann hast du das schon mal. Die meisten von den Brüdern fahrn doch zufuß nach Hause.

Walter zu Erwin und Ahlers. Mannomann! Wenn man euch so reden hört ...! Wo habt ihr das bloß her? Ich will jetzt mal was sagen: Die drüben, die warten nämlich bloß darauf, daß wir hier total verblöden — und dann laß hier mal was wackeln ... Was dann kommt, da guckt ihr euch aber um!

Zu Kanzki. Du dich auch.

Ehefrau 1: Da kriegt ihr dann nämlich plötzlich oben so Leute am Sitzen, die können noch nicht mal anständig deutsch. War doch neulich erst wieder, im Ostfernsehen, dieser Ulbricht: Sowas ist doch das letzte! Tischler, oder was ist der? — Macht ja nichts, aber — also ich weiß gar nicht — ist mir direkt immer was peinlich, sowas ...

Ahlers leise zu Kanzki. Los, Kerl, jetzt sag was!

Kanzki: Was soll man denn da noch sagen?

(Gelächter) Walter: Das ist gar nicht so witzig. Schlimm genug, wenn Ihnen schon nichts mehr einfällt, Herr Kanzki. Ich darf vielleicht mal'n bißchen deutlicher werden: Wenn Sie und Ihre Freunde wirklich mal 'ne zeitlang rübergehen würden, dann würden Sie, wenn man Sie überhaupt wieder heil rausläßt, bestimmt nicht mehr das machen, was Sie jetzt machen.

Ein bißchen Stille. Kanzkis Turm ist fertig.

Kanzki: Also — ja — vielleicht möchte ich jetzt doch mal ganz gern was sagen —.

Zögernd weiter, zu Walter. Da Sie ja nicht wissen können, was wir machen — ich hab bisher noch gar nichts darüber gesagt, und die Zeitungen hier bringen ja meistens auch immer nur das, was die kleinbürgerlichen Zwangshaltungen ihrer Redakteure am besten reproduziert, klar — deshalb ist es für Sie natürlich ziemlich schwierig, sich auf das zu beziehen, was wir beim SDS tatsächlich machen. Aber, sicher — wenn Sie das wirklich genauer wissen wollen, dann könnten wir

hier ja mal im einzelnen drüber sprechen. Und außerdem, ...
Ablers erschrocken.
Renate: (gleichzeitig) Vorsicht!
Kanzki: *Kanzki gibt Erwin einen Stoß.*
Kanzki: Bis du verrückt?!

Die Gruppe hat nicht aufgepaßt. Erwin hat Kanzkis Streichholzturm angezündet. Das Minigebäude explodiert ziemlich anschaulich. Kanzki hat Erwin einen Stoß gegeben. Die Ehefrau 1 hat gequetscht. Kanzki kippt sein Bier über die brennenden Streichhölzer. Renate zieht, ziemlich unbewußt, sehr schnell das Flugblatt vom Tisch, von der Bierwelle weg. Ahlers hat das beobachtet. Jetzt redet man ein bißchen rasch ineinander.

Ahlers: Jetzt geht der Scheiß auch noch auf'n Teppich!
Kanzki: Ja, weiß ich, entschuldige — kann man vielleicht ja wieder waschen.
Ahlers: *Ahlers gegen Kanzki.*
Ahlers: Und der Tisch? Ist ja nicht deiner, was?
Zu Renate: Los, hol was! Fix!
Renate komischerweise etwas abwesend. Sie gibt Kanzki das Flugblatt und geht ab.

Sind wohl deine kleinen Sondernummern, was? — Aber nee, du warst das ja alles wieder gar nicht — du hast das Ding ja bloß so ganz nebenbei mal eben angedreht —.
(Brüllt ihn an) Hier, der Tisch!
Erwin: (lachend) Nicht so laut!
Ahlers: Sieht plötzlich Erwin.
Ahlers: Ja, komm — mal hoch, Erwin: Jetzt mach ich dich satt!
Ahlers boxt Erwin mit einem einfachen Stoß quer durchs Zimmer.
Ahlers, für den Augenblick etwas erleichtert, sieht sich nochmal die Tischplatte an.
Ahlers: Der hat nämlich über zweihundert Mark gekostet.
Josef zeigt auf Erwin, der am Boden hockt.
Josef: Und der lacht immer noch.
Zu seiner Frau: Komm man jetzt mit. Für heute ist erstmal Schluß hier.
Ehefrau 2 zum hockenden Erwin: So einen wie dich hätten sie drüben längst auf Vordermann. Schämst dich überhaupt nicht, was?
Kanzki: War meine Schuld. Tut mir leid.
Ahlers blitzschnell wieder in Fahrt.
Ahlers: Ja, leidtun'! Leidtun kann jeder!

Renate wischt inzwischen mit irgendeiner Politur über den Brandfleck auf der Tischplatte.
Renate: Laß doch jetzt erstmal — ist doch schon wieder gut, — guck doch mal — nur noch'n ganz bißchen.
Ahlers: Ja, ,gut! — Gut ist hier überhaupt nix!
Mehr für sich.
Mist, alles.
Plötzlich zu Kanzki.
Hör mal eben zu: Denk bloß nicht ... also für den Tisch steh ich nämlich 'ne Woche für in Lohn- und du liegst aufm Sack und machst Musik und denkst dir'n Flugblatt aus!
Zieht das Flugblatt aus Kanzkis Hand und zerreißt es.
Gib her den Mist. Das paßt mir nämlich nicht mehr.
Nimmt Renate den Lappen weg und versucht, den Fleck wegzuputzen.
Mal eben irgendwas anstecken, was? Und nachher ist das keiner gewesen. Und ich guck in die Röhre — hier!
Tippt sich an die Stirn. Kanzki guckt vor sich hin. Ahlers stößt ganz schnell, nicht sehr heftig, Kanzkis Kopf nach oben und zeigt ins Zimmer, u. a. auf Renate.
Los, guck dir das an! Das hab ich hier alles hingestellt. Und so soll das auch bleiben. Und wenn da einer beigeht, den leg ich flach. Alles klar?
Kanzki: Ich war ein Idiot, Ahlers, komm — ich mach das wieder in Ordnung.
Ahlers: Du? Da scheißt du doch drauf, auf Ordnung!
Renate: Was hast du denn plötzlich?
Ahlers: (brüllt) Sei ruhig!
Erwin: Die war das doch gar nicht.
Ahlers: Bist du immer noch hier?
Zu Kanzki: Los, hier —
Zeigt auf Erwin schnapp ihn dir — und ab mit dem Kerl, wo du mal warst —! In deinem Scheißrostock, da liegst du doch immer noch ganz genau richtig!
Licht jetzt so, daß Walter und Kanzki plötzlich abgeschlossen von den anderen sich gegenübersetzen. Erst später wird klar, daß die beiden in einer Kneipenecke sitzen.
Walter: Und von welcher Ecke?
Kanzki: Korndiech Ecke Liebknecht.

Walter: Und wann?
Kanzki: Mai 61.
Walter: Über Berlin?
Kanzki: Nee, Hitzacker, geschwommen.
Walter: Ganz schön kalt.
Kanzki: Und du?
Pause. Walter trinkt.
Walter: (ausweichend) Tja, — also wir haben jetzt den neuen Kadett ...
(Nach einer Pause) Du bist hier der erste aus Rostock seit damals.
Wie kommt das?
Walter: Ach Mann — diese ganzen Vereine hier drüben sind doch Krampf.
Kanzki: Ich hab auch schon so mal welche getroffen. Kennst du noch den Zahnarzt? Manthey?
Walter: Nee. — Sicher, ihr kommt mehr rum. So im Betrieb sitzt du immer ziemlich fest. Mann, sind die hier stur, manchmal.
Ahlers ist in Ordnung.
Walter: Dem kannst du alles verkaufen.
Kanzki: Jedenfalls auch das Richtige.
Walter: Ist dir das in der Elbe nicht endlich mal abgesoffen?
Kanzki: Ich kann schwimmen.
Walter: Ich nicht.
Kanzki: Und sonst?
Walter: (ausweichend, zögernd) Wir wolln nächstes Jahr bauen.
Kanzki: Respekt! (grinsend) Gleich mit Schutzraum oder erstmal noch ohne?
Walter ohne das Grinsen zu erwidern.
Walter: Dir fällt auch nur noch so was ein, was?
Kanzki: Ja, — die machen hier Sachen ...
Walter nach einer Pause, mehr für sich.
Walter: Wie kommt das eigentlich?

Innen, abends, Wohnung Ahlers

Kanzki: Nele und Kanzki auf der Couch. Das ganze zögernd.
Nein. Er wollte nur nicht, daß ich weggehe.
Nele: Und wo warst du mit Ahlers die ganze Nacht noch?
Kanzki: Sechs oder sieben Kneipen. Mindestens zehn Mark sind allein für Schießen draufgegangen. Schnellfeuerautomat in irgend 'ner Ecke. Auf Wildschweine oder Panzer oder was. Das war ihm ganz egal. Warum ist Ahlers denn eigentlich nicht allein losgelaufen? Er hatte doch Angst vor uns.
Kanzki: Er hat gesagt: 'N Kumpel fertig machen, das gibts nicht. Wann

hast du schon mal 'n Freund, sagt er, ist doch sonst bloß immer alles Beschiß.
Er hat Freund gesagt, und du sagst Kumpel.
Nein. Oder ja, doch. — Soll ich dir mal sagen, was wirklich los ist? Manchmal finde ich Ahlers — ich weiß nicht —: mies. Zum Kotzen kleinkariert. Seine Angeberei. Und wie er mit ihr redet —: „Musch“! Er weiß genau, daß sie ihn täglich fertigmachen, aber er spielt seine Rolle: Körner mit Auto und Überstunden und 'ner schicken Frau. „Musch“ — bäh.
(freundlich) Du redest wie ein Idiot.
Laß mich doch.
(nach einer Pause) Magst du seine Frau gern?
Ja. Sehr. Beide. Und wir reden. In der ganzen Zeit jetzt, in der ich bei Ahlers das Zimmer habe, ist mir das schon ein paarmal passiert: Ich hör mich reden. Ich steh irgendwo neben mir rum und hör mich auf Ahlers losreden.
(nach einer Pause) Warum redest du eigentlich nicht so mit ihm, wie er mit dir redet?
Wie redet er denn?
Warum antwortest du ihm nie?
Er hat mich noch nie was gefragt.
Doch. Wenn er dir antwortet. Wenn er dir dauernd zuhört und fast nie sauer wird und sogar manchmal noch sagt: Mach weiter.
(nach einer Pause) Er hat gesagt — als wir da so rumgelaufen sind, hat er gesagt, daß ich nicht weggehen soll. Hau doch nicht einfach so ab, hat er gesagt. Und ich dachte natürlich — also nach der Sache mit dem Tisch, klar, da dachte ich, er will, daß ich verschwinde.
(nach einer Pause) Weiß er eigentlich, daß wir die gleichen Interessen haben?
Nein. Anscheinend nicht.
(nach einer Pause) Warum nicht?
Außen, tags, Parkplatz vor Wohnblock Ahlers, Sonne
Ahlers und Kanzki gehen an die beiden nebeneinander geparkten Wagen. — Sie machen sich zu schaffen.
Ahlers: Das weißt du doch genau so gut wie ich. Zweihundert jeden ersten. Noch sieben Monate.
Kanzki: Acht Arbeitstage im Monat fürs Auto. Wöchentlich sechzehn Stunden.
Ahlers: Wahnsinn. Weiß ich.
Kanzki: Und warum überhaupt?

Ahlers etwas gereizt.
Ahlers: Wieso? Macht Spaß! Und jeden Tag den Weg zur Arbeit — ist ja einfacher. —
Plötzlich etwas unsicher.
Ahlers: Außerdem — sicher, also ich will mal so sagen: Brauchen tut man nämlich gar kein Auto.
Kanzki: (ironisch) Was einfach ist und was Spaß macht, braucht man ja auch nicht unbedingt.
Ahlers: Nee, wieso. Moment, klar, doch — und außerdem — viel was anderes bleibt dir doch gar nicht.
Kanzki nach einer Pause.
Ahlers: Was wärst du eigentlich am liebsten geworden?
(grinsend) Jetzt wirst du gleich wahnsinnig: Offizier beim Bund!
Gemütlich verlegen.
Ahlers: Also wie soll ich mal sagen: Waffen und sowas alles — überhaupt Waffensysteme — ist 'n Hobby von mir — schon immer.

Außen, zur gleichen Zeit, vom Balkon des Wohnblocks herunter
Nachbarin: Und sonst? Neulich sagt eine, der ist von drüben. Stimmt das?
Renate: Nee.
Nachbarin: Sagt ja auch keiner. Aber erlaubt ist sowas ja nicht.
Renate: Was?
Nachbarin: Untervermieten.
Renate: Haben Sie 'n Untermieter?
Nachbarin zeigt nach unten auf Kanzki.
Nachbarin: Nee, der!
Renate: Das doch 'n Verwandter!
Nachbarin: Ach 'n Verwandter — denkt man gar nicht.

Wieder unten bei den Männern an den Autos. Kanzki tut schon nichts mehr, raucht, genießt die Sonne und sieht Ahlers zu.
Kanzki: Hast du denn schon mal einen gesehen, den man zusammengeschossen hat?
Ahlers: Hab ich. Würde ich ja nie machen. Was soll das? Bei 'ner Nachübung war das. Der war im Nachthemd auf'n Bagger raufgestiegen. Bagger?
Kanzki: Wieso 'Bagger'? Ach so nee, Quatsch, Panzer wollte ich sagen ... Also der war auf'n Panzer raufgeklettert, nachts. Die Wache hat'n bißchen zu scharf hingehalten. Gibt ja immer so'n paar Verrückte. Befehl ist Befehl.
Ahlers: Nee. Verrückt ist verrückt! — Und außerdem, also ich will man so sagen: Als Offizier hast du eben immer gleich irgendwie ganz anderes Ansehen. Als Arbeiter bist du Scheiße.

Kanzki: Wie kommt das eigentlich?
Ahlers: Ist nun mal so. Und außerdem: Also genau genommen bin ich nämlich überhaupt gar kein Arbeiter.
Sondern?
Kanzki: Maschinenschlosser.
Ahlers: Und wer ist Arbeiter?
Kanski: Nach meiner Meinung ist das mehr so einer, der nichts gelernt hat — und auch nicht irgendwie weiter nach vorwärts will er auch nicht ...
Ahlers: Kann man nach vorwärts?
Kanzki: Leicht gesagt, sicher. Kann man. Klar. Bloß komm da erstmal drauf.
Kanzki: Wo drauf?

Außen, tags
Ahlers und Kanzki sitzen auf Steinbauen an einer Kanalböschung. Sie trinken Bier und rauchen. Manchmal steht der eine auf und wirft eine leere Bierflasche ins Wasser. Die beiden werfen nach der vorbeischwimmenden Flasche mit Steinen. Und reden weiter.
Ahlers: Keine Ahnung, warum. Hauptsache, die Kohlen stimmen. Und dann fängst du eben irgendwo an. Und stimmt ja auch. Ohne Geld bist du nichts. Und du willst ja auch nicht die besten Jahre so einfach immer nur als letzter Mensch rumkriechen — ohne Auto, und kein Zeug an, und nix im Zimmer und alles.
Kanzki: So wie Kanzki.
Ahlers: Nee komm hör auf — bei dir ist das nämlich wieder irgendwie ganz was anderes. Du hast ja was aufm Kasten. Und das andere kommt ja dann meistens auch noch irgendwann. — Aber stimmt schon, die anderen, dein Verein da, — also neulich sind die wieder durch die Stadt gezottelt! Vietnam und so. Und wir hatten gerade 'ne Übung vom Werkschutz — Feuerwehr —. Und was machen diese Heinis? Setzen sich quer vor unseren Löschzug, mitten auf die Straße, bis Polizei kommt. Die sind nämlich regelrecht geil auf Polente, stimmt's? Und ich frag extra noch einen: Soll das 'n Witz sein, Ghandi? sag ich. So einer mit langen Haaren war das und Sandalen! Da sagt der zu mir: (gespreizt hochdeutsch) Schmeiß den Stahlhelm weg, Makker, sonst kannst du die Sonne nicht sehn ... Dabei war Regen! So ein Idiot! Wir haben mal'n Brand bei uns im Werk gehabt. Also da kommst du auf Socken nämlich nicht durch. Und auch nicht mit Gitarre! Ist doch ganz großer Blödsinn alles. Wieso bist du denn da eigentlich zwischen?

Kanzki: (nach einer kurzen Pause) Was heißt eigentlich ‚Werkschutz‘? Schwenk auf die beiden Frauen, die sich, etwas abseits an einen großen Stein gelehnt, sonnen. Beide lesen beim Reden in Illustrieren. Nele hat eine kleine Schere in der Hand und schneidet was aus, Werbung.

Renate: Nee, trotzdem, seh ich nicht ein. Irgendwas vom Leben mußt du ja auch schließlich irgendwann erstmal haben. Außerdem: Das war Bedingung, damals. Wenn ich nicht mitarbeite, hätten die uns die Werkwohnung gar nicht gegeben.

Nele: Wer, die?

Renate: Oben von der Firma.

Nele: Gehört denen der Wohnblock?

Renate: Die ganze Siedlung!

Nele: (nach einer kurzen Pause) Wo haben die oben eigentlich das Geld her? So ‚ne Siedlung kostet doch zig Millionen.

Renate: Leicht! Aber was verkaufen die auch! Da kommt was bei rum jedes Jahr!

Nele: Und was verkaufen die?

Renate: Na die ganze Produktion doch! Bei uns zum Beispiel, oben, die Belichtungsmesser.

Nele: Und wer produziert die?

Renate: Wieso wer? Wir, der ganze Verein eben — massenhaft Belichtungsmesser!

Nele: Wenn das Geld für die Wohnblocks aus der Produktion kommt, wieso gehörn denn dann die Wohnblocks nicht auch den Produzenten?

Renate irritiert. Nee, wieso, versteh mich doch mal, hab ich doch schon gesagt: die sind von der Firma ...

Außen, tags, Stadtstraße

Ahlers: Taxi in Fahrt. Am Steuer Ahlers. Neben ihm Kanzki.

Warum nicht? Feuerwehr, Luftschutz — mach ich doch alles schon lange mit. Und was die jetzt so vorhaben, vielleicht demnächst — also raus ist das doch noch gar nicht, ob ich da überhaupt mitmach — so hauptamtlich und alles — sicher — und beim Bund damals war ich schließlich auch nicht gerade der Letzte — klar — bin ich nun mal scharf drauf, auf sowas.

(nach einer Pause) Ich hab mal die Double Action gehabt.

Du? Smith und Wesson?

Neun Millimeter Parabellum.

Kenn ich. Sechsundzwanzig Unzen.

Kanzki: Sechsundzwanzigkommafünf.

Ahlers: Acht Schuß.

Kanzki: Das reicht.

Ahlers: Hast du‘n Waffenschein?

Kanzki: Das war mal ‚ne Mode bei uns.

Ahlers: Ganz schön teure Mode! Vornehm, vornehm! Anerkennend.

Kanzki: So was denkt man bei dir gar nicht.

Ahlers: War Blödsinn. Aber beim Werkschutz ist das vielleicht was anderes.

Ahlers: Also, naja, wie gesagt — wenn da überhaupt mal was draus wird — ich mein, wenn die mich da überhaupt nehmen — (grinsend) hängt ja so einiges dran — klar — ‚Objektschutz‘ und sowas alles. Und wer schützt was vor was für wen?

Kanzki: Eh, mal sachte. Also erstmal solln das wohl noch die Älteren machen, von damals noch, klar. Und dann also wir, so Leute wie ich, das wär‘n dann die ersten vom Bund. Neulich erst wieder — so einer, der da mitmischt — sagt er: Wieder gespreizt zitierend.

„Wenn mal was größeres auf uns zukommen sollte.“ Keine Ahnung, Kommunisten. (Zitierend) „Subversion“ oder wie die das nennen. Unruhen im Betrieb, Katastrophen, Hochwasser. Kennst du Kommunisten?

Ahlers: Ach, komm, hör doch auf. Ist doch alles bloß immer Affentheater! Und außerdem: Wenn mal was schiefläuft — Konjunktur und das alles: die vom Werkschutz kriegen nämlich die Lappen immer erst ganz zuletzt. Ganz praktisch.

Kanzki: Das täuscht.

Ahlers: Nee bestimmt. Du kannst verdammt leicht abrutschen überall. Neulich erst wieder: Winter 67. (Nach einer Pause) Ich zeig dir mal was.

Außen, tags, große Strandbaustelle

Ahlers: Bagger-Arbeit en detail. Der ganze Dialog in Off hinter den Bildern vom Bagger in Aktion. Beide sprechen laut.

(Off) Auf dem hab ich mal angefangen.

(Off) Die Dinger sehn doch alle gleich aus.

(Off) Da kannst du mal wieder sehn, daß du keine Ahnung hast: Erstens sind das keine ‚Dinger‘ — und zweitens — also ich frag ja auch immer mal wieder nach, wo er jetzt steht. Hab in der alten Firma noch‘n Kontaktmann laufen. Hättest du nicht gedacht, was? Ahlers auf‘m Bagger? War mal. Aus der Traum.

Kanzki: (Off) Was war?
 Ahlers: (Off) Na die Flaute damals. Und dann war der eine Ingenieur mal wieder frech — was willst du machen? Deswegen sag ich ja: Irgendwo mußt du dich festbeißen, sonst fällst du runter.
 Kanzki: (Off) Aber wenn sie dir 'ne Pistole geben, dann nimmst du sie.
 Ahlers: Ahlers unsicher frech.
 Ahlers: (Off) Und warum nicht?!
 Kanzki: (Off) Kannst du dir aussuchen, wohin du mit dem Ding schießt?

Innen, nachts, Kanzkis Zimmer

Ahlers und Kanzki. Beide sind übermüdet und gereizt. Die Aschenbecher sind überfüllt. Ganz anderer Sprechton als eben. Man tritt auf der Stelle.
 Ahlers: Wer den Schwanz nicht einzieht, der kriegt eins drüber. Vollkommen klarer Fall. Und das war schon immer. — Oha, schon zwölf.
 Kanzki: Geh man jetzt lieber rüber zu deiner Frau.
 Ahlers: Ne, komm, laß nochmal, — mach noch mal weiter.
 Kanzki: (nach einer Pause) Und wenn sie dir eines Tages sagen, du sollst auf uns schießen, auf Nele, zum Beispiel —?
 Ahlers: Was?
 Kanzki: Die Pistole woll'n sie euch doch schon andrehn!
 Ahlers: Hast du eigentlich 'ne Meise?! Vielleicht woll'n sie das! Und was heißt denn hier ,andrehn'? Die sind doch nicht blöde! Die gucken dir doch zehnmal durch die Hose, bis du da reinkommst! — Und außerdem: das Zeug ist für Hochwasser, oder wenn die Bude mal hochgeht. Brandbekämpfung! Kassentransport — was weiß ich, ist doch auch ganz egal. (Laut) Mensch, das ist doch mein Arbeitsplatz! Kapiert du das eigentlich nicht? Du hast keine Ahnung, wie leicht in so'm Werk mal was schief läuft!
 Kanzki: Kann sein. Aber gegen Feuer brauchst du keine Pistolen.
 Ahlers: (noch lauter) Aber gegen Plünderer!
 Kanzki: Wieder scheinbar rubig, nach einer Pause.
 Ahlers: Die haben doch hier ganz in der Nähe neulich schon mal die Auflösung von sogenannten wilden Streiks geübt. Wenn Leute streiken, sind das dann Plünderer?
 Ahlers müde, in der Enge.
 Ahlers: Sagt ja auch niemand.
 Kanzki: Also dann bitte: Gegen wen braucht der Werkschutz Waffen? Und wer gibt sie euch? Auf wen sollst du schießen, Ahlers? Los, bitte, sag jetzt mal was!

Ahlers ratlos, ausweichend, aber jetzt auffallend abfällig im Zitat-Ton, rülpst.
 Ahlers: Hab ich doch schon alles x-mal gesagt: ,Wenn mal was Größeres auf uns zukommen sollte . . .'
 Kanzki:
 Ahlers: Und was ist das, ,was Größeres'? Mensch, Ahlers, das seid ihr doch! Das sind doch achttausend Leute, die plötzlich draufkommen, was mit ihnen gemacht wird!
 Kanzki: ,Gemacht wird' — ,gemacht wird'! Jetzt macht mal endlich mal Pause, Mann! Was wird denn mit uns ,gemacht'? Sind wir immer alles bloß Doofe? — Ich will dir jetzt mal was sagen: Nämlich wenn ich dich so reden hör — also dann denkt man doch immer gleich automatisch, die Arbeiter und alle, die sind doch alle total bescheuert. Und wer sagt das?!

Ihr seid überhaupt nicht bescheuert. Aber ihr seid verkauft.

Ahlers: Sagst du! Und wer ist nicht verkauft? Du, was?! Geh du erstmal arbeiten. Dann bist du genau so dran!

Kanzki: Weiß ich. Darum würde ich ja auch nie 'ne Pistole in die Hand nehmen — für die da oben.

Ahlers: Ach, ja, Mensch — ,die da oben! Du hast ja Komplexe! Irgend einer sitzt immer oben. Ist doch egal. Bloß, weißt du, was nicht egal ist? Wenn hier die Bude mal hochgeht.
 Plötzlich direkt mit dem Finger auf Kanzki.
 Ahlers: Wenn ihr hier immer so weiter Rabatz macht! Weil dann kriegen hier nämlich so irre Typen das Sagen wie drüber.
 Kanzki: Und wer hat hier was zu sagen?
 Ahlers: Das weiß ich nicht. Und das weißt du auch nicht so ganz genau. Aber — also hier hab ich jedenfalls was ich hab — hier hab ich meine Arbeit und jedesmal 'n schönes Stück Geld, immerhin . . . und fertig.
 Kanzki: (resigniert) Ja, fertig.
 Ahlers: (laut) Ja, verdammt: Fertig! Mensch, jetzt guck dir das hier doch mal alles an in der Wohnung und alles — das hab ich doch erstmal, — und was ich nich hab, also, — und was du immer alles so redest, — das hab ich nicht! — und was ich hab, hab ich — und am besten, das bleibt eben immer auch alles so wie jetzt immer. ,Immer' ist überhaupt nichts.
 Ahlers drohend, mehr für sich selbst.
 Ahlers: Nee? — Warum nicht? — Das wirst du ja sehn. — Paßt bloß auf, ihr Brüder!

Innen, nachts, Kanzkis Zimmer
 Nele und Kanzki im Bett. Rauchen.

Kanzki: Sie werden jedem drohen, der was ändern will.
Nele: „Prinzip Ordnung!“
Kanzki: Und wenn der Tisch mal ‘n Fleck hat, am liebsten gleich einen totschlagen.
Nele: Hab ich dir mal erzählt, daß mein Vater bei der SA war?
Kanzki: Warum. Nee.
Nele: Und irgendwann, bevor er in die SA gegangen ist, hat er Lenin gelesen. Staat und Revolution. Den Band, den er gelesen hat, hab ich noch. Immer, wenn Lenin was klar macht in Sachen Selbstbewußtsein und Selbstermächtigung der Massen — dann hat mein Vater an den Rand geschrieben: „Sowas gibt’s ja gar nicht!“ Oder: „Die Masse will Führung — sie braucht keine Macht und will auch keine!“ Und wenn Lenin die revolutionäre Phase beschreibt und analysiert, hat mein Vater Fragezeichen gemacht oder dicke Striche. Einmal schreibt er, so ungefähr: „Das ist ja Wahnsinn! Verantwortungslos ist so etwas! Ohne Ordnung gibt es keinen Fortschritt. Wer übernimmt die Verantwortung für das Chaos. Das ist ein Verbrechen!“
Kanzki: Mißtrauen gegenüber den Massen. Angst vor Unordnung. So wird man SA-Mann.
Nele: Demnächst wahrscheinlich genau so.
Kanzki mehr für sich.
Kanzki: (mehr für sich) Ausbeutung ist die gemeinste Unordnung überhaupt. Und Ahlers versteht genau das als Ordnung.
Dreht sich weg zur Wand.
Mensch, was sind die alle kaputt.

Innen, abends, Wohnung Ahlers
Küche Ahlers. Renate spült und Ahlers trocknet ab. Gute Laune.
Ahlers: Hose runter ist nich mehr bei Ahlers — schon lange nicht!
Renate: Sag doch mal!
Ahlers: Nee.
Renate: Los!
Ahlers: Nee! — Wo warst du eigentlich heute Mittag? In der Kantine?
Renate: Draußen. Zugeguckt. Nebenan stehn doch jetzt die beiden Bagger. Eigentlich wollte ich nur eben was einkaufen.
Ahlers: Klar. War ich auch neulich. Aber das Beste war ja schon. Sind schon ziemlich weit durch, inzwischen. Das Beste ist immer zuerst — also wenn das Material noch glatt ist, überhaupt noch nix dran und so — schöne alte Straße oder Mauerfläche — und sieht immer alles so aus wie für immer —. Und dann ran — wumm! — Durchschlagen den Kram, einbrechen, nachfassen, weg damit! Schafft

auch immer ganz schön viel Platz hinterher — ruckzuck! 200 PS!
Renate geht an den Schrank, in den Ahlers das abgetrocknete Zeug stellt.
Renate: Stell doch nicht immer alles so durcheinander, Mensch! Morgens muß ich immer erst lange suchen!
Ahlers zärtlich.
Ahlers: Dann suchst du eben mal’n bißchen, Muschi!
Renate: Nee, komm, laß nach.
Macht eine Bewegung, bei der sie was vom Spülbeckenrand stößt, das zerbricht.
Mist! Siehst du!
Ahlers hält eine Kanne hoch von sich weg am ausgestreckten Arm.
Soll ich auch mal?!
Läßt die Kanne fallen und fängt sie dicht überm Boden wieder auf.
Spinnst du?!
Ahlers: Tatsache — manchmal hab ich richtig Lust auf sowas!
Renate kommt vom Boden hoch, wo sie die Scherben zusammen gesammelt hat. Ahlers zieht seine Frau ein bißchen näher ran.
Ahlers: Du auch, Muschi?!
Renate sieht ihn einen Augenblick etwas unsicher an, dann küssen sich die beiden.

Innen, abends, Wohnung Ahlers

Küche Ahlers. Renate spült. Kanzki sitzt auf der Küchentischkante und raucht.

Renate: Nee. Überhaupt nicht. Ist doch Quatsch.
Kanzki: Aber in Kuba geht das.
Renate: Weiß ich nicht, wie die das machen. Aber hier — also wenn ich arbeite, in der Firma — schwierig ist die Arbeit nicht — aber irgendwie mußt du scharf dran bleiben, — und schon wenn ich bloß eben mal denk, was ich nachher kochen soll, abends — geht überhaupt nicht richtig — überhaupt, denken' — muß man gar nicht erst anfangen. Am besten immer, man teilt sich das ganz genau ein — Zange — drei Millimeter wegschneiden — Öse ein klemmen — Lötzinn — Kolben anhalten — balancieren — fertig, der nächste . . . und alles immer gleichmäßig — immer schön alles gleichmäßig nacheinander und ganz genau so wie immer — auch die Entfernung am Tisch — daß man nicht so weit hingreifen muß — erst immer alles genau hinlegen, morgens — und bloß nicht durchnander bringen — also Ordnung ist nämlich einfach immer alles, Tatsache! Kann man verrückt bei werden, aber ist so.

Kanzki: Würden Sie eigentlich gern immer mal wieder was anderes machen?

Renate: Ja — also — ich weiß auch nicht — ist ja auch wieder 'ne Geldfrage, alles — und überhaupt — sicher, stur ist das alles, das stimmt schon — aber bringt ja auch was, wenn du dran bleibst — und ist ja auch irgendwie sicherer alles, als wenn man sich immer mal wieder irgendwo was neu einlernen muß — andererseits — sicher — aber wahrscheinlich läßt sich das auch gar nicht anders machen. Wenn du nicht ganz genau immer dasselbe machst — also jedenfalls sicherer ist das bestimmt. Nämlich die Fehler, die man sonst so machen würde — die hast du dann doch gleich immer freitags mit in der Tüte — ziehn sie dir doch glatt alles ab — und geht ja auch nicht anders, vielleicht, — muß ja laufen, der Laden ...

Kanzki: Könnte man irgendwas machen, daß arbeiten mehr Spaß macht?

Renate: Nee, weiß ich nicht, glaub ich auch nicht, warum? — In der Schule ist das doch auch schon.

Kanzki: War'n Sie gern in der Schule?

Renate: Ganz gern. Ja.

Kanzki: Wie lange?

Renate: Ja, wie alt war ich? Konfirmation, fünfzehn.

Kanzki: Und warum nicht länger?

Renate: Weiß ich nicht, zu teuer, wahrscheinlich. Bei uns war'n wir drei Kinder.

Kanzki: Was hat das denn damit zu tun?

Renate: Wenn Sie man immer schön fragen können, was? Hier!

Gibt Kanzki ein Handtuch. Er fängt endlich an, abzutrocknen, langsam.

Kanzki: Wer nicht fragt, kriegt keine Antwort.

Renate: Nee, so heißt das nicht. ,Wer viel fragt, kriegt viel Antwort!'

Kanzki: Na eben! Warum denn nicht? Viel Antwort wär doch ganz gut.

Renate: Sie drehn einem immer ganz schön das Wort im Mund rum.

Kanzki: Klar. Ganz schön richtig rum.

Ahlers kommt, bester Laune, ,Herr im Haus'.

Ahlers: Na, ihr beiden Süßen?

Zu Kanzki (unter Hinweis auf Renate A.)

Quatsch die hier bloß nicht dusselig!

Zu Renate:

Abtrocknen kann er auch?

Ahlers nimmt ein Glas, hält es gegen das Licht. Zu Kanzki:

Hier, nochmal! Gepfuscht wird hier nicht.

Kanzki: Paß mal eben auf — ich mach 'n Vorschlag: Ich trockne hier —

also 'ne Woche lang trockne ich hier jeden Abend ab — und ihr geht mal mit zur Gruppe — irgendwann — einmal.

Was hast du denn?

Nele kennt ihr doch schon. Und Kluth auch.

Ist das der Dicke?

Und was solln wir da?! Bißchen Zirkus machen, was? Sondernummer —!:

Schnappt sich seine Frau.

,Und das hier, meine sehr verehrten Damen und Herrschaften, ist eine kleine Arbeiterin direkt vom Fließband.'

Renate etwas lustlos, gibt ihrem Mann einen kleinen Stoß.

Ach komm ...

,Vorsicht bitte, nicht zu nah ranreten — sie beißt!'

Renate trocknet weiter ab, denn Kanzki hat das Handtuch schon wieder weggelegt. Kanzki grinsend.

Ja, — das wär mal was!

Was?

Los, kommt doch mal mit, — beide. Beißt die Genossen doch mal so'n bißchen. Die können das brauchen.

Ahlers plötzlich nicht mehr sehr witzig; etwas irritiert. Nimmt Handtuch und hilft seiner Frau.

Du bist 'n ganz schön verrückter Hund, will ich dir mal sagen.

Du nicht?

Ahlers pfiffig, nach einer Pause.

Vierzehn Tage?

Was?

Abtrocknen.

Vierzehn Tage.

Drei Wochen.

Abtrocknen und Abwaschen!

Das wär wirklich 'n Ding! Ahlers und Ahlers räumen beim SDS mal die Bude auf —!

Und Kanzki bei Ahlers.

Innen, abends, Gruppenraum der Studenten

SDS-Gruppe Kluth, Kanzki, Nele, 1. Student. Aber nicht die ganze Gruppe! Zuerst das Gesicht von Renate A., bildbeherrschend noch aus der vorigen Einstellung. Dann, nach ihrem ersten Satz, erst die ganze Gruppe. Ahlers ist auch dabei.

Renate: Aber doch nicht mit Gewalt!

Ahlers: Seid ihr verrückt? Die machen uns fertig!

Renate: Geht ja vielleicht auch erstmal irgendwie auf 'ne anständige Tour ...

Ahlers: Regt euch doch bloß nicht immer so künstlich auf. Das sind doch alles bloß Heinis, da oben ...

Kluth: Nee, das sind eben leider keine Heinis. Das sind Leute, die über fast alle anderen Leute Macht haben.

Renate: Das war schon immer.

Ahlers verlegen, phrasenhaft.

Ahlers: Das Leben ist Kampf!

Renate: Gewalt ist überall.

1. Student: Überall oben! Unten wird sie verboten.

Ahlers ruhig, etwas muffig verärgert.

Ahlers: Verboten ist überhaupt nichts. Wir kommen an alles ran. Und außerdem: Was habt ihr denn immer? Wenn die mir wirklich mal 'ne Waffe geben — also — sind wir hier alle blöd oder was soll das? Die Waffen sind doch dann bei uns! Ich schieß doch nicht auf Kollegen! Sowas gibts doch überhaupt nicht! Da solln die oben erstmal anfragen. — Und das tun die auch, paß mal auf. Ohne uns sind die nämlich Scheiße, wenns wirklich mal losgeht ...

Kluth: Fragen sie dich auch, wann du die Waffe haben willst — und gegen wen?

Ahlers: Irgendeiner muß ja schließlich das Sagen haben.

1. Student: Immer nur einer?

Ahlers: Nee. Alle. Mitreden kann bei uns nämlich jeder.

Kanzki: (nach einer Pause) Ahlers, als du damals von deinem Bagger runter mußtest, — konntest du da auch mitreden?

Ahlers: Habt ihr 'ne Ahnung! Das ist sogar vor'n Gericht gegangen, ist das! Dem Alten hab ich ganz schön meine Meinung gegeigt!

Kanzki: Und mit welchem Erfolg?

Ahlers: Sagt ja auch keiner. Und außerdem ist das lange vorbei.

Kanzki: Wieso das denn? Die Eigentümer haben heute doch noch genau so die Gesetze auf ihrer Seite wie damals, als du dem Chef deine Meinung gegeigt hast.

Ahlers: Hab ich auch!

Kanzki: Klar darfst du mitreden. Aber immer nur solange, wie das, was du sagst, für die Burschen da oben Gefiedel ist. Sobald das, was du sagst, zu einer Gegengewalt wird, — sobald du nicht nur redest, sondern das, was du redest, auch tatsächlich politisch wirksam organisierst — sobald dir das gelingt, Ahlers, werden sie alle Mittel einsetzen, um dir das Wort zu verbieten. Alle Mittel. Du kennst die Waffen, die sie dann ausgeben werden, besser als wir.

Ahlers irritiert.

Ahlers: Sag ich ja! Die machen uns fertig!

Kanzki: Dich auch?

Ahlers bösartig, fast abwesend.

Ahlers: Mich nicht!

Kanzki nach einer Pause, unsicher.

Kanzki: Gestern Mittag, als ich allein in der Wohnung war — der Hausmeister wollte rein — angeblich irgendwas wegen der Hausantenne.

Ahlers: Und?

Kanzki: Bei mir im Zimmer ist ja ziemlich wenig Platz. Ich hatte draußen im Flur das Transparenttuch ausgerollt. Wollte ich nochmal neu beschriften.

Ahlers plötzlich überraschend erschrocken und aggressiv.

Ahlers: Bist du verrückt?

Renate: Das rote? Diese — diese Streikfahne?

Ahlers geht auf Kanzki los, als wolle er ihn schlagen.

Ahlers: Jetzt hör mir mal zu, du Dünemann: Mach hier ja keinen Mist! Nicht bei mir! Wenn dir dein Zimmer zu klein ist, dann hau ab. *Kanzki steht schon ein bisschen an der Wand; hat mit der Reaktion nicht gerechnet.*

Kanzki: Nee, wieso, warte doch mal.

Ahlers: Warten?! Wieso das denn? Die oben im Personalbüro warten nämlich auch nicht! Die haben mich jetzt doch schon zweimal hochgeholt wegen euch! Die reden doch schon alle! Immer diese miesen Autos vor der Tür — und die Lieder immer! Die hören doch alles mit! Und neulich —dieser dusselige Aufkleber im Fahrstuhl — ,Arbeitermacht' und so — Scheiße! — Die wissen doch längst ganz genau, was bei euch los ist!

Drohend an alle.

Ahlers: Aber nicht bei mir! Nicht bei Ahlers! Glaubst du vielleicht, wir wollen rausfliegen wegen euch? Die könn' doch alles mit uns machen! Und was dann? Ist dir egal, was? Hauptsache ,Revolution'! Und wir könn' ja dann zusehen, wo wir bleiben! — Nee! Schluß! Scheiße! — Paßt ja auf, ihr Brüder!

Nur noch Ahlers' Gesicht.

Innen, nachts, Gruppenraum der Studenten

SDS-Gruppe, vollzählig. Nele stärker als bisher emotional beteiligt. Zu Gorlass.

Nele: Du warst ja gar nicht dabei! Ihr habt ihn nicht gesehen! Er hatte Angst! Vor uns auch!

Gorlass: Das ist sein Problem, nicht meines. Uns hier hat zu interessieren:

Wann bekommen wir von Ahlers endlich politisch relevante Informationen. Wir brauchen ihn als Informanten. Seine persönlichen Angstbekennnisse kennen wir. Seine Angst vor uns ist die Angst eines Einzelnen, also politisch vergleichsweise unerheblich.

Kluth: Einspruch! Wir müssen auf jeden Fall davon ausgehen, daß seine Angst vor uns die Angst von sehr vielen Leuten ist.

1. Student: Na und wenn schon.

Löblein: Das repressive Fehlverhalten der Massen wird nicht dadurch beobachten, daß wir es berücksichtigen, sondern dadurch, daß wir es in die Herrschenden undurchschaubaren Aktionen angreifen.

Kluth: Konkret!

Kanzki zu Kluth.

Laß mich nochmal eben. Genossen, — wenn wir wirklich jetzt das tun, was Gorlass hier vorhin vorgeschlagen hat: Ahlers gibt uns werksinterne Informationen, wir werten diese Informationen aus und gehen mit den Ergebnissen — von außen her! — in den Betrieb, besetzen — sagen wir mal, für eine Stunde — den Werks-Brennenhof, verteilen Flugblätter, verwickeln die Arbeiter in Diskussionen, fordern sie zum Streik auf gegen die Bewaffnung des Werkschutzes — selbst, wenn uns bis hierhin alles gelingen sollte: Ahlers ist in diesem Augenblick erledigt!

Nele: Keiner von uns darf Ahlers gefährden, wenn er ihn nicht gleichzeitig auch schützen kann. Solange er selber seine Lage nicht durchschaut, solange er zu einer klassenbewußten politischen Konsequenz nicht fähig ist, ist er schutzlos.

Gorlass: Achgottsscheiß! Du bist so verdammt sentimental! Wenn dieser Ahlers aus seinen miesen Erfahrungen keine politische Konsequenz ziehen will, dann ist das seine Sache, — dann gefährdet er sich selber, nicht wir ihn! Und dann möge er doch bitte auch selber für seinen Schutz sorgen.

Nele: Wie denn?! Außerdem: Dein Vorwurf, Ahlers wolle keine politische Konsequenz ziehen, ist geradezu lächerlich unpolitisch, das heißt kleinbürgerlich! Wie soll denn ein Mann wie Ahlers vernünftige Konsequenzen ziehen wollen können, wenn man ihm nüchtern auf beibringt, daß er durchaus gar nichts politisch Vernünftiges wollen kann.

Kluth: Wir sind eine betriebsfremde linke Studentengruppe. Weiter nichts! — Ahlers ist allein. Und er ist solange allein, solange er in seinem Betrieb allein ist. Da nützt irgendwelcher guter Wille unsererseits, ihn zu schützen, überhaupt nichts.

Kanzki: Moment! Mißverständnis! Natürlich nicht wir sollten ihn schützen oder könnten ihn schützen. Aber: Wenn Ahlers durch das, was

er von uns hört bzw. lernt, verunsichert wird, dann sind wir erst einmal für ihn verantwortlich, das heißt, wir werden herausbekommen müssen, wie man Ahlers klarmachen kann, daß er sich tatsächlich — und zwar vor allem und fast ausschließlich auf Betriebsebene — das ist wichtig! — selber schützen kann.

Wer von uns verunsichert ihn denn? Und wenn schon! Das ist seine Sache.

1. Student: Mich sichert auch niemand ab.

Nele: Doch. Du bist organisiert. Wir.

Kluth: Sobald Ahlers seine Lage kapiert, sein Interesse, sein Klasseninteresse, wird er, wie jeder Genosse, dieses Interesse durchsetzen wollen. Und was er dann durchsetzen will, steht im Gegensatz zum Eigeninteresse der Herrschenden, und genau das bringt ihn dann sehr schnell in deren Schußlinie. Ich sehe besonders zwei Gefahren für Ahlers: Die Gefahr der gesellschaftlichen und innerbetrieblichen Isolation, erstens, und dann — und davon wissen wir hier glaube ich erstmal noch ziemlich wenig, Genossen — die Gefahr einer sofortigen gezielten und massiven Repression von oben aus der Betriebsleitung und dem mit der Leitung eines Großbetriebes zusammenarbeitenden Verfassungsschutz. Gibt es für Ahlers gegenüber diesen Gefährdungen einen wirksamen Schutz? Nur im Betrieb selbst. Daraus folgt für uns: der Ausbau des Klassenbewußtseins bei Ahlers — und auf ihn kommt es uns jetzt zunächst an! — ist politisch vernünftig nur bei gleichzeitigem Ausbau von innerbetrieblichen Gruppen mit etwa dem gleichen Bewußtsein.

Löblein: Ach, Gewäsch! — Die verschwitzte Vorliebe für einen Mann wie Ahlers ist einfach unappetitlich! Typen wie er werden demnächst stolz ihre Scheißwerkschutzpistolen im Betrieb herumschleppen. Das zählt! Und das werden wir bekämpfen!

Ohne Ahlers? Ich wiederhole: Wenn Ahlers seine Angst vor uns nicht los wird, dann geht er vor die Hunde!

Da ist er doch schon!

Dann schick ihn doch gleich in die NPD, du Idiot!

Na und? Warum denn nicht? Schlipps und Kragen, Talmisex und Crime, seine Vorliebe für Pistolen ...

Unsinn! Ahlers ist an Technik interessiert. Das ist sein Job. Und eben auch an Waffentechnik. Klar. Also ihr solltet wirklich mal einen aus so einem Werk reden hören — jedenfalls so einen wie Ahlers, der nämlich Lust hat, Lust auf alles Mögliche, genau so wie wir! — ihr müßtet mal hören, wie der froh ist, wenn man ihm mal den sturen Arbeitstag ein bißchen unterbricht! Mal 'ne Ab-

wechselung — das ist alles, was Ahlers will! Und genau das nützen die Herrschenden natürlich aus. Ahlers selbst ist vollkommen in Ordnung in dieser Sache.

Gorlass: Gut. Und wir werden ihm diese Ordnung kaputt machen. Und zwar so bald wie möglich.

Künzel: Künzel schlaftrig wie immer.

Gorlass: Gorlass gibt an — stimmt das, Löhlein?

Künzel: Löhlein küßt Künzel. Kanzki rasch, etwas hastig, aber klar.

Kanzki: Bitte, Gorlass, bleib noch mal hier. Antrag auf Beschußfassung in Sachen Ahlers.

Zu Kluth: Schreib mal auf: 1. Wir suchen für mich ein anderes Zimmer. Jede weitere unnötige Gefährdung von Ahlers muß vermieden werden. 2. Renate Ahlers ist für uns genau so wichtig wie ihr Mann. Das betrifft zunächst einmal Nele. Aber nicht nur sie. 3. Wir diskutieren mit Ahlers und seiner Frau demnächst die Frage der gewerkschaftlichen Organisation. Die Bedeutung der Gewerkschaft muß ihm klargemacht werden. Das ist bei einem Mann wie Ahlers drin.

1. Student: Revisionismus. Scheißabwiegelei!

Kanzki: 4. In Sachen Werkschutz: Keine Aktion unsererseits ohne Basis im Betrieb. Diskussion mit Ahlers, ob sein Beitritt zum Werkschutz überhaupt noch möglich, und wenn ja, ob er nicht sogar ganz vernünftig wäre. Ich gehe bei dieser Gelegenheit davon aus, daß Ahlers für uns ein potentieller Genosse ist.

Gorlass: Schluß! Das ist eine Provokation!

Kanzki: Moment, ich bin gleich fertig. 5. Unsere Gruppe macht zusammen mit anderen ähnlich arbeitenden Gruppen einen Plan, einen Zeitplan, nach dem Kleinstgruppen von jeweils zwei, drei Genossen auf Zeit in Ahlers Betrieb mitarbeiten. Wichtig für die mögliche politische Wirkung dieser Arbeit wird es übrigens sein, daß diejenigen, die das machen, den Hilfsarbeiterstatus möglichst bald hinter sich bringen. Es gibt, das weiß ich, verschiedene Gelegenheiten, sich in so einem Werk verhältnismäßig kurzfristig zu spezialisieren.

Löhlein: Gegenantrag!

Innen, nachts, Wohnung Ahlers

Schlafzimmer Ahlers. Beide Ahlers im Bett. Nur schwaches Licht von einem Neonstraßenlicht draußen. Ahlers zögernd, allein vor sich hin, in der Hoffnung, daß seine Frau, die abgewandt liegt, noch wach ist — aber selbst dann ziemlich allein.

Ahlers: Klar — die können mich reinreißen — schlaue Jungs — aber so was gibts ja nicht mehr bei Ahlers — das war mal. — Sicher — wenn du'n bißchen genauer nachdenkst, bist du dran — Kanzki weiß, wo die Musik gemacht wird — doch, doch — das weiß er — aber Nachdenken ist eben Pechsache. — Scheißlicht!

Renate: Mach doch die Gardine wieder vor.

Ahlers: Und dann schlaf ich ein. Und wenn ich aufwach?

Renate: Bist du ausgeschlafen. Los, mach!

(Für Prisca, Pino, David, Benjamin und Wenzel. Winter 67/68 CG)

Toni Donhauser Der erste Tag

Wie gewöhnlich waren um diese Zeit die Straßenbahnen bis zum Bersten voller Fahrgäste. Ausgeschlafen oder auch nicht, Zeitung lesend oder nur so vor sich hindösend, hatten sie alle gemeinsam ein Ziel: Pünktlich den Arbeitsplatz zu erreichen.

Meist kannten sie sich schon, wenn auch nur vom täglichen Sehen; wußten, wann wer dazukam oder ausstieg — wobei das Aussteigen mehr Interesse fand. Es verschaffte, wenn auch nur vorübergehend, mehr Platz. Am größten war das Interesse, wenn ein Sitzplatz frei wurde.

Einige hatten sich da zu beachtlichen Spezialisten entwickelt. Es kam darauf an, sich langsam und doch zielbewußt in die Nähe des begehrten Platzes zu bringen und die richtige Stellung einzunehmen. Dazu genügte oft bereits eine geschickte Beinhaltung, um einen möglichen Rivalen (und den gab es stets, nicht selten sogar mehrere) am Vormarsch zu hindern. Man selbst konnte sich dann gelöst und befriedigt („Heut hab ich's wieder geschafft, zwar eine Station später als gestern, aber immerhin!“) hinsetzen.

Ganz große Könner zögerten am Schluß sogar noch, um anzudeuten, an dem Platz gar nicht interessiert zu sein, vergaßen dabei aber die nötige Beinstellung, den abgewinkelten Ellenbogen oder die erforderliche Haltung der Aktentasche selbstverständlich nicht. Andere wiederum, die schlechteren Schauspieler, konnten den Triumph nicht ganz verbergen. Einer grinste den Unterlegenen sogar noch frech an.

Vorne beim Fahrer, der seinen Ärger über die Autofahrer, die ständig die Fahrbahn blockierten, mit ausdrucksvollen Worten und Gesten kundtat, stand ein jüngerer Arbeiter, mittelgroß und kräftig mit einem vollen Gesicht, die eher zu langen Haaren locker nach hinten gekämmt. Eine etwas abgegriffene Aktentasche in der einen Hand, in der anderen ein Einkaufsnetz, worin ein Arbeitsanzug eingewickelt war, beobachtete er aufmerksam die Straße. Nach seinen umherschweifenden Blicken zu urteilen, fuhr er diese Strecke noch nicht oft, wenn nicht gar zum ersten Mal.

Endlich war es so weit. Er sprang vom Trittbrett auf die Insel, kaum hatte sich die Tür automatisch geöffnet. Nach ihm leerte sich der bis dahin immer noch volle Wagen fast ganz. Die meisten Aussteigenden, junge und ältere Männer und Frauen, gingen wie er auf den Eingang eines größeren Werkes zu.

Manche schienen viel Zeit zu haben; sie kauften sich sogar noch eine Zeitung oder Zigaretten oder beides an dem nahe dem Werkstor gelegenen Kiosk. Andere hasteten an dem jungen Mann vorbei, als seien sie schon viel zu spät dran. Nun, das kannte er bereits. Manche können es nicht erwarten mit der Arbeit anzufangen.

Er selbst hatte es auf einmal nicht mehr so eilig. Langsam, ja zögernd bewegte er sich auf den Eingang zu, um vor dem Pförtner zu halten, der aus seinem kleinen Häuschen schaute.

„Was wollen Sie?“, fragte ihn dieser, nicht gerade unfreundlich, aber doch in einem Ton, der Pförtner offenbar eigen ist.

„Ich soll heute hier anfangen, mein Name ist Kurt Berger“. Der Pförtner suchte auf einem Tisch herum, bis er den richtigen Zettel gefunden zu haben schien. Nach einem Blick darauf verwies er Berger nach nebenan. „Sie werden dann abgeholt!“

Nun stand er da, in einem kleinen Raum, mit seinen Gedanken allein. „Was wird der heutige Tag bringen, wie werden die Kollegen sein?“ Er hatte noch nie in einem größeren Betrieb gearbeitet. Seine Mutter (der Vater war bald nach seiner Geburt an den Folgen eines Kriegsleidens verstorben) wollte schon immer, daß er in einem Großbetrieb arbeite. „Dort ist mehr Sicherheit“, sagte sie. Und es hatte ihr gar nicht gefallen, daß er nur in einem Kleinbetrieb eine Lehrstelle erhielt.

Vor drei Wochen war er bereits hier gewesen, um sich vorzustellen. Ein Zeitungsinserat hatte ihn auf die Stelle aufmerksam gemacht; sah das Bild (recht zufrieden dreinschauende Arbeiter an einer Maschine) auch etwas zuviel nach Werbung aus, so stieß er bei der Suche doch immer wieder auf dieses Inserat.

Von gutem Betriebsklima war da die Rede und hellen Arbeitsräumen, von gutem Einkommen, zusätzlich Urlaubsgehalt und zusätzlicher Altersversorgung. Wenn ihn auch das gerade nicht sonderlich berührte — er war erst zweifundzwanzig — so gefiel das der Mutter natürlich am besten.

Vor drei Wochen, bei der Vorstellung, machte der Personalleiter keinen schlechten Eindruck. Es ging recht formlos dabei zu. Alles sah mehr nach Unterhaltung aus, von Mensch zu Mensch, wie man so sagt. Später holte man auch noch seinen zukünftigen Meister, nachdem er sich bereit erklärt hatte, als Mechaniker in der Fertigungsmontage zu arbeiten.

Was er verdienen würde sagte man ihm. Eine Betriebskantine gebe es auch, mit zwei Essen zur Auswahl. (Die Kollegen wären recht zufrieden, zwar nichts Außergewöhnliches, aber doch recht ordentlich.) Alles bekam er nicht ganz mit. Mit dem, was man ihm vom Lohn sagte, den er bekommen sollte, konnte er nicht viel anfangen. Es gab da einen Grundlohn. Von Basis war auch die Rede (das war wohl daselbe, wie er so raushörte). Von qualifizierten und bestqualifizierten Facharbeitern, von Akkordrichtsatz und Ecklohn, vom Akkorddurchschnitt, von Meßzahlen und noch einigem mehr. Das hatte er inzwischen bereits wieder vergessen. Dem Meister, der das erläuterte, lief es wie ein Wasserfall heraus. Berger

wollte ihn nicht nochmals danach fragen. Sonst glaubte der noch, er sei begriffsstutzig. Und das war er doch auch nicht. Nur im Akkord hatte er eben noch nie gearbeitet. „Das werden mir die Kollegen schon noch erklären“, dachte er sich. Überhaupt, so recht sicher fühlte er sich sowieso nicht. Irgendetwas fehlte an diesem „von Mensch zu Mensch“. Was, das hätte er keinem erklären können. Das war Gefühlssache. Auch beteiligte er sich an dieser „Unterhaltung“ eigentlich sehr dürfsig, wie ihm später schien. Er beschränkte sich meist auf kurze Antworten, und auf „Ja“ und „Nein“. Viel Zeit wurde ihm ja auch gar nicht gelassen zum Nachdenken.

Anschließend zeigte ihm der Meister noch seinen Arbeitsplatz und die Maschinen, die er in Zukunft mit zusammenbauen sollte. Er wollte ihm auch noch mehr zeigen und „seine zukünftigen Kollegen vorstellen“, wie er sagte. Doch dann wurde er weggeholt.

Auch zu einem Betriebsarzt wurde er bestellt. Zuerst wurde sein Sehvermögen untersucht. Das geschah auf altbekannte Weise. Einmal das eine Auge zuhalten und mit dem anderen die Zahlenreihen an der Wand ablesen, dann kam das andere Auge dran. Anschließend mußte er sich bis auf die Hose ausziehen und auf ein Sofa legen, worauf ihn dann der Arzt abtastete. Das ging alles ziemlich schnell. Nun, gesund war er ja.

Eine Woche später kam mit der Post vom Personalbüro die Mitteilung, daß er eingestellt sei.

All das ging ihm durch den Kopf, nachdem er sich auf einen Stuhl gesetzt hatte und wartete. Gerade kamen zwei Arbeiter vorbei, beide im mittleren Alter. Es war schon gleich sieben Uhr; sie hatten es nicht sonderlich eilig. Der eine schaute zu ihm herein. Er hörte ihn sagen: „Da ham's wieder einen gefangt“.

„Einen Mitarbeiter gewonnen, heißt das“, verbesserte ihn der andere.

„Na, geistreich schaut der ja auch nicht grad drein“, hörte er den ersten noch antworten.

Das ärgerte ihn. „Das fängt ja gut an“, dachte er sich. Bald darauf wurde er abgeholt. Ein noch jüngerer Arbeiter, lang aufgeschossen, er war immer einige Meter voraus, brachte ihn bis zum Meisterpult, nachdem sie den Fabrikhof durchquert und in einem mehrstöckigen Gebäude zwei Treppen hinaufgestiegen waren, um dann nach einem längeren Gang, in dem Kisten und Wagen mit Maschinen- teilen abgestellt waren, zu der Halle zu gelangen, in der er nun in Zukunft seine Arbeitstage verbringen sollte.

Am Meisterpult vergingen wieder mehrere Minuten (derweil wurde er von einigen Arbeitern betrachtet), bis der Meister auf ihn zueilte. Bevor er so recht dazu kam, sich vorzustellen, winkte dieser bereits einen Arbeiter heran.

„Herr Birner, das ist der Herr Berger, der fängt heute bei uns an. Zeigen Sie ihm doch den Waschraum und schaun's, wo da noch ein Spind frei ist.“

„Machen wir“, erwiderte der andere ziemlich gelassen, und zu Berger gewandt: „Komm mit!“

Der Birner hatte es nicht sehr eilig. Zuerst kamen sie durch eine andere Halle. „Das ist ein Umweg“, erklärte Birner. Er war so um die Vierzig, in seiner Größe, vielleicht noch etwas stärker. Auch er war nicht sehr gesprächig. Mitten in dieser Halle ließ er ihn stehen, brummte etwas vor sich und ging zu einem Arbeiter, der an einer Fräsmaschine stand. Bald waren die beiden in bester Unterhaltung. Dann kam noch einer dazu und schließlich noch ein Vierter.

Währenddessen schaute sich Berger in der Halle um. Es war eine Maschinenhalle mit Drehbänken und Fräsmaschinen und dem dazugehörenden Lärm. Plötzlich stand Birner wieder vor ihm.

„Gehn wir wieder!“

Dann ging es eine Treppe hinunter und wieder durch eine Maschinenhalle. Dort wiederholte sich dasselbe. Nur, daß hier einige Arbeiter Birner zu sich riefen. Diesmal dauerte es nur wenige Minuten. Er wollte später wieder kommen, jetzt habe er es sehr eilig, rief er ihnen noch beim Weggehen zu.

Schließlich gelangten sie zum Waschraum. Dort mußte Birner erst mal den „Boß von hier“ suchen, wie er Berger erklärte. Es war ein langgestreckter Raum mit Hunderten von Spinden, mehreren Waschbecken und einigen Duschräumen. Birner zeigte sie ihm später noch mit der Bemerkung:

„Damit du weißt, wo du dich duschen kannst, wennst mal dreckig wirst“.

Nachdem der „Boß“ gefunden war, ein älterer Kollege, und Birner einige Worte mit ihm gewechselt hatte (was, verstand Berger nicht, denn er war zu weit weg), suchten die beiden einen leeren Spind. Nach einiger Zeit winkten sie ihm. In der letzten Reihe, gleich neben einem Waschbecken, hatten sie einen leeren Spind für ihn gefunden.

Während des Umziehens (der Waschraumwärter war bereits wieder gegangen), fragte ihn Birner:

„Als was hast du denn angefangen?“

Nach Bergers Antwort fragte er weiter:

„Bist du in der Gewerkschaft?“ und als Berger verneinte: „Gefällt dir das nicht?“ Darauf konnte ihm Berger keine rechte Antwort geben. Er sei vorher in einem kleineren Betrieb gewesen, da war nicht viel los mit der Gewerkschaft. Auch gehört habe er noch nicht viel davon.

Birner nickte mit dem Kopf, so als würde er das verstehen.

„Na, hier wirst du schon noch was davon hören!“ meinte er dann trocken.

Nach einer kurzen Pause — Berger hatte sich mittlerweile umgezogen und stand in seinem frischgewaschenen Arbeitsanzug da — wollte auch er etwas zum Gespräch beitragen und fragte Birner, was der Meister für einer sei und wie die Kollegen wären. Da er seine Frage mit der Anrede „Sie“ begonnen hatte, klärte ihn Birner zuerst mal darüber auf, daß er keine „Sie“ wäre, sondern ein „Er“.

„Hier sagt man du zueinander!“ Dann zündete er sich eine Zigarette an, die zweite bereits. Nach einigen Zügen antwortete er:

„Der Meister“ (dann kam wieder ein Zug), „der Meister ist nicht schlecht, vor

allem dann nicht, wenn man seiner Meinung ist. Die Kollegen? Nun, die einen sind so, und die anderen anders. Das kommt auf den eigenen Standpunkt an“.

Als Berger ihn darauf offensichtlich ein wenig verständnislos anblickte, fuhr Birner nach einigen weiteren Zügen an der Zigarette fort:

„Das kommt darauf an, was man unter einem guten Kollegen versteht. Für mich zum Beispiel ist ein Radfahrer kein guter Kollege. Und ein guter Kollege“, wieder ein Zug, „müßte eigentlich auch ein Gewerkschafter sein“.

„So einer ist das“, dachte sich Berger, „der geht aber ran!“ Laut sagte er aber nichts.

„Na, dann gehn wir wieder“, unterbrach Birner das kurze Schweigen. Berger nahm seine Tasche und schloß den Spind.

Als sie wieder oben waren, diesmal auf dem kürzesten Weg („Damit du abends schneller zum Waschraum kommst“, wie Birner unterwegs bemerkte), brachte er ihn wieder zum Meister mit den Worten:

„Hier haben's ihn wieder!“

Anschließend erhielt Berger die für seine zukünftige Arbeit notwendigen Werkzeuge. Sie befanden sich, sauber geordnet, in den Schubfächern eines Metallkastens, der unter einer langen Werkbank stand. Und dazu noch zehn Werkzeugmarken.

„Auf die mußt du besonders aufpassen!“ mahnte ihn sein Nachbar, der ungefähr in seinem Alter war und sich ihm vorher bereits als Hubert Lange vorgestellt hatte.

„Die steck lieber in die Tasche!“

Nachdem beide zusammen die Werkzeuge und Meßgeräte, wie Meßuhren mit den dazu gehörenden Halterungen, Schieblehre und sauber geschliffene Winkel und Meßstangen (über deren Verwendungszweck Berger sich allerdings noch nicht im klaren war) anhand des Werkzeugbuches nachgeprüft hatten, kam das Zeichen für die Frühstückspause.

In dieser Pause, die nur zehn Minuten dauerte, aß er sein von der Mutter zurechtgemachtes Brot und beobachtete dabei aufmerksam seine Umgebung.

Die einen lasen die Zeitung, die anderen unterhielten sich, teils laut, teils leise. Als die Pause zu Ende war, erhoben sich die meisten bald darauf von ihrem Hocker. Einige spähten auch erst nach dem Meister und blieben, da dieser nicht in Sicht war, noch einige Minuten sitzen. Birner, der ungefähr in dreißig Meter Entfernung ihm schräg gegenüber am Fenster saß, las in aller Ruhe seine Zeitung weiter. Als er dann aufstand, einer der Letzten, steckte er sie in die Tasche unter dem Arbeitsmantel, um in Richtung Abort zu verschwinden.

Berger sah sich derweilen in seinem Werkzeugkasten um. Weniger aus Interesse als um sich die Zeit zu vertreiben. Doch bald kam auch schon der Meister, der sich, wie er bereits feststellte, ständig im Laufschritt bewegte. Er teilte ihn einer Zwei-Mann-Gruppe zu. Er solle denen erst mal zuschauen!

Den beiden gefiel das aber gar nicht.

„Sind so schon so weit zurück“, brummte der eine, und der andere: „Immer nur wir, ist denn sonst niemand da?“

Der strafende Blick des Meisters brachte ihn nur noch mehr in Rage.

„Ist auch wahr. Wenn uns eine Zeit fehlt, redest du uns blöd an. Aber zum Anlernen sind wir gut genug!“

„Bist auch kein Meisterliebling“, stichelte der andere, den Meister dabei schräg von der Seite angrinsend. Sein Kollege, sicher der Wortführer der beiden, hätte wohl noch mehr sagen wollen. Doch der schwieg. Eine letzte Handbewegung noch, wohl um anzudeuten: „Hat ja doch keinen Sinn!“

Der Meister wußte im Moment nicht, sollte er losbrüllen oder beschwichtigen. Schließlich entschied er sich für den friedlichen Weg: „Nun, beruhigt euch nur wieder. Wenn ihr was braucht, dann müßt ihr halt kommen.“

Dann rannte er zu einer anderen Gruppe, die schon einige Male nach ihm gerufen hatte.

Die beiden gingen ebenfalls erst einmal weg und zwar zu Birner. Berger war wieder allein. Diese kurze Szene, in der er, wenn auch unfreiwillig, der Mittelpunkt war, behagte ihm ganz und gar nicht. Wie sollte er nur mit den beiden klarkommen, fragte er sich. Verstehen konnte er sie ja schon, aber was half das?

Als sich später dann Hubert zu ihm gesellte, der nebenan bei der nächsten Gruppe arbeitete, war er froh darüber. Der fragte ihn nun erst mal gründlich aus. Wo er wohne, ob er hier geboren sei, wo er gelernt habe und was, wo zuletzt gearbeitet und ob er auch schon in der Bundeswehr gewesen sei, ob er noch ledig sei, Lotto spiele und zu welchem Verein er halte? Bald gesellten sich auch noch andere dazu, die ebenfalls mit Fragen auf ihn losgingen — bis der Obermeister, der gerade vorbeikam, sie auseinandertrieb. Daß es der war, sagte ihm später der Hubert: „Otto Bolger heißt der. Vor dem mußt du dich in acht nehmen, der ist gefährlich! Der Katzer Martin, der vorher da war, unser Meister, der geht ja noch, aber dieser Bolger, das ist ein Falscher“.

So wußte er nun auch, wie der Meister hieß. Er hatte es schon mal gehört, aber wieder vergessen. Irgendwie mußte er bei den Kollegen keinen schlechten Eindruck hinterlassen haben. Sie schauten schon etwas freundlicher zu ihm herüber. Bald kamen auch die beiden von Birner zurück, der sich anscheinend köstlich amüsierte, als sie ihm ihr Leid klagten. Der eine deutete ständig zum Meister hin. Einige Male lachte Birner laut auf.

Num schaute also Berger ihnen bei der Arbeit zu, wobei sie ihn kaum beachteten. Erst nach der Mittagspause sprach ihn der eine an. Er solle ihm ein Bier holen, da hinten sei ein Automat.

Die Himmelsrichtung, in die er mit der Hand gedeutet hatte, stimmte nicht ganz. Doch schließlich fand Berger den Automaten.

„Bei dir kann man ja verdursten“, empfing ihn der Kollege, der ihn weggeschickt hatte. Der Ton war allerdings schon nicht mehr so unfreundlich.

So verstrich die Zeit, allerdings viel zu langsam für ihn. Je mehr er auf die Uhr

schaute, und er schaute immer öfter hin, um so mehr glaubte er, sie würde stehenbleiben. Zunächst hatte es ihm gar nicht gefallen, daß man ihn Bier holen ließ (er war doch kein Lehrling mehr), aber dann machte es ihm schon nichts mehr aus, als ihn der Hans, der Wortführer, ebenfalls nach Bier schickte.

Endlich war es soweit. Es war Feierabend. War er froh! Der Tag war ihm unendlich lang vorgekommen. Als er dann ganz erleichtert zur Stempeluhr ging, die am Meisterpult hing, liefen schon die ersten an ihm vorbei in Richtung Ausgang. Unter den ersten war der Birner.

„Mensch, kann der laufen“, dachte er sich, „hat der ein Tempo.“

Einige Ansichten ändern sich
auf der Fahrt nach München

Es gibt ein Wiedersehen mit Zwiebeltürmen
überflüssige Tränen
spiegeln das Weichbild verschlafener Dörfer
Ruhe ist die letzte Bürgerpflicht
auf dem blühenden Friedhof empfängt mich
die abgelaufene Zeit mit Schlägen Auch jenseits
der Donau ist die Kirche
mir ein Dorn im Auge Ich sehe
das Leben nicht durch die Blume

Sogar um glücklich zu sein braucht man hier
Gründe Kartoffelbauern bieten den An-
blick ihrer Ärsche zu einem Gott
gefälligen Preis Die Schönheit
wird subventioniert nach dem grünen Plan
eines Dichters Milch-
pfennige frommer Gedanken

In diesem Teil Deutschlands geht die Welt
auf eine bunte Kuhhaut über die Flur-
bereinigung der Geschichte wächst Gras

Das verpflanzte Herz arbeitet normal
die Stacheldrahtnaht ist vernarbt fast
ohne Schmerz nur die Vertriebenen-
verbände blutgetränkt reißen den Mund
wieder auf eine Wunde aus Worten
unmündig genießt das Volk die Genesung
am Stammtisch des deutschen Wesens
Jäger- und Kirchenlatein

Das Maß ist voll So schallt es
aus dem Wald wo Herr und Hund für Zucht
und Ordnung sorgen

Ich gebe Gas

Rückblickend sehe ich Wenig hat sich geändert
seitdem ich rede in der Sprache meiner Geburt
Die Erde ist schwarz Ich fahre
an Dachau vorbei

Aber die Autobahn
ist nur ein Alibi die Furcht
vor der Vergangenheit treibt meine Worte
zum Tatort zurück

Otto Sahmann
dem für tot erklärten vermissten

mein lieber bruder,
der wind des frühlings
klopfte damals
mit einem losgerissenen
oder doch schlaff hängenden
antennen-draht an unser fenster!
du lagst mit dem rücken
auf dem sofa, wipptest
mit den beinen beim abhören
der großmäuligen sondermeldungen.
so war deine gewohnheit —
ich verstand das meiste
seinerzeit noch nicht, doch
erinnere ich mich jetzt
an deine innere spannung —
trotzdem war der frühlings schön,
sein klopfen verhieß das gute,
aber lauter klopfen schon
mit ihren knöcheln deine mörder,
mein bruder, auf ihre rednerpulte,
mit wahnsinnigen worten
den untergang beschwörend —
das pochen ihrer knöchel
hält noch immer
aus den massengräbern.

Edwin Dahl
Das höre ich

Das höre ich
oder schon wieder:
Sich treiben lassen
mit den Anderen
Schwimmen im breiten Strom
Nur nicht dagegen

Das höre ich
oder noch immer:
Sich ärgern macht häßlich
macht alt

Aber leben
und leben lassen
und sterben lassen
(Wozu dieser Aufwand an Tränen?)

Das höre ich
oder schon wieder:
Begraben Begrabenlassen
Du und ich wir trinken noch einen
Unkraut vergeht nicht

Das höre ich
wieder und wieder
bis zum Erbrechen
(Wozu dieser Aufwand?)

Jörg Holle

Anleitung für den Aufenthalt in Städten (america)

Gehst du in städte
Wirst du stein finden
und marmorbänke
Verkäuferinnen die dich lautlos anlächeln
Erkenne
Du wirst dinge finden
Die du schon gesehen hast
Viel licht und straßen mit geschäftszeilen
Schwarzliche häuserwände
Einen springbrunnen im dunkel
Große betontürme werden dir entgegenglänzen
Riesige kühle kinos
Nichts wird deiner seele fehlen
Die großen saftigen früchte
Die neonbeleuchtete muttergottes nicht

Gehst du in städte
Du wirst vergessen
Mädchen die in käfigen tanzten
Straßen deren härte sich in dich fraß
Nun du wirst suchen
Du wirst bereitschaft finden
Du wirst das große erkennungsspiel spielen
Beneide die schöne negerin nicht
Und ihren boy mit dem hamburger in der hand
Dort wo du hungerst
Werden die dünnen eisplatten in der cola dir frische geben

Gehst du in städte so merke dir die straßen nicht
Lächle solltest du dich wiedererkennen

In dunklen balkonen
In allesverkaufsläden
Du mußt wege finden
Die deiner kräfte spotten
Hochhäuser
Die blicke auf friedhöfe freigeben
Einen see der zum segeln einlädt
Mitten in dieser stadt hier

Gehst du in städte
Findest du in den schaufenstern taschenmesser
Straßen
Die nur für autos gemacht sind
Und auch jene freundlichen häuschen im grünen
Wo man nicht sprechen darf
Rot und leer sind die bars
Kommst du in städte

Du siehst da menschen in einer bestimmten richtung gehen
Folge ihnen nach
Du siehst neuigkeiten angeschlagen
Lies sie dir durch
Trinke dein bier
Mit angestammtem griff
Lächle den mädchen zu
Und genieße den tag
Und geh dann dahin
Wo du hingehen kannst
Ja kommst du in städte ...

1

Während die
Motten noch
Vermehrung
machen
machen
Schlauberger
schon
Pülverchen

ich frage euch
wollt ihr Traum
Drogen oder
Butter

(jede
Gewaltvoneinerpferdestärke
lehnen wir ab:

fette Motten
sind uns recht)

da schrien sie
sex bitte

Wie lange es dauert, die Türe von innen zu schließen:
jemand lacht immer wieder.
Die verkrusteten Schuhe kühlen ab auf der letzten Stufe.

Alles Mauerwerk trocknet aus,
Riß neben Riß; nicht der Luftzug sirrt abends darüber.
In den Wänden reden sie
vielsprachig von den Erschossenen.

Nicht der Wandelstern flackert hinter Glas.
im blinden Fenster
malen sie hastig brennende Wolken.

Wie lange es dauert, das Buch zu öffnen:
niemand ist zu Gast die Zeit über,
bis das Haus zerstiebt.

Ein Loch in den Dunst geatmet,
sehr altes Licht fällt von der anderen Seite ein.

Hinter dem Zaun der geächtete Mann
gräbt in der Gartenerde,
hat eine Mönchskutte übergezogen, damit ich ihn erkenne.
Sorgsam setzt er einen Baum.

Und sprach doch nur zu den Gästen am Tisch.
Jemand in der Ecke
mischt heimlich die Sprachen auf dem Papier,
und wir lesen noch heute: Morgen kann alles schmelzen,
Holz und Fleisch und das Buch.

Ich esse den Apfel hier im Freien,
schnell würgt ich die Bissen hinunter.

Der geächtete Mann sitzt als Bettler
am Zaun, in der Mönchskutte,
und spricht doch nur seine letzten Worte.

Meine Schuhe kleben am lehmigen Boden,
ich gehe auf die Tür zu:
lacht nicht jemand schon heute?

In den vier Wänden, hinter dem Fenster
scharre ich sorgsam die Erde zusammen.

Wie schnell das Haus zerstiebt,
und ich spreche doch nur.

2

Barfuß und erschöpft kommt mein Freund Johannes zurück,
hatte sich eingeschlossen für mehrere Tage.

Nun legt er ein feuchtes Tuch auf die rissigen Lippen:
„Bei verhängten Fenstern saß ich reglos am Tisch.
Flimmernd löste sich die Ferne auf über den Klüften,
Schwefelgeruch; einige Wörter, die ich eingeaatmet habe.“

Aber ich hier mitten in der Stadt taste rundum
die Tapeten ab. Eine hohle Stelle dahinter,
so daß jemand sagen könnte dicht an meinem Ohr:
„Diese armseligen Kriege, wo man in Erdlöcher springt
und überdauert. Ein Sandsturm ist schneller.“

Durch alle Fugen drängt es unhörbar und mehlfein,
ich will das Papier mit den Händen schützen:
„Noch treibt es im Garten hinter dem Haus,
steckt einen feuchten Klumpen aus und zerbrecht ihn!
Einsilbig werdet ihr später um etwas zu essen bitten.“

Vor einer Inschrift standen Nonnen und entzifferten mühsam:
„Wenn ich wüßte, daß morgen die Welt unterginge,
würde ich heute mein Apfelbäumchen pflanzen.“
Erschrocken ließen sie fort mit fliegenden Kleidern.
Keine von ihnen wohnte mehr in der Einöde.

Und Luther hatte auf einer Reise seine Jahre durchmessen.
Zu Eisleben sagte er in einem lateinischen Satz:
„Wir sind Bettler, das ist wahr.“
Dennoch hatte ihn Lucas Cranach verstanden,
als er ihn rotbäckig und breit malte.

Der gealterte Eliot schreit noch einmal auf:
„I will show you fear in a handful of dust“,
während verborgen einige weißgekleidete Männer
kraftlos lachen und mit den beiden Wörtern ‚ja‘ und ‚nein‘
eine endlose Wüste entwerfen.

Schwefelgeruch weht über die Stadt;
ein schmaler Kopf durchsichtig im Glas.
Ich blase den Staub vom Papier.
Kalten Schweiß auf der Stirn, lese ich die ersten Silben,
ich mußte die schwarzen Kerne ausspeien —

die Tür stand all die Zeit offen!

Seid ihrs? Warum fragt ihr, warum eßt ihr nicht?

Jürgen Theobaldy
Nichts Neues von den Kriegern

Weniges
ist gelöst
gewisse Anzeichen deuten
auf eine bessere Zukunft
— wer wollte
die Spannweite des Fortschritts
messen? —

In anderen
(sehr fernen) Provinzen
versuchen sie
den Aufstand
noch haben die Zeitungen
nicht viel
zu berichten

Der großen Stadt
kann ich
mich nicht entziehen
niemand kann das

Heute morgen habe ich
Flugblätter
vor ihren Mauern verteilt
die Anwohner nahmen sie
— nur einige nahmen sie —
mit schläfrigen Bewegungen

Liselotte Rauner
Ich zähle zu denen...

Ich zähle zu denen von deren Gewicht
die Waage sich neigt denn die Schale
ist schwer von Geduld ist schwer von Verzicht
denn zählt man auf mich heißt es zahle.

Bezahle die Bomben die Panzer bezahl
die U-Boote Kreuzer und Minen
bezahle die Pension für den Herrn General
wer Krieg macht darf auch dran verdienen

Bezahle die Kriegsgräberpflege und gib
den Witwen und Waisen und spende
den Kriegsflüchtlingskassen die sind wie ein Sieb
denn dein Geld geht durch vielerlei Hände

Zahl Morphium und Messer Prothesen en gros
für fehlende Arme und Beine
zahl Napalm und Kugeln für Ki und für Co
so wird jedes Opfer das Deine

Gib Kinderdorfgroschen gib Brot für die Welt
zahl Kriegsblindenhilfe und spende
der Blutbank Reserven der Schlachtbank dein Geld
so nehmen die Kriege kein Ende

Wir zahlten das Lehrgeld jahraus und jahrein
jetzt rechnen wir ab Soll und Haben
wir zählen auf jeden der „Halt“ sagt und „Nein“!
Wir wollen die Kriege begraben.

Klaus Konjetzky
Perlo Peis ist eine isländische Blume

Der Anfang ist unsicher. Da ist noch alles drin. Etwas bewegt sich. Das kommt von innen. Töne und Farben.

Einzelheiten.

Bilder wachsen von unten. Alles wird deutlicher, alles wird schärfer. Es steht fest und ist ganz klar. Römö.

Langsam werde ich.

Alle Möglichkeiten der Dämmerung erreichen mich. Hier in meiner Herberge. Ich bewege mich. Ich gehöre dazu. Das ist gut.

Es gibt Fische, die sind groß und liegen tot am Strand.

Aber manchmal geht es nicht weiter. Manchmal müßte es anders sein als es ist. Da kann ich nichts machen. Es bleiben Einzelheiten; die lassen sich nicht verbinden.

Einer sagt alles falsch.

Einzelheiten.

Es gibt nur Einzelheiten. Später wird daraus eine Geschichte.

Römö. Die Teerstraße.

Ich fahre mit dem Rad von der Westküste des Festlands zur Insel. Ein schmaler Damm, nur wenig breiter als die Straße. Links und rechts Brackwasser. Unbegrenzt. Es ist dunstig. Die Straße löst sich irgendwo dort vorne auf. Der gleichmäßige Ton der Reifen auf dem Teer. Ich fahre und komme nicht weiter. Nichts Neues. Die Straße, der dunstige Himmel, das Summen der Räder. Nein, das ist kein Summen. Ich trete im Rhythmus eines langsamen Blues. Neun Kilometer vom Festland bis zur Insel. Das sagt mir nichts.

Und dann geht kein Blues mehr. Ein schwacher, dunkler Streifen. Ich habe wieder einen Horizont.

Ich fahre über die Breitseite der Insel dem offenen Meer zu. Die Teerstraße endet bei dem Haus. Lakolk steht auf einem Schild. Lakolk. Ein weißes Haus, links an der Straße. Nichts Bestimmtes. Kein Aussehen. Einfach weiß. Lakolk. Ein paar Dächer zwischen Bäumen. Mehr ist Lakolk nicht.

Wenige Meter nach dem weißen Haus ist nur noch festgefahren Sand. Die Dünenkette, die mir den Blick versperrt und dann das Meer. Erwartet aber überraschend. Das ist schon etwas anderes, wenn man weiß, da draußen sind keine Häuser.

Die Sonnenscheibe wird sichtbar. Das schmerzt die Augen. Kein Mensch. Nicht einmal Möwen. Nur das Meer.

Der Sand ist hart. Ich brauche nicht abzusteigen und fahre bis ans Wasser. Auch hier ist der Boden fest. Am Wasserrand drehe ich nach Süden.

Nirgends ein Mensch. Das fällt auf. Es ist ruhig. Ich weiß genau wie ruhig es ist. Kein Wind. Keine Wellen. Zerbrochene Muscheln. Zermahlene Muscheln, zermahlen zu festem, feinen Sand. Neben einer angeschwemmten Kiste liegt ein verfaulter Fisch. Sieht aus wie ein Hai. Hier gibt es keine Haie. Einen so großen Fisch habe ich noch nie gesehen. Er liegt am Strand. Massig, dunkel, gefährlich. Ich sage, es ist ein Hai.

Meine Schuhe und Strümpfe sind naß, weil ich ab und zu einen kleinen Bogen ins Wasser fahre. Selbst da ist der Sand hart.

Ich, auf meinem Rad über den Sandstrand einer dänischen Insel. Das gefällt mir. Mit geschlossenen Augen trete ich ein Stück und höre, ob ich im Wasser bin. Einmal, zu weit ins Meer geraten, kippe ich um und stehe mit dem linken Fuß drin. Knöcheltief. Das Wasser ist kalt. Draußen ziehe ich die Schuhe und Strümpfe aus und klemme sie auf den Gepäckträger. Barfuß schiebe ich mein Rad am Meer entlang. So laufe ich einige Zeit, drehe um, bin wieder an der Kiste. Perlo peis lese ich. Dazwischen fehlt etwas, ist weggewaschen oder weggekratzt. Das *o* von perlo ist schwächer als das *l*, kaum noch zu erkennen, es könnte ein *o* sein. Das *e* von peis ist stärker als das *p*. Peis ist ganz sicher. Perlo peis. Sowas merkt man sich. Ich versuche daraus ein Wort zu machen. Es geht nicht.

Der Fisch. Es muß ein Hai sein.

In den Dünen lasse ich mein Rad umfallen und lege mich in einen Hang, so, daß ich das Meer sehen kann. Hier ist der Sand locker und trocken. Er rieselt leicht durch die gespreizten Finger. Ich grabe meine Hände in den weichen Sand, hebe an, spreize die Finger. Meine Hütte ist groß.

Perlo peis ist eine isländische Blume.

Etwas weckt mich. Vielleicht die Kühle. Oder ein Möwenschrei. Eine Möwe schreit. Warum nicht. Es gibt hier doch Möwen. Ich friere. Meine Strümpfe sind noch naß, ich hole mir neue aus der Fahrradtasche. Das Meer. Ruhig, nur der Glanz ist verschwunden.

Der Mann.

Aus dem weißen Haus tritt ein Mann. Grau und alt kommt er heraus. Ein einheimischer Fischer. Er geht um die rechte Hausecke und erscheint nach wenigen Augenblicken mit einem Fahrrad. Er schiebt es bis zur Teerstraße und steigt auf. Bevor er wegfährt, bin ich bei ihm: Entschuldigen Sie, der große, tote Fisch am Strand, das ist doch ein Hai?

Der Mann ist nicht grau. Alt ist er auch nicht.

Wie meinen Sie? sagt er. Helle Augen, die linke Augenbraue ist höher als die rechte.

Wo es zur Jugendherberge geht, sage ich und bin sicher, daß er die erste Frage verstanden hat. Zu spät. Zu spät, den Betrüger einfach stehen zu lassen.

Ich bin der Herbergsvater, Sie können mit mir fahren.

Er ist kein Fischer. Er verdirbt mir den Tag. Wir fahren nebeneinander. Der Mann sagt nichts. Ich warte, daß er mich was fragt. Er könnte fragen, wo ich herkomme. Er fragt nicht. Das ärgert mich. Ich will schneller fahren. Aber er, mit seinem alten Damenfahrrad fährt langsam.

Der Fisch am Strand ist kein Hai, sagt der Mann.

Welcher Fisch? sage ich und sehe nicht zu ihm rüber.

Der Mann zieht manchmal beim Reden die hohe Augenbraue noch höher.

Mein Fahrrad steht im Schuppen hinter dem Haus.

Bleiben sie länger? fragt die Frau.

Die Herberge steht unter hohen Laubbäumen. Drinnen höre ich oft das Meer in den Ästen. Es riecht nach Essen. Die Frau ist größer als ihr Mann. Von hier bis Havneby sind es drei Kilometer. Sie hat langes, braunes Haar. Bis zu den Schultern. Die Frau sieht aus wie dreißig. Vielleicht ist sie dreißig. Der Mond steht genau im Fenster. Die Herberge ist ein niedriges Holzhaus mit einem Binsendach. Von der Straße zweigt ein zerfurchter Sandweg nach links ab. Da kann man schlecht radfahren. Der Mann tut sich leicht. Sein Rad hat Ballonreifen. Hier geht's nicht besonders, sagt der Mann. Er lacht und dreht sich nach mir um. Es geht schon, sage ich.

Neben dem Eingang steht eine Bank. Ich folge dem Mann mit zwei Wolldecken und einem Leinenschlafsack über dem Arm. Er zeigt mir den Schlafsaal.

Sie sind der einzige.

Der Mann geht raus. Doppelstöckige Eisenbetten. Auf eines werfe ich die Sachen und lege mich unten rein auf die muffigen Matratzen. Morgen muß ich die Fahrradtasche abschnallen.

Um diese Zeit auf Römö, ist man allein. Ich höre eine Stimme. Der Mann spricht dänisch. Ich liege im Eisenbett einer dänischen Jugendherberge. Ein Zimmer mit alten Bretterwänden. Eine steile Holztreppe führt zu einer Klapptür in der Decke. Ich gehe rau und drücke die Klappe mit dem Kopf nach oben. Aus dem Dunkel kommt ein modriger Geruch. Meine Herberge ist dunkel. Das riecht man deutlich. Auf allen Vieren steige ich rückwärts hinunter und setze mich auf die vorletzte Stufe. Der Mond steht genau im Fenster. Ich trete im Rhythmus eines langsamen Blues. Dann geht kein Blues mehr. Die Frau ist größer als ihr Mann. Schlafen Sie schon? fragt der Mann. Ob ich abendessen wolle. Ich sitze am Tisch und warte. Der Mann hilft in der Küche seiner Frau. In der Tür ist das Schiebefenster mit der Milchglasscheibe nicht ganz unten. Durch den schmalen, hellen Spalt sehe ich zwei Augen. Die Frau.

Wenn wir abends Skat spielen, hat die Frau gerötete Wangen. Ob es mir geschmeckt hat, fragt der Mann. Ja danke, sage ich.

Der Mann steht am Ofen mit dem Rücken zu mir. Er kennt Deutschland gut: Ich bin neun Jahre mit einer Deutschen verheiratet gewesen. So sagt der Mann und macht irgendwas am Ofen. Im Juli und August sind hier viele Fremde.

Ob ich Skat spiele. Ja, sage ich. Ob ich Lust hätte, seine Frau würde auch spielen.

Der Mann holt seine Frau aus der Küche. Wir spielen die ganze Nacht. Ich verliere ein paar Pfennige. Die Frau hat kein Glück. Der Mann gewinnt. Lachend nimmt er das Geld von seiner Frau. Wir haben jeder ein Schälchen für das Geld. Sie nimmt es heraus und schiebt es ihm in die Mitte des Tisches. Mit der flachen Hand greift er drauf und holt es sich ran. Er zählt Münze für Münze. Um vier Uhr morgens sagt der Mann: Ich muß mal zählen. Die Frau ist müde. Sie will ins Bett. Ich will ins Bett, sagt sie. Ich sage: Ich bin auch müde. Wir spielen noch eine Stunde. Die Frau hat kein Glück. Um fünf stehen wir auf. Wir könnten ja morgen wieder spielen sagt der Mann. Ich bin so müde, wie müde ich bin, sagt die Frau. Sie werden bestimmt gut schlafen, sagt sie, bleiben Sie morgen ruhig bis Mittag liegen.

Heute, verbessert der Mann lachend seine Frau.

Das Meer in den Bäumen tönt jetzt viel lauter. Manchmal ist ein Ächzen. Die schönen Tage sind vorbei. Auf der Bank neben dem Eingang liegen Blätter. Die Fische schwimmen oft bis an die Fensterscheibe. Sie haben rote Augen.

Brauchen Sie noch eine Decke, fragt die Frau, die schönen Tage sind vorbei.

Ich habe mir ein anderes Bett genommen und sehe das Fenster nicht mehr.

Sie sagen, wenn ich noch bleibe, bin ich ihr Gast.

Donnerstag, Christina trägt einen schwarzen Mantel und Stiefel, die ihr bis zum Knie reichen. Christina hält mich an der Hand. So geht's sich leicht gegen den starken Wind. Die Wellen überschlagen sich. Sie fallen und steigen und überschlagen sich schäumend und laufen aus bis hin zu uns.

Schau, dort liegt der Schellfisch, der große. Der liegt schon lange. Bleibst du noch bei uns?

Perlo peis ist nicht mehr und das Wasser holt sich den Fisch zurück. Stückweise. Christina und ich laufen über den harten Sandstrand. Die Frau gibt Karten. Mein letztes Kleingeld, sagt sie. Der Mann meint, er könne wechseln. Wir sitzen im Aufenthaltsraum unter der Lampe. Das Küchenfenster ist heruntergeschoben. Sie hat das Licht in der Küche ausgemacht. An die geschlossenen Fensterläden schlägt Regen. Die Frau stößt an mein Knie, ich ziehe das Bein an, sie zuckt im Mundwinkel. Ich schiebe den Fuß wieder in ihre Nähe und berühre sie.

Sie sagt: Im Winter ist hier nichts los.

Es ist schon einer beim Mischen gestorben, sagt der Mann.

Manchmal verstärkt sie den Druck.

Komm, ich zeig dir unser Haus. Wir gehen den ausgetretenen Weg durch die Dünen, dann die paar Meter auf der Teerstraße bis zum weißen Haus. Wir müssen hinten rein, Pa hängt den Schlüssel immer an einen Nagel.

Die Karten riechen nach Schweiß. Am Donnerstag will er neue aus Esbjerg mitbringen. Dem Kreuzkönig fehlt eine Ecke.

Wenn ihr das Spiel bleibt, zieht er die hohe Augenbraue noch höher. Er überlegt, ob er contra geben soll. Contra, sagt der Mann. Sie sagt: Das ist gemein.

Der Mann holt Bierflaschen aus der Küche. Die leeren nimmt er mit. Ich kippe den Aschenbecher in den Kübel neben dem Ofen.

Er spielt zu gut, sagt sie.

Jeden Donnerstag fährt er mit ihrem Vater nach Esbjerg. Vom ersten Stock des weißen Hauses kann man das Meer sehen.

Christina stützt sich mit beiden Händen am Fensterbrett auf. Ich stehe hinter ihr, umfasse sie an den Hüften und lege mein Kinn auf ihre Schulter. Ihr Haar ist strähnig. Wir blicken durch das geschlossene Fenster auf das stürmische Meer.

Sie kommen immer so um halb acht zurück, sagt sie.

Unter Christinas Brüsten, die klein und weich sind, spüre ich die Rippen. Mit den Zeigefingern berühre ich ihre Brustspitzen. Ich bewege die Finger bis die Spitzen fest sind.

In der Saison ist das Haus voller Gäste.

In der Saison wohnt hier noch eine Frau. Die macht die Zimmer. Die hilft Pa auch beim Kochen. Sonst könnte er es gar nicht schaffen. Die neuen Karten sind noch glatt. Sie lassen sich schlecht mischen. Der Frau fallen ein paar Karten runter. Wir bücken uns gleichzeitig und stoßen mit den Köpfen zusammen. Wir schämen uns.

Meine Kehle ist trocken. Wir spielen, trinken und rauchen.

Es wird Zeit, sagt Christina, sie werden bald kommen. Sie zieht sich an. Ihre Hände sind kalt. Dir ist kalt, sage ich.

Das Heulen in den kahlen Bäumen ist nachts am stärksten. Ich habe die Fensterläden geschlossen. Die Klapptür zum Trockenboden hat keinen Riegel. Vom ersten Stock kann man das Meer sehen. Mein Fahrrad steht im Schuppen hinterm Haus. Durch den schmalen, hellen Spalt sehe ich zwei Augen. Römö ist eine kleine Insel. Im Sommer sind dort viele Fremde. Der Wind hat sich gedreht. Neun Kilometer sind endlos.

Richard Limpert Der letzte Ofen wird gedrückt

Paul war ein Kumpel, der nichts zu beanstanden hatte. Arbeitswillig, pünktlich, ehrlich und fleißig. Alles hatte seine Ordnung, die Dinge regelten sich von selbst. Parteien und Gewerkschaften müssen sein. Im Mandolinenorchester hat er sogar aktiv mitgezittert.

Aus dem Gleichgewicht geriet er erst, als bekannt wurde, daß die Gesellschaft außer der Schachtanlage auch die Ofentüren der Koksbatterie für immer schließen würde, was nach Pauls Meinung nicht sein durfte. Grausam war darum die Erkenntnis, daß sich nun etwas nicht von selbst regelt, wie es nach Pauls Auffassung sein mußte.

Als auf der Betriebsversammlung der Stillegungstermin bekannt wurde, forderte die Belegschaft einen Protestmarsch. „Auch Fahnen“, rief Paul, und als er die Farbe der Fahnen mit sich überschlagender Stimme näher bezeichnete, gab es verwunderte Gesichter und ungläubig verhaltene Lachen. Der referierende Betriebsratsvorsitzende verlor den Faden, schaute verdutzt in Pauls Richtung und sagte gedehnt: „Mensch Paul!“

Paul beruhigte sich wieder, als bekannt wurde, daß für jeden Arbeitstag bis zur Stillegung eine Treueprämie gezahlt werden sollte.

Sechs Monate später wurde der letzte Ofen gedrückt. Betriebsführung, Presseleute, bekannte und unbekannte Kapazitäten waren zur Stelle, um den historischen Augenblick in den feierlichen Rahmen der üblichen Schrumpf-Epilogie zu pressen. Mit dem Eisenwerk und der benachbarten Textilfabrik war vereinbart, mit den Sirenen einen gemeinsamen Grabgesang zu intonieren.

Paul hatte sich in die Kaffeebude zurückgezogen. Er beobachtete die Szene. Der letzte Brand krachte zischend in den Schrägwagen. Es wurde fotografiert, gestikuliert, gelacht. Die Sirenen heulten. Paul auch. Fast. Zwei gewichtige Männer prosteten sich zu. Hohe Herren offenbar, die Fahrsteiger, Verwaltungsangestellten, Assistenten und das Fußvolk konzentrierten sich auf diese beiden. Die haben es hinter sich. Das Geschäft ist abgeschlossen. Paar Millionen Stillegungsprämie. Paul dachte an die hundertvierundneunzig Mark, die man für ihn errechnete. Es ihnen irgendwie heimzahlen! Er ging zum Schrottplatz, füllte seine Aktentasche mit dem verwitterten Bleigrus. Er wußte, daß der Pförtner auch am letzten Tag die Taschen der Kumpels abtaxierte. Er zog es vor, hinter der Schlosserei über die Mauer zu klettern. Bei dem Absprung hatte er das Mehrgewicht nicht einkalkuliert, die Tasche schlug ihm schmerhaft auf die Kniescheibe. Verflucht,

schon die Strafe. Paul erreichte humpelnd die Straße. Seine kriminellen Anlagen hatte er offenbar überschätzt. Er fühlte sich beobachtet und wurde unsicher, als er Schritte hörte. Er dachte an Gustav, an den Kriminalbeamten, der den Gustav überführte, als er die Bretter für den Taubenschlag verschwinden ließ.

Paul erhöhte das Tempo. Das Bein schmerzte. Er sah sich um und stellte fest, daß einer die Straße überquerte und sich in seiner Richtung bewegte. Er verlor die Nerven, lief los, und der Ausruf eines Passanten veranlaßte ihn, noch schneller zu laufen.

Eine Hausunterführung war die Rettung. Das Tor zu den Kleingärten am Ende des Hinterhofes war verschlossen. Als er die Tasche mit einem Schleuderwurf über den Zaun befördern wollte, riß der Ledergriff, und die Tasche flog in die entgegengesetzte Richtung. Fast dankbar ob dieser Fügung, konnte er ohne die Last das Fluchttempo beschleunigen. Endlich stand er vor seiner Haustür. Kurze Verschnaufpause.

Eine andere Tür wurde geöffnet. Der Nachbar hatte von vierstelligen Abfindungssummen gehört und fragte Paul, was denn für ihn bei der Sache herausgekommen sei. Paul lachte bitter. Tasche weg, Lahmes Bein, Angst gehabt, Rest 194 Mark.

Das war für ihn dabei herausgekommen.

Rolf Schneider
Wruck modelliert Flick

September 1935 hatte Siegfried Amadeus Wruck den Auftrag, eine Portraitbüste des deutschen Großindustriellen Friedrich Flick in Bronze zu fertigen. Ich begab mich an fünf auffolgenden Tagen einer Woche zu abendlichen Sitzungen ins Berliner Büro des Mächtigen.

Tagsüber arbeitete der. Tagsüber ließ er Bilanzen surren, jagte Buchhalter, schob wechselnde Börsenkurse von Zürich Brüssel Frankfurt Berlin Paris London New York durch die grauen Ganglien seines achtundvierzigjährigen Gehirns. Beste Mannesjahre. Nach medizinischer Statistik eben noch äußerste männliche Leistungskraft. Größe nicht viel unter zwei Meter. Aufrecht. Anzug dunkelgrau. Anzug nicht gerade von der Stange, sicher von einem Schneider, der aber, Jude oder nicht, bei Knize nicht mal als Konfektionär untergekommen wäre. Tabakrauch. Zigarren. Billige Preislage. Vielleicht Preisnachlaß. Preisindex. Börsenindex. Börsenkurs, Rentenkurs, Effektenmarkt, Hauptversammlung, Aktienrecht, Aktienmehrheit. Telefongespräche. Börsen schlossen mittags. Zahlen verglichen und Briefe gefaltet. Geld gefaltet. Schlüssel gedreht und Türen zu. Um fünf verließen Stenoschreibkraft nebst Syndikus erschöpft ihre Arbeitsplätze, während einzog Siegfried Amadeus Wruck mit Spachtel und feuchtem Ton.

Da also saß der. Haar ohne erkennbares Grau. Er saß aufrecht hinter bürokratischem Mahagoni, nickte huldvoll, ohne Lächeln, und blickte durch mich hindurch, der ich im sauren Geruch erloschener Zigarren mein Tischlein aufschlug und mein Besteck bereitlegte. Ton? Ton. Vorstufe zum Bronzeguß. Kurze Erklärung von Weiterverarbeitung und Gußtechnik. Ehem-Geräusper. Habe Ahnung vom Gießen, mehr Grauguß, eigenes Verfahren erfunden, Verhüttung von Stahlspänen. Vorsichtig ich: Portrait wäre auch in Eisen. Herrisch: Bronze! Niederrheinischer Akzent. Vielleicht, was Wruck nicht beurteilen kann, gibt es bei Eisenmenschen geheime Sehnsucht nach der harten Legierung aus Kupfer und Zinn. Weiße Fingerknöchel jedenfalls klopften auf Mahagoni. Schweigen.

So denn Ton geklatscht ums Weidengeflecht. Blick hinüber zum Schreibtisch. Der erstarrt zum Denkmal, reglos, daß ich, der ich das Denkmal erst schaffen sollte, bloß hätte nachbilden müssen, aber nicht wollte, da dieses Kopieren nach dem Original meinem Kunstwillen zuwiderlief, denn ich war aus auf *was Besondersch*. Ich griff immerhin mal Hauptumriß aus dem nassen Drecksklumpen. Telefon schrie wiederholt, daß mein Modell mit jemandem reden mußte, der lieber Konrad hieß. Mund dabei verhärtet. Worte wie verhüttete Stahlspäne nach dem von Friedrich Flick eigens erfundenen Schmelzverfahren.

Also tiefer in den Ton gegriffen, weggekratzt und angebacken. Es lauert hier deine Gelegenheit, Wruck. Kannst du beweisen beginnen weiterverfolgen ausbaun. Es nahm dich der, weil du unbekannt bist, billig bist, nämlich, das ist ein Knicker und legt Pfennig auf Groschen auf Pfennig, wie Schankwirt Guido Bütfisch aus Chemnitz-Sonnenberg im Keglerlokal *Zur Sonne*, brachte es aber nicht bloß zu eigenem Haus am Kaßberg, der, wie Guido Bütfisch brachte, sondern ist heute da, wo IG-Farben-Bütfisch sitzt, Guidos Verwandter, im Freundeskreis Reichsführer SS, und ist noch mehr, also streng dich da an! Der, wenn du landest, wird im Freundeskreis Reichsführer SS reden und im Stahlverein, daß du Aufträge, Wruck, sagen wir Peter Klöckner von der Klöckner A. G. oder einen von den Krupps, Gustav oder Alfried, vielleicht besser Alfried, weil, Gustav, nominell noch Firmenherr, ist alt, manche behaupten sogar bißchen ga-ga; oder Kaselowski von Pudding-Oetker, der nichts so wenig wie Pudding, sondern beispielsweise Schiffe; meinewegen auch IG-Farben-Bütfisch, weil du doch bei Guido, seinem ärmeren, doch nicht armen Verwandten Guido Bütfisch in Chemnitz-Sonneberg, Kegel, was eine erstklassige Symbolkette, na? Vielleicht aber auch Börsentips, dreißig Minuten eher als ausgebuffte Börsenjobber, was idealenfalls plus dreizehn über Vortragskurs von dreihundertzwanzig vom Nominalkurs bei plötzlich steigender Tendenz, ach Wruck, acht oder achtundzwanzig Mille eben mal nebenbei, Aufgeschnapptes oder Abgelausches in der Intimität einer Sitzung zwecks Fertigung der Portraitbüste? Lieber Konrad kam auch persönlich und war Vetter Kaletsch. Beauftragter Otto Steinbrink kam und war ehemals kaiserlicher Marineoffizier. Gespräche gingen um Petscheks, was mir vorläufig nichts bedeutete. Ich zog sorgfältig und ohne mindestes Zittern die Spachtelkante, um Friedrich Flicks schnurgeraden Scheitel vom Wirbel fort bis zum Haaransatz zu führen.

Darunter das Hirn. Darunter des erfolgreichen Großindustriellen Friedrich Flick unübertreffliche Großhirnrinde. In jedem Millimeter der konisch geführten Scheitelstrecke spürte ich Friedrich Flicks unaufhaltsam aufsteigende Lebenslinie nach. An der Parietale, kaum abgeflacht, ließ sich christlich-bescheidenes Siegerland beschreiben. Schulische Extra-Leistung, doch versagtes Gymnasium. Rechnerische Glanzlichter. Bergbau-Nähe, der väterliche Grubenhölzer entgegenfuhren. Lehranstrengungen an der Naht zwischen zwei Parietalen und einer Supraoccipitale deutlich wahrnehmbar, während die Linie zwischen Parietale und Stirnbein vom Eintritt in die Charlottenhütte von Niederschelden sprach. Vorher dort volontärhaft Gelerntes, in Köln am Rhein fachschulisch Fundiertes wurde jetzt ins kaufmännische Direktorat wirksam eingebracht. Aktienmehrheit. Die Stahlspan-Verhüttung. Deutsche Eisenzentrale in Berlin, denn Eisen war Rohstoff, Krieg brauchte Rohstoff, und Krieg war. Flick als Schrottkönig, was nicht vornehm war, verglichen mit Krupp und Thyssen, was trotzdem erfolgreich war und einen, der nicht Krupp und Thyssen war, in Krupp- und Thyssen-Nähe bringen konnte; und ob es die Mitgliedschaft in der kaiserlichen Eisenzentrale

war, die Flick zur Aktienmehrheit der Charlottenhütte verhalf, wird lange ungeklärt bleiben; auch Wrucks Spachtelkante konnte keine Antwort finden im Gekräusel von Flicks Fontanellennarbe. Frontale Richtung Nasenbein erzählte dafür ausladend von Flicks Nachkriegsgeschäft nach dem klassischen Börsenrezept des Bankiers Necker: auf Kredit kaufen und Kredit mit Assignaten bezahlen. Noch jetzt, zehn und fünfzehn Jahre danach, wußten zwei ausladende Flicksche Frontalen von Börsengeschäftchen, vom Einkauf in Kohle und Stahl, von Oberschlesien und Mitteldeutschen Stahlwerken, von nützlicher Freundschaft mit Reichsbankpräsident Schacht, mit Reichsausßenminister Stresemann, von den gefürchteten Telegrammen *Habe Aktienmehrheit stop hoffe auf gute Zusammenarbeit Flick*. Spachtel durchgezogen und am Haaransatz. Jetzt Strähnen flächig in Ton gegraben und die Stirn planiert. Frontalennaht bezeugte etwas von Schwierigkeiten in der großen Krise, von Kurssüren, Ausweglosigkeit und ausbleibenden Dividenden, daß nach einem Ausweg gesucht werden mußte, daß Sämmchen flossen in die Parteikasse von SPD, was auch keinen Ausweg brachte, daß Sämmchen lieber woandershin wollten, beispielsweise zum Ingenieur Keppeler, Nachfahr des berühmten Astronomen trotz Zusatz-p, selber bloß beauftragt vom unbekannten Gefreiten aus dem ersten Weltkrieg, daß er Flick und nicht bloß Flick, sondern Leute wie Flick zusammengesammelte im Berliner Hotel Adlon, woraus später der Freundeskreis Reichsführer SS. Sämmchen gezahlt und Ausweg erhofft. Ausweg erhalten und Krise beseitigt. Schacht machte Mefo-Wechsel. Flick ließ Stahl für Kanonen gießen. Flicks senkrechte Nase zufrieden hinter wieder wachsenden Dividenden herschnüffelnd. Flicks Praefrontale und Nasenbein insgesamt ausdrucksstark. Wrucks Spachtel zog Vertikalen Richtung Kiefer und ließ El Greco ahnen.

Demütig schabte Wruck. Voll Bewunderung ging Wruck, mal mit Fingern, mal mit Hölzchen, an Jochbeine und Mundfalten in nassem Ton. Der hinterm Mahagoni rauchte Zigarren und rauchte Zigarrenrest im Pfeifchen zuende. Beauftragter Steinbrink kam und meldete letzten Stand bei Arisierung der Petscheks, mitteldeutschen Braunkohlenjuden mit ausländischem Paß. Wruck, unruhig auf dem Schemelchen rutschend, wandte sich Flicks Ohren zu. Dritte und vierte Sitzung war Flick gelöster und ließ Persönliches einfliessen. Drei Söhne. Bescheidener Lebensstil. Gattin Kundin beim Bekleidungshaus Horn am Kurfürstendamm. Wruck machte grobe Fingerübungen an Hals und Gurgel. Flick lächelte durch sauren Zigarrenrauch und konnte noch die Bilanz der Charlottenhütte von 1912 auswendig hersagen.

Wruck modellierte. Der eigenen Nichtigkeit bewußt vor diesem und bestrebt, eigener Nichtigkeit, diesen modellierend, zu entkommen. Schweiß juckte auf Wruck. Klarsicht überkam Wruck. Röntgenstrahlen schickte Wruck aus zu Flick und ließ das Abbild Wrucks wuselnden Fingern zu kommen. Eisen schmeckte Wruck. Macht roch Wruck in geruchsbegabter Nase. Ahnung überkam Wruck prophetisch, wußte von größeren Dividenden und wei-

ter steigenden Aktienkursen, wußte, was Flick noch nicht wissen konnte, von erfolgreicher Übernahme wesentlicher Teile aus dem Besitz zweier Brüder Petschek, Stahl sah Wruck und Kohle und Stahl verwandelt in Geschützrohre Panzerplatten Lokomotiven Schienenstränge Gewehrläufe, bläulich schimmerner Flickstahl, sah Wruck, war geschichtet von einem Horizont zum anderen, wobei vor dem Horizont schon Grenzen lagen oder gelegen hatten zu Polen Frankreich Rußland, daß also Krieg sein mußte und Flicks Krieg werden sollte, denn von Flicks treuhänderischer Übernahme der französischen Rombacher Hütte in Lothringen wußte Wruck, von Anteilen an Vairog in Riga und den Hüttenwerken am Dnjepr wußte er, Stahl schmeckte Wruck und Pulver roch er, Schlamm roch er, Leichenfäule roch er und Flecktyphuskot und Schweiß, der nicht seiner, Wrucks Schweiß war, während er sich an feucht-tönernen Nackenfalten abmühte, fremder Schweiß war es, prophetischer Schweiß und denen, die ihn haben würden, noch nicht bekannt, aber Wruck wußte prophetisch Belgier Polen Franzosen Italiener Russen Kriegsgefangene Zivilgefangene in stinkenden Tausenderkolonnen dem Arbeitsbeschaffungsprogramm des Ministers Sauckel folgen und in stinkende zugige dreckige Baracken Flickscher Arbeitslager einziehen, daß sie Stahl für Flick kochen konnten, o Wruck: wie beschissen klein bist du vor diesem, also bring wenigstens deine Ahnungen ein und zeige Flick, wie er ist, wie er sein wird, was er sein wird, was er haben wird, locke Stahl aus Ton und Rombach und Vairog und Fremdarbeiter und Krieg und Macht und Ungeheures und Blutbad und Weltgeschichte; Schaffensrausch überkam mich, besonders am vierten Abend; machtvoll wuchsen unter meinen Fingern Tränenbein und Lippenfleisch aus der Modelliermasse.

Am Ende des fünften Abends wollte ich, wie vier Abende zuvor, nasses Tuch über meine Arbeit tun und den Tisch vom Parkett heben. Flick streckte gebieterisch die Hand. Flick erhob sich hinter Mahagoni. Flick wollte sich selbst in Ton sehen. Ich schwitzend erschöpft mit Herzklopfen. Flick umschritt Mahagoni und nahm vor meiner Arbeit Aufstellung. Blickte sich an in brauner Feuchtigkeit. Hätte wachsende Macht sehen müssen. Hätte glücklichen Erwerb von Petschek-Besitz erkennen können. Hätte sich in Rombach Vairog und Dnjepr vertiefen dürfen. Statt dessen fingerte er aus dunkelgrauer Westentasche einen Taschenspiegel. Der war rund und trug hinterrücks weiß auf dunkelblau die Worte Nivea und Hautkrem. In den Handspiegel vertiefte sich Blick und dann wieder in sein tönernes Abbild. Lange wechselte sein Blick hin und her zwischen Quecksilberglas und nasser Erde und wechselte schließlich zu mir, wozu Flicks Stimme sagte: *Mist*. Was norditalienisch *schito* heißt. Herwarth Walden hatte vor zehn Jahren *tineff* gesagt, was von *tinuf* kommt.

Ich war meinen Auftrag los. Flick wollte keine Auskunft über Petschkes von meiner Plastik und verschmähte Nachrichten über Krieg und Rombach. Flick suchte in meinem Ton ein Abbild, das er jederzeit in einem Taschenspiegel der Creme-Fabrik Nivea finden konnte. Flicks geschäftlicher Weitblick wurde kurz-

sichtig vor Künstlerischem und wollte nackte Natur. Die freilich konnte er bei mir nicht finden. Vairog und Dnjepur hatten in meiner Schöpfung ein Antlitz ergeben, das, naturalistisch gesehen, eher dem des österreichischen Filmschaffenden Hans Moser glich.

Was also blieb mir, als mich wieder einzureihen in die Schar der Bewerber um plastischen Parteitagsschmuck? Ich hatte entkommen wollen und durfte nicht. Flick verschmähte mich. Flick trieb mich wieder in Speers Arme. Sollten fernere Historiker von besonderer Schuld der deutschen Großindustriellen an Hitlers Zulauf wissen, werde ich ihnen bedenkenlos zustimmen und anklagend mein eigenes Beispiel vorweisen.

Friedrich Hitler
Kultur im Klassenkampf

Die Krupskaja erinnert daran, daß Karl Marx schon in den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts in die russische Sprache übersetzt wurde, daß es aber vor allem Lenin war, der Marx in russische Fakten übersetzte. Aus dem antikommunistischen Arsenal stammt der Versuch, Lenins theoretische und praktische Arbeit mit der von Marx als unvereinbar zu denunzieren. Die Behauptung, der Marxismus sei durch die Oktoberrevolution widerlegt worden, muß auch heute noch, oder erneut aufgewärmt — neben vielen anderen Tricks der Massenverdummung — herhalten, Geschichte zu verfälschen. Marx habe doch, so heißt es, seine Prognose lediglich für entwickelte kapitalistische Länder wie England, Frankreich, Deutschland gestellt, nicht aber für das rückständige Rußland. Wenn bürgerliche Ideologen im Namen des „menschlichen Sozialismus“ über die Deformationen der Stalin-Ära zu Gericht sitzen, können sie inzwischen kaum mehr verheimlichen, daß sie Stalin sagen und Lenin meinen, daß ihnen die Deformationen ganz lieb sind, der Marxismus-Leninismus aber verhaftet bleibt.

Warum bemühen sich denn die ideologischen Funktionäre der Bourgeoisie seit 53 Jahren ebenso hartnäckig wie geschickt darum, *Lenin selbst* aus der Diskussion zu eliminieren? Lenin, der nachwies, daß die von Marx und Engels prognostizierte Revolution nicht notwendig *zuerst* in den hochentwickelten Ländern des Kapitalismus, sondern gerade in noch wenig entwickelten Ländern vollzogen werden könne? Daß sich die Revolution nicht gleichzeitig, sondern in verschiedenen Etappen und auf schmerzhaften Umwegen entfalte?

„... es wäre die größte Illusion und der größte Fehler, zu vergessen, daß es für die russische Revolution leicht war, anzufangen, und daß es schwer ist, die weiteren Schritte zu tun. Das mußte unabwendbar kommen, weil wir mit dem verfaultesten, rückständigsten politischen Regime anzufangen hatten. Die europäische Revolution muß bei der Bourgeoisie anfangen, sie hat es mit einem Feind zu tun, der unvergleich ernster zu nehmen ist, und zwar unter unermeßlich schwereren Bedingungen. Für die europäische Revolution wird der Anfang unermeßlich viel schwerer sein.“¹

Nicht von ungefähr hat bis heute kein bürgerlicher Verlag auch nur eine kleine Auswahl leninscher Schriften auf den Markt gebracht. Zum 100. Geburtstag von Wladimir Iljitsch Lenin lautet die Devise der Herrschenden (wie der Titel einiger Bücher): *Trotzki über Lenin*. Der Schluß — der beste Revolutionär sei Trotzki — liegt nahe. Diesem Versuch, Lenin ideologisch zu filtern, hat der Frankfurter Verlag „Marxistische Blätter“ ein wichtiges Taschenbuch entgegengestellt: *Lenin über Trotzki*. Ohne daß die Leistung des Organisators der Roten Armee im Bürgerkrieg geshmäler würde, enthält dieser Band entscheidende leninsche Passa-

gen über Trotzkis Widersprüche, seine politischen Schwankungen — von blindem Revolutionarismus bis zum krassen Opportunismus. Damit bietet diese Ausgabe einiges Material für die Übersetzung leninschen Denkens und Handelns in westdeutsche Fakten.

Der führende Kopf der Oktoberevolution läßt sich nicht in die bürgerliche Ideologie linker Etikettierung integrieren. Lenin hat in den Laufställen für linke Kindereien oder den Tummelplätzen rechter Sozialdemägogen keinen Platz. Lenins Übersetzung von Marx in russische Fakten bedeutet Entwicklung, Vertiefung und Verwirklichung des unserem Zeitalter gemäßen wissenschaftlichen Sozialismus.

Das Beispielhafte dieser Arbeiten besteht darin, wissenschaftliche Erkenntnisse auf eine neue Situation anzuwenden und sie dabei weiter zu entwickeln. „Es wäre irrig zu glauben, daß es genüge, sich die kommunistischen Lösungen, die Schlußfolgerungen der kommunistischen Wissenschaft anzueignen, ohne sich jene Summe von Kenntnissen anzueignen, deren Ergebnis der Kommunismus selbst ist. Das Musterbeispiel dafür, wie der Kommunismus aus der Summe des menschlichen Wissens hervorgegangen ist, ist der Marxismus.“² Lenin war in der Wortwahl nicht glimpflich, wenn es darum ging, die „Gefahren, die von kommunistischem Bücherwissen drohen“, anzuprangern, oder die noch größere Gefahr, sich lediglich „kommunistische Lösungen anzueignen“.³

Pseudoline Feuilletonisten der bürgerlichen Presse raten in diesem Zusammenhang, man könne diesen Gefahren leicht entgehen — wenn man kommunistische Literatur erst gar nicht in die Hand nimmt, sondern sich — wie sie das in der Regel selbst tun — auf die „übersichtlichen“ Einführungen der Marxologen, Renegaten und Revisionisten aller Schattierungen in den Marxismus-Leninismus verläßt.

Die Flut derartiger Literatur zwingt nachgerade dazu, sich immer wieder an den Quellen zu orientieren. Innerhalb der Reihen sozialistisch orientierter Intellektueller fällt nach wie vor der Mangel an Kenntnissen von Lenin aus erster Hand auf. Wer die Erkenntnisse, die Wladimir Iljitsch Lenin seinen Zeitgenossen vermittelte, im Bewußtsein des gegenwärtigen Kampfes begreift, wird nicht in „kommunistischem Bücherwissen“ erstarren, sondern Theorie und Praxis der demokratischen und sozialistischen Bewegung unseres Landes voranbringen helfen.

Persönlicher Geschmack und die andere Kultur

Lenins These von den zwei Kulturen in jeder Klassengesellschaft wird oft als Lehrsatz auf Erscheinungen angewandt, die mit diesem Kulturbegriff nichts zu tun haben: mit künstlerischen Programmen und persönlichem Geschmack. Bedeutet dies, daß Lenin hier dem Liberalismus Spielraum geben wollte, den er doch bekanntlich als eine „Spielart des geistigen Schwarzhundertertums“ brandmarkte?⁴ Mitnichten. Für Lenin bestand kein Zweifel, daß „das literarische Schaffen am allerwenigsten eine mechanische Gleichmacherei, eine Nivellierung, eine Herr-

schaft der Mehrheit über die Minderheit“ vertrage, daß es notwendig sei, „weiten Spielraum für persönliche Initiative und individuelle Neigungen, Spielraum für Gedanken und Phantasie, Form und Inhalt zu sichern“.⁵ Er ließ aber auch keinen Zweifel daran, daß dies keine Legitimation für „den bürgerlich-intellektuellen Individualismus“ sei. Die Reden der bürgerlichen Individualisten seien letztlich eine „einige Heuchelei“. „Herr Schriftsteller, sind Sie frei von Ihrem bürgerlichen Verleger? von Ihrem bürgerlichen Publikum, das von Ihnen Pornographie in Rahmen und Bildern und Prostitution als ‚Ergänzung‘ zur ‚heiligen‘ Bühnenkunst fordert? Diese absolute Freiheit ist doch eine bürgerliche oder anarchistische Phrase (denn als Weltanschauung ist der Anarchismus die umgestülpte Bürgerlichkeit). Man kann nicht zugleich in der Gesellschaft leben und frei von ihr sein.“⁶ An die Stelle der eingebildeten Freiheit des bürgerlichen Individualismus (der „literarischen Übermenschen“) setzte Lenin das Prinzip der Parteiliteratur. „Im Gegensatz zu den bürgerlichen Sitten, im Gegensatz zur bürgerlichen Unternehmer- und Krämerpresse, im Gegensatz zum bürgerlichen Karrierismus und Individualismus in der Literatur, zum ‚Edelanarchismus‘ und zur Jagd nach Gewinn muß das sozialistische Proletariat das Prinzip der Parteiliteratur aufstellen, dieses Prinzip entwickeln und es möglichst vollständig und einheitlich verwirklichen.“⁷

Wir wissen, daß Lenin bei der Verwirklichung dieses Prinzips jedes sektiererische und befehlshaberische Verhalten revolutionärer Kader verurteilte, weil er davon ausging, daß es „in Kulturfragen nichts Schädlicheres als Übereile und Leichtfertigkeit“ geben könne.⁸ Es gibt zahllose Beispiele für Lenins persönliches Verhalten in dieser Problematik. Einige wenige sollen dies charakterisieren.

Lunatscharskij berichtet in seinen Erinnerungen: „Lenin hatte im Verlauf seines Lebens sehr wenig Zeit, sich in irgendeiner Weise konzentriert mit Kunst zu befassen und er sah sich in dieser Hinsicht immer als Laie an; weil ihm nun einmal der Dilettantismus fremd und verhaft war, wollte er sich ungern über Kunst äußern. Nichtsdestoweniger hatte er bestimmte Vorlieben. Er liebte die russischen Klassiker, den Realismus in der Literatur, in der Malerei usw.“⁹ (Bei dieser an sich richtigen Feststellung sollte man nicht übersehen, daß etwa Lenins Polemik mit Plechanow über Leo Tolstoj beispielhaft für marxistische Literaturtheorie ist. Hatte Plechanow den Schriftsteller vom Publizisten getrennt, betrachtete Lenin Autor und politische Persönlichkeit als Einheit von Widersprüchen, deren Klärung durch die Theorie der Widerspiegelung möglich wurde. Was bei Tolstoj und vor allem auch Gorkij ausführliche Reflektion durch Lenin erfuhr, gilt noch für eine ganze Reihe anderer Beispiele; dies ist jedoch nicht Gegenstand des vorliegenden Aufsatzes.)

Als Iljitsch — wie man ihn kurz nannte — eine Reihe von Skulpturen mitansah, von denen eine an die Stelle des gestürzten Denkmals von Zar Alexander III. kommen sollte, blieb er besonders verwundert vor der Arbeit des Futuristen Koroljew stehen. Lenin mochte den Futurismus nicht. Man fragte ihn nach seiner

Meinung. „Ich begreife hier nichts, fragen sie Lunatscharskij.“ Als ihm jener erklärte, er finde selbst kein einziges Denkmal, das der Auswahl wert sei, antwortete ihm Wladimir Iljitsch: „Und ich hatte gedacht, Sie würden irgendsoeine futuristische Vogelscheuche aufstellen lassen.“¹⁰

Gegenüber Clara Zetkin äußerte er sich, daß er den Mut habe, sich als Barbar zu bezeichnen, denn er sei nicht imstande, die Werke des Expressionismus, Futurismus, Kubismus und der übrigen ‚Ismen‘ als den höchsten Ausdruck des künstlerischen Genius anzusehen. Wichtig sei aber nicht „unsere Meinung über die Kunst“, auch sei unwichtig, was die Kunst einigen Hundert, ja sogar Hunderttausenden aus der millionenfachen Bevölkerung gebe. „Die Kunst gehört dem Volke. Sie muß ihre tiefsten Wurzeln in den breiten schaffenden Massen haben. Sie muß von diesen verstanden und geliebt werden. Sie muß sie in ihrem Fühlen, Denken und Wollen verbinden und emporheben. Sie muß Künstler in ihnen erwecken und entwickeln.“¹¹

Als Lenin mit der Krupskaja und einigen Genossen die junge Künstlerkommune der WCHUTEMAS aufsuchte, die voller Enthusiasmus für die Sowjetmacht arbeitete, wurden ihm Bilder gezeigt. Die Künstler erklärten ihre Arbeiten und überschütteten Wladimir Iljitsch mit Fragen. Lenin antwortete — mit Fragen: „Was lesen Sie? Lesen Sie Puschkin?“ — „O nein“, sprudelte einer hervor, „der war doch ein Bourgeois. Wir lesen Majakowskij.“ Iljitsch lächelte, ‚Meiner Meinung nach ist Puschkin besser.‘ Später suchte sich Iljitsch einiges von Majakowskij zusammen. Er erinnerte sich anläßlich dieses Namens der jungen Künstlerkommune, die voller Leben und Freude war, bereit für die Sowjetmacht zu sterben, und die in moderner Sprache keine Worte fand, um sich auszudrücken und diesen Ausdruck auch in wenig verständlichen Gedichten von Majakowskij suchte. Später lobte Iljitsch einmal Majakowskij für die Gedichte, die den sowjetischen Bürokratismus lächerlich machen.“¹²

Im Winter 1919 tobte in Moskau der Flecktyphus. Die Energieversorgung war trostlos, Brennmaterial äußerst knapp. In der angespannten Atmosphäre, die nicht nur Spießer verärgerte, wurde im Rat der Volkskommissare darüber diskutiert, ob noch weiterhin die Staatstheater geheizt werden könnten. Die Meinung war geteilt. Genosse Galkin, der für die Theater zuständig war, geizte nicht mit bitteren Worten über die Moskauer Zentren der szenischen Kunst, die man „gegenwärtig für die Arbeiter- und Bauernrepublik nicht gebrauchen könne“. Das Theater stünde ohnehin noch nicht im Dienst des werktätigen Volkes. Es diene nach wie vor den Interessen der Spekulanten und der Bourgeoisie, mit Stücken „rein bourgeois Inhalts wie ‚Carmen‘, ‚La Traviata‘, ‚Jewgenij Onegin‘ usw.“ Galkin meinte, daß sich die Bretter des Bolschoj Theaters gegenwärtig viel besser für Agitation und Propaganda eigneten. Anatolij Lunatscharskij fehlte bei der Sitzung; er wäre sogleich mit allen Leidenschaft für die Theater eingetreten. Stattdessen hielt der Direktor der Theater eine wenig imponierende, farblose Verteidigungsrede. Das Schicksal der Theater schien entschieden. Lenin stellte

den Antrag auf Abstimmung, vermerkte aber noch: „Mir scheint nur, daß Genosse Galkin eine etwas naive Vorstellung von der Rolle und Bedeutung des Theaters hat. Das Theater braucht man nicht nur für die Propaganda, sondern auch für die Erholung der Arbeiter von der täglichen Arbeit. Und es ist noch zu früh für uns, das Erbe der bürgerlichen Kunst ins Archiv zu geben.“ Galkins Antrag fiel durch.¹³

Dabei hatte Lenin selbst keine allzu große Vorliebe für die von feudalistischen Relikten durchsetzten Institutionen der szenischen Künste, vor allem für das Unsummen verschlingende Bolschoj Theater. Zu Lunatscharskij sagte er einmal, daß er die Rolle des Balletts, des Theaters und der Oper, der Ausstellungen der neuen Malerei und Plastik keineswegs unterschätze. „Doch, zugegeben, liegt mir der Aufbau von zwei drei Grundschulen in der tiefsten Provinz mehr am Herzen als das großartigste Stück bei einer Ausstellung. Der Aufschwung des allgemeinen Kulturniveaus der Massen schafft den festen, gesunden Grund, auf dem mächtige unerschöpfliche Kräfte für die Entwicklung von Kunst, Wissenschaft und Technik heranwachsen.“¹⁴

Lunatscharskij wies auch darauf hin, daß sich Lenin mit den meisten künstlerischen und literarischen Formationen, die sich während der Revolutionszeit entfalteten, nicht befassen konnte.¹⁵ Lenin wehrte aber entschieden jede Verabsolutierung im Sinne der einzig wahren proletarischen Kultur ab, die seinerzeit verschiedene Gruppen faktisch beanspruchten.

Seine Einwände gegenüber dem Proletkult rührten vor allem daher, „daß er befürchtete, die Sache könnte mit der umfassenden Ausarbeitung einer proletarischen Wissenschaft und einer proletarischen Kultur schlechthin enden. Zum einen erschien ihm das als eine gänzlich unzeitgemäße Aufgabe, zum anderen befürchtete er, daß damit das Proletariat vom Studium der bereits vorhandenen Elemente einer schon fertigen Wissenschaft und Kultur abgehalten werden könnte und außerdem vermutete er schließlich dahinter eine politische Häresie. Das hieß aber nicht, daß er den Proletkult abschaffen lassen wollte. Was die rein künstlerischen Aufgaben betraf, betrachtete er die Sache mit Wohlwollen.“¹⁶

Jedenfalls ist es unbestritten, daß Lenin aus seinen persönlichen ästhetischen Sympathien und Antipathien niemals kulturpolitische Leitsätze ableitete.

Daß das leninsche Prinzip kommunistischer Leitungstätigkeit in Vergessenheit geriet oder gänzlich in Frage gestellt wurde, gehört zu den Folgen der Deformationen unter Stalin. Genügt das aber heute, um aktuelle kulturpolitische Konflikte in sozialistischen Ländern zu erklären? Ist nicht bei alledem ein entscheidender Faktor die Verschärfung des internationalen Klassenkampfes? Sind die Wechselwirkungen zwischen den Kulturen — der des Sozialismus und der des Kapitalismus — vielschichtiger und deshalb weniger exakt als die des ökonomischen und sozialen Bereichs abzugrenzen? Es ist unbestreitbar, daß Elemente der bürgerlichen Kultur in entwickelte sozialistische Länder müheloser als andere Faktoren der Klassenherrschaft eindringen. In Lunatscharskij's Artikel „Lenin

über die Kultur“ finden wir den Satz: „Lenin hat immer wieder davor gewarnt, daß im Bereich der Kultur (und der Lebensgewohnheiten!) der Feind besonders stark sei. Hier wird er ‚findig, geschickt, hartnäckig‘ sein.“¹⁸

Kultur — Waffe im Klassenkampf

Allen Äußerungen Lenins ist eines gemeinsam: Kultur ist das Zusammenwirken der Produktion von Gütern, der Ideen und Verhaltensweisen, die Möglichkeit der Veränderung der menschlichen Gesellschaft für schöpferische mit historischem Bewußtsein ausgestattete Individuen. Lenin verwendet Kultur als Synonym für Zivilisation.

Eine Variante der spätromantischen Kulturphilosophie um die vergangene Jahrhundertwende war die Ideologie des Kulturpessimismus. Auf die Trennung körperlicher und geistiger Arbeit und die wachsende Bedeutung der Arbeiterbewegung reagierten Vertreter der bürgerlich-individualistischen Kultur mit Weltuntergangsstimmungen. Das Ende der eigenen wurde für den Untergang der gesamten Kultur angenommen. Oberflächliche und mystische Formeln wurden über die Verderblichkeit der Wissenschaft, Technik und Massengesellschaft erfunden: dies galt als „Zivilisation“, die Güter der Bildung, über die nur wenige verfügen, als „Kultur“. In einem entwickelten kapitalistischen Land wie Deutschland hatte diese begriffliche Trennung von „Kultur“ und „Zivilisation“ nachhaltige Folgen — auch für die Arbeiterbewegung. Es wäre aufschlußreich, im Einzelnen darzustellen, in welchem Maß die Ideologie des Kulturpessimismus in der deutschen Arbeiterbewegung Fuß fassen konnte, in welchem Maß die Trennung von „Zivilisation“ und „Kultur“ den Blick für die Kultur der herrschenden Klasse als einem Mittel der Unterdrückung vernebeln konnte. Ein anschauliches Beispiel dafür bot das ideologische Spektrum der Bayerischen Räterepublik.¹⁹

Ebenso wie in Deutschland gab es auch im zaristischen Rußland brillante Vertreter dieser in der Regel erzreaktionären Kulturideologie. (Daniljewskij, Rosanow, Leontjew usw. liefern neben den frühen Renegaten wie Berdjaew, Struwe u. a. heute noch ideologisches Pulver in den Seminaren der imperialistischen Rußlandforschung). In Wirklichkeit reflektierten diese jedoch weniger die „Schäden“ der „Zivilisation“ in Rußland. Davon war in diesem rückständigen Land noch zu wenig vorhanden, als daß man sich damit ernsthaft beschäftigen mußte, ob nun Volksbildung, allgemeines Gesundheitswesen, Basisindustrie nütze oder schade. Die russischen Kulturpessimisten beschäftigten sich mit den Gefahren, die von Westeuropa ausgingen, genauer: von der Industrialisierung, den fortschrittlichen Ideen des Bürgertums der französischen Revolution, der rationalistischen Philosophie.

Für Lenin gab es keine Frage, ob die materielle Produktion der Gesellschaft „Zivilisation“, die geistige dagegen „Kultur“ sei. Eine solche Trennung entsprach nicht der materialistischen Grundkonzeption des Marxismus. Die Kernfrage war die Klassenbezogenheit der Kultur. Den hohen Stand der Kultur Westeuropas

gegenüber dem Rußlands sah Lenin zugleich als die bessere Möglichkeit der Herrschaftserhaltung für die Ausbeuterklasse an. In diesem Sinne ist etwa die Bedeutung des kulturellen Fortschritts unter den Bedingungen einer Klassengesellschaft zu verstehen: „Das letzte Wort des Kapitalismus in dieser Hinsicht, das Taylor-System, vereinigt in sich — wie alle Fortschritte des Kapitalismus — die raffinirteste Bestialität der bürgerlichen Ausbeutung und eine Reihe wertvoller wissenschaftlicher Errungenschaften in der Analyse der mechanischen Bewegung der Arbeit, der Ausschaltung überflüssiger und ungeschickter Bewegungen, der Ausarbeitung der richtigsten Arbeitsmethoden, der Einführung der besten Systeme der Rechnungsführung und Kontrolle usw.“²⁰ Deshalb zweifelt Lenin keinen Augenblick nach der siegreichen Revolution: „... der zerschlagene Kapitalismus macht nicht satt, man muß von seiner gesamten Kultur Besitz ergreifen und aus ihr den Sozialismus aufzubauen.“²¹

Umfang und Bedeutung der Kultur im leninschen Sinn sind in dem Aufsatz „Lieber weniger, aber besser“ nachzulesen, der sich mit dem Aufbau der sowjetischen Staatsmacht beschäftigte: „Welche Elemente sind bei uns zur Schaffung dieses Apparats vorhanden? Nur zwei. Erstens die Arbeiter, die begeistert für den Sozialismus kämpfen. Diese Elemente sind ungenügend gebildet. Sie möchten uns den besten Apparat geben. Aber sie wissen nicht, wie man das zustande bringt. Sie können das nicht zustande bringen. Sie haben jetzt noch nicht die Entwicklung durchgemacht, sich noch nicht die Kultur angeeignet, die dazu nötig ist. Und dazu ist eben Kultur nötig. Da ist mit Draufgängertum oder Tatendrang, mit Furchtlosigkeit oder Energie oder mit sonst so guten menschlichen Eigenschaften im allgemeinen nichts auszurichten.“²²

Mitnichten entsprach diese realistische Beurteilung der Lage der jungen Sowjetrepublik der menschewistischen Behauptung, das Land sei für die Revolution nicht reif, da die Arbeiter für den Aufbau der neuen Gesellschaft noch zu wenig gebildet seien. Lenin war, bei aller Bedeutung, die er der Kultur zuschrieb, kein „kulturnik“, der dann etwa folgende Lösungen ausgegeben hätte: „Zuerst Bildung, dann Elektrifizierung, und dann vielleicht allmählich und zeitentsprechend die verschiedenen Formen der Freiheit und Organisation bis zur Sowjetmacht.“²³ Wenn er der Kultur der in der Revolution entmachteten Klasse zubilligte, daß sie zwar „armselig“, „sehr niedrig“, aber dennoch „höher als die unserer verantwortlichen kommunistischen Funktionäre“ sei, so war dies der Ausdruck seiner schonungslos realistischen Haltung, die aber nicht einer Kapitulation vor den Schwierigkeiten gleichkam: „Wenn zur Schaffung des Sozialismus ein bestimmtes Kulturniveau notwendig ist (obwohl niemand sagen kann, wie dieses bestimmte ‚Kulturniveau‘ aussieht, denn es ist in jedem westeuropäischen Staat verschieden), warum sollten wir also nicht damit anfangen, auf revolutionärem Wege die Voraussetzungen für dieses bestimmte Niveau zu erringen, und dann schon, auf der Grundlage der Arbeiter- und Bauernmacht und der Sowjetordnung, vorwärtsschreiten und die anderen Völker einholen.“²⁴

Das zentrale Problem bei der Schaffung der neuen Kultur formuliert Lenin als eine Aufgabe, zu deren Lösung es bislang weder theoretische noch praktische Orientierungen gegeben hat: „Ich kann mich keines einzigen mir bekannten Werkes eines Sozialisten ... entsinnen, wo hingewiesen worden wäre auf die konkrete, praktische Schwierigkeit, vor der die zur Macht gelangte Arbeiterklasse stehen wird, wenn sie es sich zur Aufgabe macht, die ganze Summe der vom Kapitalismus aufgespeicherten, überaus reichen, für uns unumgänglich notwendigen Schätze an Kultur, Wissen und Technik, alles das aus einem Werkzeug des Kapitalismus zu einem Werkzeug des Sozialismus zu machen ... Das ist leicht in einer allgemeinen Formel, in abstrakter Gegenüberstellung, aber im Kampf gegen den Kapitalismus, der nicht auf einmal stirbt und um so tollwütiger Widerstand leistet, je mehr er sich dem Tode nähert, ist das eine Aufgabe von größter Mühseligkeit.“²⁵

Die Zerschlagung des bürgerlichen Staatsapparates schloß nicht aus, daß der An-eignung des unter der Ausbeuterordnung geschaffenen kulturellen Erbes durch die revolutionäre Arbeiterklasse und die Bauern eine hervorragende Bedeutung zukam. Zerschlägt die Macht der Ausbeuter, schützt und entwickelt die fortschrittlichen Güter, die sie selbst verkommen lassen, und nutzt ihre vortrefflichen Apparate! Es war auch zweifelsfrei, mit wem dieser mühselige, langwierige Marsch der Veränderung begonnen werden mußte: „Die alten utopischen Sozialisten hatten die Vorstellungen, man könnte den Sozialismus mit anderen Menschen aufbauen, sie könnten zuerst nette, blitzsaubere und vortrefflich geschulte Menschen erziehen und dann mit ihnen den Sozialismus aufbauen. Wir haben uns darüber immer lustig gemacht und erklärt, daß das Spielerei, ein Zeitvertreib für in Sozialismus machende gezierte Jungfrauen ist, aber keine ernste Politik. Wir wollen den Sozialismus mit den Menschen errichten, die der Kapitalismus erzogen, die er verdorben und demoralisiert, dafür aber auch zum Kampf gestählt hat ... Im Kapitalismus ist die Kultur nur einer Minderheit zugänglich. Wir aber müssen aus dieser Kultur den Sozialismus erbauen. Wir haben kein anderes Material.“²⁶ Daher ist auch Lenins Spott und Ärger über die Intellektuellen bürgerlicher Herkunft verständlich, die „die neugeschaffenen Bildungseinrichtungen der Bauern und Arbeiter immer wieder als das günstigste Feld für ihre privaten Hirngespinste auf dem Gebiet der Philosophie oder der Kultur betrachteten.“²⁷

Heißt das nun alles, Lenin habe ohne jede Abgrenzung die bürgerliche Kultur in ihren für die neue Gesellschaftsordnung nutzbaren Elementen lediglich umfunktionieren wollen? Lenin geht doch von zwei Kulturen in der Klassengesellschaft aus. Worin sah er das Wesen der neuen Kultur?

Zur Vorbereitung des Ersten Weltkriegs war der Imperialismus — in Deutschland, England, Frankreich, Rußland — dazu gezwungen, den Internationalismus der Arbeiterbewegung durch verschiedene Varianten des Nationalismus aufzuweichen. Die Lösung von der *einen Nationalkultur* war in jedem der genannten

Länder einer der ideologischen Schwerpunkte der gegen die Arbeiterbewegung gerichteten Demagogie. Vortreffliche Dienste leistete dabei der Reformismus in der Sozialdemokratie. Für die Politik des Imperialismus war es eine Lebensfrage, ob sich die Arbeiterbewegung durch den bürgerlichen Nationalismus zersplittern und gegeneinander in den Krieg hetzen ließ oder im Geiste des proletarischen Internationalismus zu gegebener Zeit dem Imperialismus den Garaus machen würde.

Angesichts der Lösung von der „national-kulturellen Autonomie“ formulierte Lenin die These von den zwei Kulturen innerhalb jeder nationalen Klassengesellschaft. Nahezu alle Sätze zu dieser Frage sind im Kampf gegen diesen entscheidenden Bestandteil der „plumpen und raffinierten Erscheinungsformen des bürgerlichen Nationalismus“ formuliert worden. Die Titel der Aufsätze und Reden, in denen Lenin das Thema behandelt, zeigen die Richtung und die Hauptfrage des damaligen Klassenkampfes an: „Die Arbeiterklasse und die nationale Frage“, „Die nationale Frage“, „Thesen zur nationalen Frage“, „Kritische Bemerkungen zur nationalen Frage“. Die genannten Texte stammen alle aus dem Jahr 1913.

Lenin weiß, daß die Lösung von der „national-kulturellen Autonomie“ die „Bourgeoisie und das Proletariat einer Nation vereinigt und die Proletarier verschiedener Nationen trennt.“²⁸

„Wenn wir die Gleichberechtigung aller Nationalitäten gegen die Fronherren und den Polizeistaat schützen, so treten wir nicht für die ‚nationale Kultur‘, sondern für die internationale Kultur ein, in die von jeder nationalen Kultur nur ein Teil eingeht, nämlich nur das, was konsequent demokratisch und sozialistisch ist.“²⁹ In dieser Frage gab es für Lenin keinen Kompromiß. Wer die eine nationale Kultur gegen die andere stellte, vertrat die Ideologie des bürgerlichen Nationalismus, die schließlich der Vorbereitung für den ersten Weltkrieg diente. Vor diesem Hintergrund ist das bekannteste leninsche Zitat über die zwei Kulturen in jeder Klassengesellschaft zu begreifen, von dem die Rede war, daß es oft als Lehrformel für falsche Klassifizierungen benutzt wird: „In jeder nationalen Kultur gibt es — seien es auch unentwickelte — Elemente einer demokratischen und sozialistischen Kultur, denn in jeder Nation gibt es eine werktätige und ausgebeutete Masse, deren Lebensbedingungen unvermeidlich eine demokratische und sozialistische Ideologie erzeugen. In jeder Nation gibt es aber auch eine bürgerliche (und in den meisten Fällen noch dazu erzreaktionäre und klerikale) Kultur, und zwar nicht nur in Form von ‚Elementen‘, sondern als herrschende Kultur.“³⁰

Lenin betont, die „demokratische und sozialistische Kultur“ weise in der Klassengesellschaft lediglich „Elemente“ auf, wogegen die bürgerliche Kultur die herrschende sei. Mit dieser Betonung wird unterstrichen, daß die demokratische und sozialistische Kultur erst dann beginnen kann, sich voll zu entfalten, wenn

die Herrschaft der Bourgeoisie gebrochen und die Herrschaft der Arbeiterklasse gesichert ist.

Was kennzeichnet diese Elemente der demokratischen und sozialistischen Kultur? Was ist ihr Wesen? Welche Formen nehmen sie an?

Wladimir Iljitsch Lenin hat — wie auch Karl Marx und Friedrich Engels — wiederholt darauf hingewiesen, daß Bewußtseinsbildung nicht nur das Ergebnis einer von außen an die arbeitenden Menschen herangetragenen Ideologie ist, sondern sich primär im Prozeß der Arbeit, bei der Gestaltung des Lebens und der alltäglichen Bedürfnisse entfalte. Demzufolge finden die objektiven Widersprüche in der kapitalistischen Gesellschaftsordnung ständig subjektive Widerspiegelungen. Der Charakter der Widerspiegelung ist höchst unterschiedlich und weitgehend vom Bildungsniveau und der Arbeitsweise geprägt. Bei alledem ist aber eines unumgänglich: die Erkenntnis, daß zwischen Theorie und Praxis der Klassengesellschaft eine tiefe Kluft herrscht.

Gerade diese Kluft ist es, die Elemente der demokratischen und sozialistischen Kultur permanent reproduziert. Da gesellschaftliche Arbeit und individuelle Lebensgestaltung in der Klassengesellschaft nicht vertikal zwischen Ausbeutern und Ausgebeuteten stattfindet — in zwei voneinander völlig getrennten Welten —, sondern in einer vielfältig vermittelten Gesellschaft, werden die Widersprüche zwischen Theorie und Praxis immer mehr auf die Spitze getrieben, ohne daß notwendig die wirklichen Zusammenhänge erkannt werden. Dieser Prozeß tendiert jedoch dorthin, wo die Gemeinsamkeit der Ausbeuter und Ausgebeuteten als Schein aufgedeckt und als Herrschaft der einen Klasse über die andere erkannt wird.

Das Wesen der anderen Kultur wird ablesbar, wenn Bewußtsein nach einem Ausdruck sucht, der die Widersprüche zwischen Theorie und Praxis der vorgegebenen Welt verstehen lassen soll. Allein mit diesem Versuch wird schon das Menschenbild der herrschenden Kultur in Frage gestellt. Mit dem Zweifel wird die Möglichkeit nach Veränderung zum Problem. Auf diesem Weg stößt die andere Kultur, die sich als andere Kultur noch gar nicht verstehen muß, auf Widerstände, je nach Wirksamkeit, gesellschaftlichem Nutzen, nach ihrem „Engagement“, ihrer Parteilichkeit, auf die Widerstände der herrschenden Kultur. Widerstände kommen auf, wenn die Veränderung der bestehenden Verhältnisse zum Programm einer Massenbewegung werden könnten. Demokratische und sozialistische Kultur in der Bundesrepublik kann neben eigenen im Kampf entwickelten Formen auf Erfahrungen — in Theorie und Praxis — der sozialistischen Länder stützen. Freilich ist gerade die Aneignung jener Erfahrung mit den größten Widerständen verbunden. Einerseits werden diese Erfahrungen verketzert, gefälscht, andererseits werden sie für die eigene Praxis schlechthin abgelehnt.

Hier entzünden sich immer wieder die Konflikte über Programm, Gestaltung und Abgrenzung demokratischer und sozialistischer Kultur. Mancher revolutionäre Literat sieht im bürgerlichen Individualisten, der die unmenschliche Herrschaft

der Bourgeoisie passiv reflektiert, keinen Verbündeten — der kleinbürgerliche Revoluzzer in einem Kulturprogramm der Rundfunkanstalten den Hauptfeind. Der auf Form und Genauigkeit bedachte Literat schrekt vor dem „Feind“ zurück, der Ästhetik als konterrevolutionär denunziert. Dieser Streit, den Liberale gern als Streit unter Marxisten ansehen, ist in Wirklichkeit ein Streit innerhalb der von der bürgerlichen Kultur erzogenen Gebildeten.

Wir meinen, daß etwa die lyrische Reflektion Ludwig Fischers über T.S. Eliot und die Gartenarbeit mit der (zentralen) Abschweifung über Krieg oder Frieden ebenso zur demokratischen und sozialistischen Kultur der Bundesrepublik gehört wie der ganz einfach gereimte Gedanke Liselotte Räuners über die notwendige und mögliche Abschaffung aller Kriege. Wir meinen, daß die demokratische und sozialistische Kultur aus objektiven und subjektiven Gründen, in einem widersprüchlichen Prozeß, zu einem Realismus sozialer Parteilichkeit tendiert. Die Gesetzmäßigkeiten lassen sich zwar durch Lektüre erlernen, der Prozeß gelangt jedoch nur durch individuelle Aneignung der Erfahrung gesellschaftlicher Verhältnisse und Bewegungen zur Reife.

Das Kriterium für eine demokratische und sozialistische Kultur kann freilich nicht bei den ästhetischen und politischen Bedürfnissen ihrer (noch) wenigen Produzenten verharren. Entscheidendes Kriterium ist das Niveau der Massen. Zum Maßstab wird nicht die Pädagogik der Ästheten sondern die Ästhetik der Pädagogen. Eine zum politischen Programm erhobene ästhetische Linke ist bereits eine geschwätzige, sogar reaktionäre Elite geworden. Demokratische und sozialistische Kultur in einem Land wie der Bundesrepublik kann sich letztlich nur an kulturpädagogischen Zielsetzungen messen. Der hohe technische, disziplinierte und durch kollektive Arbeit humanistische Ausgangspunkt der Arbeiterklasse bietet die Möglichkeit der neuen, unbegrenzt vielfältigen Kultur. Gerade nach Marx und Lenin ist die Arbeiterklasse keine Zunft mit eigener Tracht, sondern die Klasse, die mit den modernsten Produktionsmitteln arbeitet und objektiv die fortgeschrittensten Produktionsverhältnisse erstrebt — das erfordert ihre volle kulturelle Emanzipation.

Letztlich lautet die ideologische und politische Orientierung in der leninschen Formulierung: „Ohne die klare Einsicht, daß nur durch eine eigene Kenntnis der durch die gesamte Entwicklung der Menschheit geschaffenen Kultur, nur durch ihre Umarbeitung eine proletarische Kultur aufgebaut werden kann — ohne eine solche Einsicht werden wir eine solche Aufgabe nicht lösen.“³¹ Dies knüpft unmittelbar an frühe Erkenntnisse von Karl Marx an. In der „Deutschen Ideologie“ lesen wir (man beachte, daß Marx Entfremdung apostrophiert!): „Diese „Entfremdung“, um den Philosophen verständlich zu bleiben, kann natürlich nur unter zwei praktischen Voraussetzungen aufgehoben werden. Damit sie eine „unerträgliche“ Macht werde, d. h. eine Macht, gegen die man revolutioniert, dazu gehört, daß sie die Masse der Menschheit als durchaus „Eigentumslos“ erzeugt hat und zugleich im Widerspruch zu einer vorhandenen Welt des Reich-

tums und der Bildung (Hervorhebung. F. H.), was beides eine große Steigerung der Produktivkraft, einen hohen Grad ihrer Entwicklung voraussetzt . . .“³² Was aber, wenn die „vorhandene Welt des Reichtums und der Bildung“, ein verhältnismäßig hoher Stand der materiellen Kultur des Kapitalismus, perfektionierte Formen und Institutionen des gesellschaftlichen Verkehrs, technische und wissenschaftliche Mittel, in selbst bislang als unerreichbar geltende Bereiche des Individuums eindringen, — wenn alle diese Voraussetzungen von den herrschenden Klasse gegen die Unterdrückten eingesetzt werden?

Bei der Einschätzung der nationalen und internationalen Lage im Jahre 1918 formulierte Wladimir Iljitsch Lenin: „Die ganze Schwere der russischen Revolution besteht darin, daß es für die russische revolutionäre Arbeiterklasse bedeutend leichter war als für die westeuropäische Arbeiterklasse, die Revolution zu beginnen, daß es für uns aber schwerer ist, sie fortzusetzen. Dort, in den westeuropäischen Ländern, ist es schwieriger, die Revolution zu beginnen, weil sich dort der *höhe Stand der Kultur gegen das revolutionäre Proletariat auswirkt und die Arbeiterklasse sich in Kultursklaverei befindet.*“ (Hervorhebung. F. H.)³³

Die kleinen Schritte der Kulturrevolution

Die Fortsetzung der in Rußland „leichter begonnenen Revolution“ war nicht nur — wie das Lenin hier allgemein formulierte — sehr schwer, der internationale Klassenkampf kulminierte nach der imperialistischen Einkreisungspolitik in der faschistischen Aggression, deren Abwehr die UdSSR 20 Millionen Menschen und „verbrannte Erde“ im größten Teil des europäischen Rußlands kostete. Die Imperialisten hatten sich einmal mehr verrechnet — auf Kosten von Millionen Menschen.

Trotz des denkbar ungünstigen Ausgangspunktes, trotz der unermeßlichen Zerstörungen im Zweiten Weltkrieg, trotz der permanenten Bedrohung von außen, hat die UdSSR Lenins Forderung realisiert: die *Kultur der Massen* macht die Sowjetunion zum fortgeschrittensten Land der Welt.

Durch Opfer und solidarische Hilfe der Bewohner dieses Sechstels der Erde ist es auch gelungen, die Grundlagen für die Kulturrevolution der Millionen der anderen sozialistischen Staaten zu sichern. Ohne die vielfältigen Probleme der Kultur in den sozialistischen Ländern übersehen zu wollen, ist heute eines gewiß: im Verhältnis zu den Möglichkeiten des jeweils vorhandenen Reichtums ist die Kultur aller sozialistischen Länder der Kultur in den kapitalistischen Ländern voraus. Nach Lenin zählen hier nicht nur die kulturellen Spitzenleistungen, die beide Gesellschaftsordnungen, die kapitalistische und die sozialistische, nach den bisherigen Erfahrungen gleichermaßen zu leisten vermögen, sondern zählt letztlich nur das, „was in die Kultur, in das Alltagsleben, in die Gewohnheiten der Massen eingegangen ist“.

(Wie wenig national der deutsche Imperialismus hinsichtlich des kulturellen Erbes ist, beweist etwa die Tatsache, daß den Millionen der Bundesrepublik

Perry Rhodan, Jerry Cotton usw. geläufiger sind als die Klassiker des deutschen Bürgertums, um schon gar nicht von der revolutionär-demokratischen und sozialistischen Literatur zu sprechen. Jedenfalls dürften jene mehr Einwohnern eines sibirischen Industriegebietes vertraut sein als den meisten Bewohnern des Ruhrgebiets.)

Man braucht indessen gar nicht so weit zu gehen: das Neue in der DDR beruht unter anderem auf der Realisierung einer demokratischen und sozialistischen Massenkultur. Keinen Deut ändern daran die Konflikte und Reibungsverluste mit einzelnen profilierten Kulturschaffenden, deren sozialistischer Utopie der vorhandene Fortschritt noch nicht entspricht. Die Kultur der Massen in der DDR ist der in der Bundesrepublik um eine Generation voraus. Wen es ärgert, daß es in der DDR gerade auch hier genug Spießertum gebe, möge bedenken, daß der Fortschritt vom reaktionären zum progressiven Spießer unter den Voraussetzungen einer 50jährigen Konterrevolution wahrhaft gewaltiger Anstrengungen bedurfte. Sollte man die im Bewußtsein verkrüppelten Kleinbürger und vom Kleinbürgertum beeinflußten Arbeiter vorher in Schulen für „ideale“ Sozialisten erziehen oder sollte man in kleinen Schritten — ohne die Macht zu gefährden — den sozialistischen Aufbau und die Veränderung des Bewußtseins voranbringen? Dieser Zusammenhang ist einer der Gründe, warum die SED auf allen Etappen des sozialistischen Aufbaus Kulturpolitik in erster Linie als kulturelle Veränderung der Massen und für die Massen betrachtete; ihre zentrale Bedeutung wurde in der Entschließung des Staatsrates vom 30. November 1967 („Die Aufgaben der Kultur bei der Entwicklung der sozialistischen Menschengemeinschaft“) formuliert. Bei der 9. Tagung des ZK der SED im Oktober 1968 betonte Walter Ulbricht: „Im Beschuß wird gesagt, es gelte, die Fragen der Kultur planmäßig und allseitig in die politische, wirtschaftliche und wissenschaftlich-technische Entwicklung und Leitungstätigkeit einzubeziehen mit dem Ziel, die politisch-weltanschauliche, die moralisch-ethische und künstlerisch-ästhetische Bildung und Erziehung zu einem Bestandteil der ideologischen Führungstätigkeit zu machen.“³⁴ Dieser Sachverhalt erinnert an Lenins „Elemente“, die für Leitungsfunktionen im sozialistischen Staat, in der sozialistischen Gesellschaft notwendig sind: Kultur als integrierender Bestandteil der gesamten gesellschaftlichen Entwicklung.³⁵ Die Bedeutung, die Lenin schon zu seiner Zeit der Funktion der Kultur beimaß, ist quantitativ und qualitativ gewachsen. Das drückt sich in der Klassenauseinandersetzung zwischen den entwickelten sozialistischen Ländern und den Ländern des staatsmonopolistischen Kapitalismus aus. Hier wird die entscheidende Schlacht um das Denken, Handeln und Wollen der Menschen geführt. Im Beschuß der internationalen Beratung der kommunistischen und Arbeiterparteien heißt es: „In das letzte Drittel unseres Jahrhunderts ist die Menschheit in einer Situation eingetreten, in der sich die geschichtliche Auseinandersetzung zwischen den Kräften des Fortschritts und der Reaktion, zwischen Sozialismus und Imperialismus, zuspitzt. Schauplatz dieser Auseinandersetzung ist die ganze

Welt, sind die wichtigsten Bereiche des gesellschaftlichen Lebens: die Wirtschaft, die Politik, die Ideologie und die Kultur.“³⁶

Das wird nicht einseitig gesehen. In seiner Rede vom 25. September 1968 vor dem Bundestag sagte Willy Brandt: „... die geistigen Strömungen im letzten Drittel unseres Jahrhunderts überspringen staatliche Grenzen ...“

Es sei in diesem Zusammenhang daran erinnert, daß der ideologische Ausgangspunkt im Bündnis zwischen Revisionismus und Konterrevolution in der CSSR die kulturpolitische Plattform des IV. Tschechoslowakischen Schriftstellerkongresses im Sommer 1967 war. Ihre Wortführer leugneten den Klassenkampf im Bereich der Kultur, traten für die Autonomie einer jeden nationalen Kultur ein, die letztlich aus nicht näher genannten Quellen gespeist werde. Das Selbstverständliche — die Besonderheiten eines jeden Landes beim Aufbau des Sozialismus — wurde konsequent als Deckmantel benutzt, unter dem sich schließlich Nationalismus und Antisowjetismus voll entfalten konnten, und der Leninismus als veraltete Theorie zu den Akten gelegt werden sollte.

P. Demitschew verweist in diesem Zusammenhang auf die Veränderung der Produktionsweise im Sozialismus, auf die wachsende Rolle der geistigen und moralischen Faktoren in der Massenerziehung. Der ökonomische und soziale Fortschritt, der steigende materielle Lebensstandard, die Zunahme der Freizeit verlangten einen höchst aktiven den neuen Bedingungen entsprechenden klassenbewußten Kampf. Andernfalls könnten sich spielerische Verhaltensweisen ausbreiten, Verbraucherpsychologie und soziale Verantwortungslosigkeit zur Gefahr werden. Nur mit konsequenter wissenschaftlich fundierter ideologischer und kulturpolitischer Leitungstätigkeit sei diesen Problemen beizukommen.^{36a}

Was zeichnet nun das Wesen der herrschenden Kultur in den kapitalistischen Ländern aus? Beschränken wir uns auf das Beispiel der Bundesrepublik.

Ein hoher Stand der Technik, der Organisation und der Rationalisierung der Arbeit und des Warenverkehrs hat zu einer Perfektion geführt, die gegenwärtig noch in vielen Bereichen die materielle Produktion und die materielle Kultur der entwickelten sozialistischen Länder übertrifft. Wie steht es aber um das Niveau der geistigen Kultur, die jenen hohen Stand erst ermöglicht hat und die erst recht den nächsten bedingt?

Es ist bekannt, daß Bildungs-, Wissenschafts- und Kulturpolitik der Bundesrepublik im Verhältnis zu ihren Möglichkeiten und Notwendigkeiten hinter allen sozialistischen und auch allen hochentwickelten kapitalistischen Ländern rangieren. Während der Bedarf für qualifizierte Kräfte mit Hochschulbildung für den gesamten Ablauf des gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens wächst, wird der Numerus clausus an den Universitäten verschärft. An der qualifizierten Kultur im engeren Sinne (Malerei, Theater, Literatur usw.) nehmen im Durchschnitt etwa 5 bis 7 Prozent der Bevölkerung teil. Nach einer Emnid-Umfrage beträgt der Anteil bei der qualifizierten Belletristik etwa 6 Prozent. Im wesentlichen ist die qualifizierte Kultur die Kultur einer Elite geblieben.

Es ist die traditionell bürgerliche Kultur, für die immer noch der leninsche Satz zutrifft: „... die Bourgeoisie könnte in der bürgerlichen Gesellschaft nicht herrschen, wollte sie nicht für die Sicherung ihrer Herrschaft als Klasse den fettesten Bissen aufwenden, für kulturelle Zwecke aber nur ein paar Brocken hinwerfen.“³⁷ Diese „fetteten Bissen“ hat sich das Großkapital ohne Frage in den Profitraten der Rüstung und Hochrüstung gesichert.³⁸ Genügt es aber, darauf hinzuweisen, daß es diese „fetten Bissen“ der Rüstung sind, die für kulturelle Zwecke nur ein paar Brocken übriglassen? Vergleicht man die Bundesrepublik mit Japan oder England, trifft es für jene Länder zu, daß weniger Rüstung mehr Geld für Kultur — innerhalb monopolkapitalistischer Verhältnisse — freigeben kann. Das entspricht jedoch nicht dem Wesen der herrschenden Kultur unter den Bedingungen des staatsmonopolistischen Kapitalismus.

Das internationale Kräfteverhältnis und die inneren Widersprüche des Imperialismus haben der Kultur der Bourgeoisie einen neuen Stellenwert verliehen. Sie kann es sich nicht mehr leisten, ausschließlich die traditionelle bürgerliche Kultur einer gebildeten Elite als Instrument der Herrschaft zu benutzen. Im Gegenteil: diese bürgerliche Elite-Kultur ist inzwischen in ihrer weiteren Entwicklung — vom Imperialismus selbst bedroht. Das heißt keineswegs, daß sie jede Funktion für die Zwecke der herrschenden Klasse verloren hat. Ihre Funktion wird deutlich, wenn wir den Schwerpunkt der herrschenden Kultur beschreiben:

Die Herausforderung der massenhaften Kulturrevolution des sozialistischen Weltsystems, die Revolution der Kultur der Dritten Welt, die Mittel und Möglichkeiten der wissenschaftlich-technischen Revolution haben zu einer spezifischen Kultur des staatsmonopolistischen Kapitalismus geführt — der *imperialistischen Massenkultur*.

Schon vor einigen Jahren hatte Hans Magnus Enzensberger auf den veränderten Stellenwert der Kultur im Kapitalismus aufmerksam gemacht. Ein Ergebnis seiner gesellschaftspolitischen Analysen war der Begriff von der „Bewußtseinsindustrie“. Was diesem Begriff fehlte, war der Inhalt. Im wesentlichen beschrieb er Herstellungsweise und die allgemeine Funktion der Bewußtseinsindustrie. In einer Hinsicht konnte der Begriff sogar irreführen, soweit Bewußtsein als Widerspiegelung von Realität begriffen wird: die genannte Industrie war ja nicht mit der Herstellung, sondern der Abschaffung von Bewußtsein beschäftigt. Eine ähnliche Verwirrung riefen Herbert Marcuses Aufsätze über „Kultur und Gesellschaft“ hervor. Wo Marcuse vom „affirmativen Charakter“ der Kultur spricht, von dem Prinzip der „repressiven Toleranz“ im Spätkapitalismus, meinte er im Grunde genommen Stellung und Wirkungsweise der traditionell bürgerlichen Kultur, ihren „höheren“ Charakter, der eine häßliche profane Welt mit dem Schein des Schönen (oder der schön gestalteten Häßlichkeit) versöhnen soll. Der Rest blieb Marcuse zwar nicht verborgen, aber er begnügte sich im

wesentlichen damit, die zielstrebig eingesetzte imperialistische Massenkultur in einen „eindimensionalen Menschen“ zu stopfen.

Diese Mängel bei Enzensberger und Marcuse entsprechen — gewiß ohne Absicht der Autoren — der Theorie und Praxis der herrschenden bürgerlichen Ideologie: der Massenkultur wird der Charakter der Kultur schlechthin abgesprochen; die bürgerliche Kultur einer Minderheit gebildeter Schichten wird als die Kultur ausgegeben. Während im Feuilleton der liberalen Presse (Die Zeit, Süddeutsche Zeitung u. a., ja sogar in einem Massenblatt wie der Münchner Abendzeitung), halblinke, sozialistische und anarchistische, liberale und konservative Gebildete den angeblichen Pluralismus der herrschenden Kultur reproduzieren, bei der Frankfurter Buchmesse die Titel des Jahres aus dem Bereich der Elite-Kultur in das Feuilleton aufgenommen werden, vollziehen sich an den Kiosken und über die Leseringe die millionenfachen Umsätze der sogenannten Trivialliteratur. In diesem Zusammenhang bleibt die Kritik am „Establishment“, an der integrierten Kultur, an ihrem „affirmativen Charakter“, an der Oberfläche — buchstäblich am Feuilleton der liberalen Presse — hängen. Was hier integriert wird, ist Bestandteil der Ideologie des staatsmonopolistischen Kapitalismus. Dieser „Pluralismus“ soll darüber hinwegtäuschen, daß in Wirklichkeit eine brutale Ausbeutung und fortgesetzte Pervertierung der Bedürfnisse von Millionen nach Kultur stattfindet. Mit diesem „Pluralismus“ wird auch die ideologische Kampagne gegen die sozialistischen Länder geführt. Die Kulturpolitik als Waffe des Imperialismus lautet in einer Formulierung von Bertold Martin: „Die Antwort darauf, daß es zwei deutsche Kulturen gebe, kann in der Tat nur die sein, daß wir die Leistungen, auch wenn sie auf dem Boden der ‚DDR‘ stattfinden, als Ergebnisse einer gemeinsamen, geschichtlich gewachsenen und auch in die Zukunft weisenden deutschen Kultur ansehen.“³⁹

Dies entspricht auch der Konzeption von Günter Grass und Eberhard Lämmert, wenn sie in einer Buchausstellung für Belgrad und Bukarest⁴⁰ eine erlesene Auswahl aus dem fortschrittlichen Spektrum der „höheren“ Literatur ausstellen und damit den „Kulturpluralismus“, die „Freiheit“ des künstlerischen Schaffens in der Bundesrepublik dokumentieren wollen, ohne daß mit einem Wort auf den Gesamtcharakter der westdeutschen Kultur hingewiesen wird.

Klaus Ziermann („Romane vom Fließband“. Berlin 1969) veröffentlichte eine der wichtigsten Untersuchungen über den Charakter der imperialistischen Massenkultur im Bereich der Literatur. In dem Buch wird unter anderem bewiesen, daß die seriösen bürgerlichen Verlage — Verlage, die ausschließlich qualifizierte Literatur auf den Markt bringen — in der Minderheit sind. Im Zuge der Kapitalkonzentration und der Beteiligung an der Produktion imperialistischer Massenliteratur sind auch Verlage wie Desch, Kindler, Rowohlt zur „gemischten Produktion“ übergegangen. Dabei wird festgestellt, daß schon 1965 der Anteil der Belletristik mit 20 Prozent von der gesamten Buchtitelproduktion (5598) pro Jahr eine Gesamtauflage von 75 bis 80 Millionen Exemplare Bücher betrug.

Daß noch vor der Fusion von Econ-Holtzbrinck-Droemer im Jahr 1969 der Bertelsmann-Konzern 57 Prozent aller Buchgemeinschaften kontrollierte, was bei einem Gesamtumsatz von etwa 650 Millionen einem jährlichen Mindestumsatz von 309 Millionen DM gleichkommt.

Entscheidend bei diesem Tatbestand ist nicht die Größenordnung, sondern ihr Inhalt. Der Bestandteil humanistischer Traditionen und die Verbreitung fortschrittlicher bürgerlicher Literatur in der seriösen und fabrikmäßigen Herstellung imperialistischer Massenliteratur bestimmten nicht das Profil der Gesamtproduktion. Sie ist gekennzeichnet durch die verschiedenen, oft unmittelbar zur Tagespolitik assoziierbaren Stoffe; durch modische Wellen, die ein Menschenbild setzen, das auf Zwecke des Imperialismus ausgerichtet ist: Brutalität, Animalität, Wolfsgebet, Irrationalismus, Chauvinismus und Rassismus. Die Gesetzmäßigkeiten dieses Marktes führen dazu, daß ein bürgerlicher Antifaschist wie Helmut Kindler in dem einen von ihm kontrollierten Verlag Ilya Ehrenburg herausbringt, in dem anderen (Lichtenberg) Landser-Serien und den Autor antisowjetischer und faschistischer Hetzromane, Konsalik. In der Programmierung der imperialistischen Massenkultur dominiert die „Amerikanisierung“ des Weltbilds und der Lebensgewohnheiten, was Ausdruck der Internationalisierung der beherrschenden Rolle des US-Imperialismus ist.

Bezieht man in das Bild der von Ziermann analysierten imperialistischen Massenliteratur das gesamte Geschäft der U-Musik, der Plattenindustrie, des Films und Fernsehens ein, müßte jedem — ohne daß er sich auf Lenin beziehen sollte — Umfang und Wirkungsweise der bestimmenden Kultur des staatsmonopolistischen Kapitalismus zumindest nachdenkenswert scheinen. Denkt man sodann außerdem an die Perspektiven, die sich Springer mit der Eroberung der neuen Fernsehkanäle, mit der Beteiligung an Produktionsgesellschaften und dem Kassetten-Fernsehen ausrechnet, wird deutlich, warum sogar konservative Redakteure und Verleger vielleicht nicht nur um ihr Geschäft bangen.

Indessen wäre ein neues Lamento über die Schäden der Massenkultur an sich verfehlt. Nicht die Massenkultur, nicht ihre Formen, ihre Perfektion der Verbreitung bringen die Gefahren, sondern ihr Inhalt, ihr Menschenbild. Hier werden die Konturen deutlicher denn je zuvor, die Marx und Lenin als die Barbarei des Kapitalismus prognostizierten. Hier ist ein Prozeß in voller Blüte, den Lenin im Jahr 1918 als die Kultursklaverei der Arbeiterklasse in den entwickelten kapitalistischen Ländern diagnostizierte.

Wissenschaft und Technik werden immer mehr zur unmittelbaren Produktivkraft. Damit braucht das spätkapitalistische System die Produzenten von Wissenschaft und Technik und muß zugleich zu verhindern suchen, daß jenen der Widerspruch ihrer Interessen zu denen des Systems bewußt wird. Man fördert Komplizenschaft, wo Gegnerschaft nötig wäre, Feinddenken, wo Solidarität gebraucht wird. Wer streikt, gefährdet das Boot, in dem wir alle gemeinsam sitzen sollen. In Soldatenverbänden ist bester Kamerad der stramme Antikommunist.

Eine pseudoaufklärerische Sexwelle stellt privates und öffentliches Interesse auf den Kopf. Der Striptease intimer Verhaltensweisen macht die dadurch erzielten Monopolprofite zum neuen Tabu, über das niemand spricht. Klatsch und Skandal ersetzen politische Schlagzeilen und pervertieren eine skandalöse Politik in lästige, unbequeme Gerüchte. Ohne die imperialistische Massenkultur ist die Aufrechterhaltung des Systems in Frage gestellt. Das wird für das Großkapital ein um so dringenderes Problem, weil die Kulturproduzenten auf Grund ihrer Ausbildung und ihrer Informationsmöglichkeiten durchaus befähigt sind, den Status der „Fachidioten“ zu überwinden.

Die herrschende Kultur des Imperialismus ist demnach folgendermaßen zu gliedern:

1. Die imperialistische Massenkultur ist der Versuch des staatsmonopolistischen Kapitalismus, die demokratische und sozialistische Massenkultur, die weltpolitisch auf der Tagesordnung steht, aufzuhalten und zurückzudrängen. Sie ist Ausdruck der marktbeherrschenden Kultur- und Meinungskonzerne zur Realisierung des Monopolprofits. Ihre Funktion besteht darin, individuelle Bedürfnisse zu nivellieren und die bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse mit Hilfe apologetischer Leitbilder dem Scheine nach zu individualisieren. Die permanente Folge eines nach den Leitlinien von Mode ausgerichteten Bedarfs für die herrschende Ideologie soll die sozialen Widersprüche verschleiern und objektiv feindliche Klassen aneinanderbinden. Sie bedeutet Absage an den bürgerlichen Humanismus und Ausrichtung auf das Menschenbild des Imperialismus. Die ideologische Leitlinie stellen alle Varianten des Antikommunismus.

2. Die traditionelle bürgerliche Kultur wird als scheinbarer Pluralismus freier Meinungsbildung aufrechterhalten, um den wirklichen Charakter der imperialistischen Kultur zu verschleiern. Sie dient außerdem dazu, die für die Programmierung imperialistischer Massenkultur notwendigen intellektuellen Kader zum einen Teil zu binden, zum anderen Teil zu neutralisieren und davon abzuhalten, sich mit der Klasse zu verbünden, die, obgleich Konsument der imperialistischen Massenkultur, allein imstande ist, mit der imperialistischen Barbarei Schluß zu machen. Andererseits unterliegt diese traditionelle bürgerliche Kultur der Tendenz, sich nur noch durch faktische Subventionierung am Leben zu halten. Dies bedeutet langfristig, daß sie von den Monopolen der imperialistischen Massenkultur restlos absorbiert und ersticht wird oder ihr Überleben durch ein Bündnis mit den Elementen der demokratischen und sozialistischen Kultur sichert.

Die imperialistische Massenkultur ist jedoch kein Moloch, der unaufhaltsam alles fressen wird. Mit ihrer Entstehung hat sie zugleich ihre Negation angelegt. Sie steht den menschlichen, also gesellschaftlichen Bedürfnissen der körperlich und geistig Arbeitenden entgegen. Wer streikt, erfährt Solidarität. Neofaschismus und militärisches Denken entlarven für viele den Antikommunismus. Die Leitbilder der Crime- und Sexwelle können sich die Millionen der Arbeitenden nicht leisten; der Verdacht, sie werden von einigen wenigen ausgetrickst — für das Ge-

schäft mit Millionen, wächst. Sie führt damit notwendig zu einer Differenzierung der sozialen Parteilichkeit, des sozialen Gewissens und des gesellschaftlichen Nutzens. Die Linke kann sich daher nicht in Diskussionen verstricken, ob die Bild-Zeitung als Form für demokratische Zwecke benutzt werden könne. Zunächst genügt die Einsicht, daß die Bild-Zeitung ein längeres Flugblatt des Monopolkapi-
tals ist, genug Macht und Geld hat, um einige Hunderttausende zur Herstellung und Verbreitung dieses Flugblatts zu kaufen. Massenhaft verbreitete Kurzromane wären demnach nicht mehr, als ausführlichere Orientierungen und Daten über Lebensweisen, die es nicht gibt. Die Produzenten der demokratischen und sozialistischen Kultur sollten in der eigenen Arbeit davon ausgehen, daß es möglich ist, die Massen im eigenen Interesse zum Denken zu bringen und zum Handeln zu mobilisieren. Die Befreiung von der vorhandenen Kultursklaverei ist eine mühselige, konfliktreiche Kleinarbeit. Orientierung an idealeren Bedingungen, die materiell bereits möglich sind, sollten mit dem wirklichen Leben der Massen verknüpft sein. Die Vorbereitung der Kulturrevolution in der Bundesrepublik kann deshalb niemals eingleisig, bei der Fülle der imperialistischen Varianten stofflich und thematisch nicht begrenzt sein.

Die Wirkungsweisen der herrschenden Kultur verlaufen nicht „eindimensional“, sie sind „vieldimensional“ begrenzt.

Objektive Widersprüche am Arbeitsplatz lassen die Leitbilder des Imperialismus nicht widerspruchlos eindringen. Das verdeutlichen Konfliktsituationen wie Lohnbewegung, Aktion Roter Punkt usw. Humanistische Kulturtraditionen des Bürgertums widerstreben ihr: hier ist die Hauptursache zu finden, warum sich kaum ein ernstzunehmender Kulturschaffender in der Bundesrepublik bereit findet, die bestehenden Verhältnisse als heile Welt darzustellen. Dazu kommt, daß die soziale und wirtschaftliche Lage der Produzenten dieser Kultur in der Regel miserabel ist. Wenige Großverdiener unter ihnen täuschen über diese Situation hinweg. Die Herausforderung der sozialistischen Massenkultur der DDR erzeugt zwar ständig Widersprüche innerhalb der Intelligenz, bleibt aber als ein Modell bestehen, vor allem darin, daß die notwendige Kulturrevolution der Massen möglich ist. Einflüsse der antiimperialistischen Bewegung in der Dritten Welt (Vietnam!) wecken neues Potential, ermöglichen positive antiimperialistische Leitbilder. Die demokratische und sozialistische Kulturbewegung in den kapitalistischen Metropolen verleiht dem Internationalismus neue Impulse. Vielfältige Anstrengungen, Mitbestimmungsmodelle in den Institutionen der Bourgeoisie zu entwickeln, führen zur Differenzierung und Stärkung von Klassenbewußtsein. Mit der wachsenden Erfahrung im Kampf verlieren sich sektiererische Alternativen (Straßentheater gegen „etabliertes“ Theater, Agitpropkunst gegen „integrierte“ Kunst usw.): das Bewußtsein, jedes Instrument werde im Klassenkampf gebraucht, wächst, die Einsicht für den Charakter der Bündnisse, der gegenseitigen Unterstützung der Bündnispartner, für das Bedürfnis voneinander zu lernen, verbreitet sich.

Das Schwergewicht der politischen Folgerungen für die gegenwärtige Situation läßt sich demnach in folgender Weise zusammenfassen:

1. Eine fortschrittliche Kulturpolitik muß sich in erster Linie gegen die Monopole der imperialistischen Massenkultur richten. Auf die politische Tagesordnung gehört die Forderung nach Enteignung dieser Monopole. Um die Gefahren dieser Monopole allgemein bewußt zu machen, sind Untersuchungen für alle Bereiche der imperialistischen Massenkultur herzustellen und zu verbreiten.
2. Alle Organisationen der Arbeiterbewegung sollten sich in vollem Umfang ihrer Verantwortung für die Unterstützung und Entwicklung der demokratischen und sozialistischen Kultur und die Erhaltung der humanistisch bürgerlichen Kultur bewußt werden. Als stärkste Organisation der Arbeiterklasse haben die Gewerkschaften die Aufgabe, auch im Interesse einer starken tarif- und gesellschaftspolitischen Position in der Zukunft, eine konsequent antimonopolistische Kulturpolitik zu entwickeln.
3. Auf der Grundlage durchgreifender Reformen des westdeutschen Bildungswesens werden die Elemente der demokratischen und sozialistischen Kultur wachsen. Allein die Verwirklichung der von der SPD/FDP angekündigten Programme würde eine Verminderung der Rüstungsausgaben um etwa 50 Prozent erfordern. Wer sich vorstellt, diese Umverteilung der Staatsausgaben ließe sich allein in parlamentarischen Debatten durchsetzen, verkennt die politische Sprengkraft, die schon solche Reformen heute besitzen. Es wird notwendig sein, diese Forderungen beharrlich aus dem Bereich der Schulen und Universitäten in die gesamte Bevölkerung, vor allem die Arbeiterschaft hineinzutragen, damit sie dort Teil einer Massenbewegung werden.
4. Die Kulturproduzenten müssen sich nach sozialen und ökonomischen Gruppen organisieren, um zunächst an die Stelle von individualistischem gewerkschaftlichem Bewußtsein zu setzen.
5. Demokratische und sozialistische Kulturproduzenten sollten ihr Programm und ihre Arbeit profilieren. Über rein gewerkschaftliches Bewußtsein hinaus, sollten sie jede Möglichkeit kultureller Selbstbetätigung in der Arbeiterschaft fördern, Klassenbewußtsein stärken, weiterführen und qualifizieren. Ohne Preisgabe bereits erkämpfter eigener Positionen ist eine Verbreitung der Bewegung durch Zusammenarbeit mit den Kulturschaffenden auch innerhalb der etablierten Institutionen anzustreben.
6. Alle Kräfte in den kulturproduzierenden Massenmedien sind zu unterstützen, die Mitbestimmungsmodelle erarbeiten und realisieren wollen.
7. Klein- und Mittelunternehmen der traditionell bürgerlichen Kultur („Blockfreie“ Verleger beispielsweise, wie Suhrkamp, Piper, Luchterhand u. a.), die von der Monopolisierung bedroht sind, sind als potentielle Bündnispartner, nicht als Gegner anzusehen. Ihre künftige Orientierung wird wesentlich davon abhängen, was die Arbeiterklasse in Vertretung der Interessen ihrer Verbündeten leistet. Coops sind Schulen des politischen Lernprozesses, keine sozialistischen Modelle

oder Inseln. Sie haben allenfalls genossenschaftlichen Charakter. Coops, die ihren „Hauptfeind“ im Klein- und Mittelunternehmen sehen, begünstigen die Politik der Monopole.

Rasche Erfolge sind nicht zu erwarten. Hier sind wirklich kleine Schritte nötig, nicht, wie die Schritte der rechten Sozialdemokratie in das Lager des Imperialismus, sondern zu Demokratie und Sozialismus in der Bundesrepublik. Klassenbewußtsein von Kultur bedeutet mehr als je zuvor: hier wird über die Zukunft von Millionen entschieden.

¹ W. I. Lenin. Werke. Berlin 1960, Band 27, S. 164—65. (Lenin-Zitate werden im weiteren mit „Werke“, Band und Seitenangabe vermerkt)

² Werke, Band 31, S. 275

³ ebenda, S. 274

⁴ Werke, Band 13, S. 501. Die „Schwarzhundertschaft“ war eine erzreaktionäre, chauvinistische Organisation im zaristischen Rußland.

⁵ Werke, Band 10, S. 31

⁶ ebenda, S. 33

⁷ ebenda, S. 30

⁸ Werke, Band 33, S. 474

⁹ A. W. Lunatscharskij. Lenin und die Kunst. Erinnerungen; nach: W. I. Lenin o literature i iskusstwe. Moskau 1967, S. 667

¹⁰ ebenda

¹¹ Clara Zetkin. Erinnerungen an Lenin. Berlin 1957; nach: W. I. Lenin o literature i iskusstwe, S. 663

¹² N. K. Krupskaja; nach: W. I. Lenin o literature i iskusstwe, S. 629

¹³ P. N. Lepeschinskij; nach W. I. Lenin o literature i iskusstwe, S. 648—49

¹⁴ A. W. Lunatscharskij. Lenin und die Massen. Erinnerungen; nach: W. I. Lenin o literature i iskusstwe, S. 666—67

¹⁵ ebenda, S. 671

¹⁶ ebenda

¹⁷ Werke, Band 29, S. 58

¹⁸ A. W. Lunatscharskij. Lenin über Kultur, Prawda vom 21. 1. 1930; nach W. I. Lenin o literature i iskusstwe, S. 675

¹⁹ Vgl. W. Fritzsche, Die Intellektuellen der Bayerischen Revolution; in: kürbiskern 2/69 und 4/69

²⁰ Werke, Band 27, S. 249

²¹ Werke, Band 29, S. 55

²² Werke, Band 33, S. 475

²³ A. W. Lunatscharskij. Lenin über Kultur, siehe 18, S. 673

²⁴ Werke, Band 33, S. 464—65

²⁵ Werke, Band 27, S. 408—09

²⁶ Werke, Band 29, S. 54

²⁷ ebenda, S. 324

²⁸ Werke, Band 19, S. 99

²⁹ ebenda, S. 100

³⁰ Werke, Band 20, S. 8—9

³¹ Werke, Band 31, S. 276

³² K. Marx / F. Engels. Die deutsche Ideologie. Berlin 1960, S. 31—32

³³ Werke, Band 27, S. 464

³⁴ W. Ulbricht. Die weitere Gestaltung des gesellschaftlichen Systems des Sozialismus. Beschlüsse. Berlin 1968, S. 67

³⁵ Werke, Band 33, 474—490

³⁶ Internationale Beratung der kommunistischen und Arbeiterparteien, Moskau 1969. Dokumente.

^{36a} P. Demitschew. Lenin i partijnost' literature i iskusstwe; in: Kommunist, Moskau, 1/1970, S. 48—49

³⁷ Werke, Band 13, S. 342

³⁸ Vgl. O. Neumann, Deutscher Imperialismus — noch aktuell? in: kürbiskern 1/70

³⁹ B. Martin, „Kulturbeziehungen“. in: „Politik“, Vierteljahrzeitschrift des Unteilbaren Deutschland, 4/67

⁴⁰ Vgl. Offenen Brief an den rumänischen jugoslawischen Schriftstellerverband; in: kürbiskern 3/69

Kaspar Maase Germanistik — völkisch oder für das Volk?

„Entweder wird die ganze Kultur geopfert, oder es muß auf revolutionärem Wege das kapitalistische Joch abgeschüttelt, die Herrschaft der Bourgeoisie beseitigt, die sozialistische Gesellschaft und der dauernde Friede erobert werden.“ Lenin¹⁾

Um die Germanistik geht es also — um die Proteste gegen die alte und die Entwürfe für eine neue. Aber in diesen Auseinandersetzungen geht es beileibe nicht um die Germanistik — wer wollte die so wichtig nehmen?

Germanistik ohne Perspektive

Zur westdeutschen Studentenbewegung gehört von Anfang an als wesentlicher Teil die Kritik an der bestehenden bürgerlichen Wissenschaft. Die Diskussion um eine Alternative zu den herrschenden neo-positivistischen und neo-historistischen Ansätzen nahm einen großen Raum ein und fand ihren Ausdruck in den Veranstaltungen der kritischen Universitäten, in studentischen Arbeitskreisen und -papieren, in Vorlesungskritiken und -sprengungen. Meist im Rückgriff auf verschüttete Positionen der bürgerlichen Aufklärung wurden Gegenvorstellungen „emanzipativer Wissenschaft“ entwickelt; eine beispielhafte Zusammenfassung lautet: „In unserer Situation sind zunächst zwei Aufgaben gestellt:

1. den elitären, zynischen und vernunftfeindlichen Charakter der bürgerlichen Wissenschaft gründlich aufzudecken und zu kritisieren;
2. die Voraussetzungen zu schaffen für die permanente wissenschaftlich-praktische Auseinandersetzung über die politischen Ziele, die mit Vernunft vereinbar sind und deswegen Ziele von Wissenschaft werden können.“²

Zu den Hauptzielscheiben dieser Angriffe zählte und zählt immer noch die Germanistik. Parolen wie „Schafft die Germanistik ab“ und („germanistischer“) „Schlägt die Germanistik tot, färbt die Blaue Blume rot“ machten vor keinem Seminar halt, auch nicht vor der Weihe des sich interdisziplinär gerierenden Germanistentages 1968. Die Diskussion der Germanistik-Misere erreichte ein solches Ausmaß, daß der „Spiegel“ sich dieses Themas in einer Nummer seiner Universitäts-Serie annahm³. Und der Hanser-Verlag macht sich Hoffnungen, mit einer bunten Sammlung von „Ansichten einer zukünftigen Germanistik“⁴ ins Protest-Geschäft zu kommen.

Wodurch hat nun die gute alte Germanistik solche Rebellion provoziert?

1. Die Philosophische Fakultät nahm und nimmt an den Universitäten eine Sonderstellung ein:

- a) durch die Möglichkeit, Freiräume im Studium zur Gewinnung gesellschaftskritischen Bewußtseins auszunutzen,
- b) von den subjektiven humanistischen Ansprüchen der Studenten her. So ist sie prädestiniert zum theoretischen und praktischen Zentrum einer radikal-demokratischen Studentenbewegung. Und sicher ist die Sensibilität für die im Imperialismus alltägliche Verletzung humaner Werte bei den Studenten der deutschen Literatur überdurchschnittlich entwickelt.

2. Es hat sich kaum eine Wissenschaft in der Vorbereitung und ideologischen Untermauerung der faschistischen Herrschaft in Deutschland so umfassend — inhaltlich wie personell — kompromittiert. Erst auf dem Germanistentag 1966 in München wurde die Diskussion dieser Vergangenheit durch die Verwalter des Faches geführt. Durch eine begriffslose Verurteilung ‚nationalistischer Verirrungen‘ und gleichzeitige Aufwertung des nationalen Gehalts der ‚echten Dichtung‘⁵ versuchten sie, das Pflichtsoll an ‚Bewältigung‘ zu leisten. Das Klassenziel, die ganze Problematik damit einer weiteren Auseinandersetzung zu entziehen, konnten die herrschenden Germanisten allerdings nicht erreichen.

3. Wie kaum ein anderes Fach bestand die Germanistik auf der Distanz zur späteren Berufspraxis ihrer Studenten. Was Lehrer, Literaturkritiker, Lektoren für ihre Arbeit an Handwerkszeug brauchen, wurde als nicht mit dem Dienst an der Auslegung von Dichtwerken vereinbar abgewiesen.

4. Die Restauration des Kapitalismus entwickelte sich in der BRD hin zu einer neuen Qualität der Einheit von Monopolen und Staat, „zu einer Art des ‚Superbetriebes‘ . . . , in dem ungeteilt der Wille und die Ordnung herrschen müssen, die die Interessen der Monopole vorschreiben. Dazu dient auch das umfangreiche System der geistigen Manipulierung der Menschen“⁶. Je mehr die Tünche sich löste von den unaufhebbaren Widersprüchen dieser Ordnung, je mehr die arbeitende Bevölkerung die Gegensätze ihrer Interessen zu denen der herrschenden Monopole unmittelbar spürte, desto größer wurde die Funktion des ideologischen Klassenkampfes von oben, der die Massen in das spätkapitalistische System eingliedern und seinem ‚Gemeinwohl‘ unterordnen soll. „Durch erzeugte falsche Bedürfnisse, durch falsche Befriedigung und falsches Bewußtsein der Massen ist diese Gesellschaftsstruktur . . . nur noch möglich und zu erhalten.“⁷ Ihr geistiges Handwerkszeug ließ die Studenten vieles an dieser Manipulation durchschauen, vor allem in dem Maße, wie sie sich zur Pogromhetze gegen sie selber steigerte. Gerade bei Intellektuellen zündeten Überbau-Analysen wie die im 4. Kapitel von Herbert Marcuses ‚Eindimensionalem Menschen‘⁸. Die Germanisten als Literatur- und Sprachwissenschaftler verlangten eine Beschäftigung ihres Faches mit diesen Mechanismen. Die herrschende Germanistik aber betrachtete sich als nicht zuständig und verteidigte ihre Reinheit gegen die schmutzigen politischen Anträge von unten mit allen Mitteln.

5. Sehr deutlich entlarvte sich die offizielle Germanistik durch ihre Haltung zur sogenannten ‚Trivialliteratur‘. Nur 6 Prozent der Jugendlichen und Erwachsenen kann man als ständige Leser dessen ansehen, was heute als „qualifizierte Dichtung“ gilt. Dagegen sind etwa 20 Millionen Westdeutsche *regelmäßige* Konsumenten imperialistischer Massenliteratur. Insgesamt erreichen diese Produkte 74 Prozent der in Frage kommenden Bevölkerungsgruppe.⁹ Die Germanistik beschränkt sich auf die Interpretation von ‚Dichtung‘ und darauf, die Literatur der Massen und ihre Leser ästhetisch zu disqualifizieren.

6. Alle diese Motive lassen sich zusammenfassen als *Unbehagen an der fehlenden gesellschaftlichen Produktivität* des Faches Germanistik. Dieser Mangel hat eine neue Qualität gewonnen durch die wissenschaftlich-technische Revolution und die Anforderungen, die sie zu ihrer Bewältigung an alle Teile des gesellschaftlichen Systems stellt.

Wissenschaft wird zur unmittelbaren Produktivkraft, Produktion immer mehr technologische Anwendung wissenschaftlicher Ergebnisse und wissenschaftlich beherrschter Naturprozesse. Dies verändert wesentlich die Stellung des Menschen im Produktionsprozeß: „Die Arbeit erscheint nicht mehr so sehr als in den Produktionsprozeß eingeschlossen, als sich der Mensch vielmehr als Wächter und Regulator zum Produktionsprozeß selbst verhält . . . Es ist nicht mehr der Arbeiter, der modifizierten Naturgegenstand als Mittelglied zwischen das Objekt und sich einschiebt; sondern den Naturprozeß, den er in einen industriellen umwandelt, schiebt er als Mittel zwischen sich und die unorganische Natur, deren er sich bemeistert. Er tritt neben den Produktionsprozeß, statt sein Hauptagent zu sein.“¹⁰

Die Entwicklung der wissenschaftlich-technischen Revolution berührt aber nicht nur den einzelnen Produzenten, sondern sie verlangt vor allem die adäquate Organisation des gesamten Prozesses der Forschung, Entwicklung und Ausbildung: um alle ihre Potenzen nutzen zu können, muß die ganze Gesellschaft im koordinierten, geplanten Einsatz aller ihrer Subsysteme zum bewußten Subjekt der gesellschaftlichen Produktion und Reproduktion werden. „In dieser Umwandlung ist es weder die unmittelbare Arbeit, die der Mensch selbst verrichtet, noch die Zeit, die er arbeitet, sondern die Aneignung seiner eigenen allgemeinen Produktivkraft, sein Verständnis der Natur und die Beherrschung derselben durch sein Dasein als Gesellschaftskörper — in einem Wort die Entwicklung des gesellschaftlichen Individuums, die als der große Grundpfeiler der Produktion und des Reichtums erscheint.“¹¹

Immer deutlicher wird die zentrale Stellung des Menschen in der Produktion, die Notwendigkeit, seine Fähigkeiten, seine Individualität, seine Subjektivität im weitesten historischen Sinne des Begriffs umfassend zu entwickeln, um die moderne Produktion effektiv und mit sinnvollen Zielstellungen planen und leiten zu können. Zugleich aber schafft die wissenschaftlich-technische Revolution die Voraussetzungen, diese neue Produktivität des „gesellschaftlichen Menschen“

(Marx) zu realisieren. „Die wirkliche Ökonomie — Ersparung — besteht in Ersparung von Arbeitszeit; [Minimum (und Reduktion zum Minimum) der Produktionskosten]; diese Ersparung aber identisch mit Entwicklung der Produktivkraft. Also keineswegs *Entsagen vom Genuß*, sondern Entwickeln von power, von Fähigkeiten zur Produktion und daher sowohl der Fähigkeiten, wie der Mittel des Genusses. Die Fähigkeit des Genusses ist Bedingung für denselben, also erstes Mittel desselben und diese Fähigkeit ist Entwicklung einer individuellen Anlage, Produktivkraft. Die Ersparung von Arbeitszeit gleich Vermehrung der freien Zeit, d. h. Zeit für die volle Entwicklung des Individuums, die selbst wieder als die größte Produktivkraft zurückwirkt auf die Produktivkraft der Arbeit.“¹²

Und zu dieser Produktivität des Menschen gehört ganz wesentlich die Entfaltung seiner kulturellen Fähigkeiten und Neigungen in einem umfassenden Sinn — ja, diese Produktivität des gesellschaftlichen Menschen ist der Maßstab für das Kulturniveau einer Gesellschaft. Integriert in ein immer notwendiger werdendes gesellschaftliches System von Kultur könnte auch die Germanistik eine produktive Funktion für die ganze Gesellschaft erlangen. Denn die wissenschaftlich-technische Revolution hat durch die Entwicklung der Kommunikationsmittel auch die realen technischen Möglichkeiten geschaffen, die ganze Gesellschaft in den kulturellen Prozeß einzubeziehen. Die Entwicklung der „Literaturgesellschaft“ in der DDR läßt erste Ansätze dessen erkennen, was hier noch zu schaffen ist. „Wenn es gelingt, nicht nur einige Produktionsziffern, sondern die allseitige Produktivität des ganzen Volkes zu steigern, wird die Kunst ganz neue Impulse gewinnen und verleihen.“¹³

Destruktivkraft Germanistik

Dies sind die historischen Möglichkeiten, die immer mehr zu zwingenden Notwendigkeiten werden. Im Kapitalismus aber entwickelt und verschärft sich „der Widerspruch zwischen den außerordentlichen Möglichkeiten, die die wissenschaftlich-technische Revolution eröffnet, und den Bemühungen des Kapitalismus zu verhindern, daß diese Möglichkeiten im Interesse der gesamten Gesellschaft genutzt werden. Der Kapitalismus verschwendet den nationalen Reichtum und verwendet einen großen Teil der wissenschaftlichen Entdeckungen sowie enorme materielle Ressourcen für Kriegszwecke. Das ist auch der Widerspruch zwischen dem gesellschaftlichen Charakter der modernen Produktion und dem staatsmonopolistischen Charakter ihrer Regulierung. Das ist nicht nur die ständige Verschärfung des Widerspruchs zwischen Arbeit und Kapital, sondern auch die Vertiefung des Antagonismus zwischen den Interessen der überwiegenden Mehrheit der Nation und der Finanzoligarchie.“¹⁴

Durch die Vergesellschaftung der Produktion ist die Interdependenz aller gesellschaftlichen Bereiche des heutigen Imperialismus so gewachsen, zugleich hat mit der zunehmenden Anziehungskraft der sozialistischen Systemalternative seine

Labilität solche Ausmaße erreicht, daß die Menschen, die diesen gesamten Apparat durch ihre Arbeit in Bewegung halten, bis in die letzten Winkel hinein politisch formiert sein müssen, weil schon der geringste ‚Reibungsverlust‘ enorme Folgen hat. Diese Problematik hat sich für die herrschende Klasse noch zugespitzt durch den Zwang, die wissenschaftlich-technische Revolution unter ihre Botmäßigkeit zu bekommen. Das heißt, daß sie Massen von wissenschaftlich qualifizierten Facharbeitern, ein ganzes Diplomproletariat schaffen, ihren ‚Totengräbern‘ besseres geistiges Handwerkszeug geben und sie zugleich noch enger an ein irrationales, unmenschliches System binden muß. Für sie gilt jetzt noch hundertmal mehr, was Lenin 1916 analysierte: „... ohne die Massen kommt man nicht aus, die Massen aber können im Zeitalter des Buchdrucks und des Parlamentariums nicht geführt werden ohne ein weitverzweigtes, systematisch angewandtes, solide ausgerüstetes System von Schmeichelei, Lüge, Gaunerei, das mit populären Modeschlagworten jongliert, den Arbeitern alles mögliche, beliebige Reformen und beliebige Wohltaten verspricht, wenn diese nur auf den revolutionären Kampf für den Sturz der Bourgeoisie verzichten.“¹⁵ Und in diesem „weitverzweigten System“ zur Erzeugung eines Volkes von willigen Idioten und Fachidioten haben die Herrschenden auch den germanistischen Fachidioten ihren Arbeitsplatz angewiesen — ohne allerdings den massenhaften Widerstand der Betroffenen ausschalten zu können.

Wie sieht nun die Rolle aus, die man der Germanistik im staatlich organisierten Klassenkampf zuweist? Recht bescheiden, vergleicht man sie mit den glanzvollen Zeiten der „Deutschwissenschaft“. Nach Verlust der staatstragenden Funktion im Kaiserreich gewann sie im Kampf gegen die Weimarer Republik große konzeptionsbildende Bedeutung für die antidemokratisch-faschistische Bewegung; Thomas Mann rechnete 1930 die „Philologen-Ideologie, Germanisten-Romantik“ zu den Kräften, die den Nationalsozialismus „vom Geistigen her“ stärken.¹⁶ Das Leben auf so großem Fuße ist nun allerdings vorbei: Nach der notwendigen „Diätkur“ (Germanist Kurt May), mit der die Germanistik sich für die westdeutsche Demokratie zurechtmachte, kann sie heute nur noch bescheidene Aufgaben im monopolkapitalistischen Herrschaftssystem übernehmen. Konzeptionsbildend werden die Sozialwissenschaften: Soziologie, Politologie, Futurologie etc. Statt der stark germanistisch mitbestimmten „Volksgemeinschaft“ sollen heute die Modelle der „Formierten Gesellschaft“, der „Nationalen Leistungsgemeinschaft“, der „Modernen Industriegesellschaft“ alle Potenzen zusammenfassen für ... —, ja, im Grunde doch für die alten Ziele des deutschen Imperialismus, die auch glänzende neue Kleider nicht verschleiern können.¹⁷

Die erste Aufgabe der Germanistik ist, die Augen zu schließen vor all dem, was heute mit Sprache und Literatur im Interesse der herrschenden Klasse vielfältig geschieht. Sie darf nicht sehen die Manipulation durch Sprachregelung und -konstruktion, die generalstabsmäßig geplant und in konzertierter Aktion von den ‚führenden Politikern‘ und dem gesamten Apparat der Massenmedien bis

*1. Goethes
Festspiele*

zur Pogromhetze betrieben wird. Zwei Glanzstücke der letzten Zeit sind die Verfälschung des Atomwaffensperrvertrags zum „Atomsperrvertrag“ und die auf entsprechende emotionale Reaktionen kalkulierende Unterstellung, die völkerrechtliche Anerkennung der DDR mache diese auf ewig zum „Ausland“ — ganz zu schweigen von der „Vorwärtsverteidigung“ und ähnlichen Schöpfungen. Sie soll nicht untersuchen die mehr oder minder feine Zensur auf allen Gebieten des geistigen Lebens. Sei es die Praxis der Verleihung von Kunstreisen oder der Verleihung steuersparender Prädikate durch die Film bewertungsstelle;¹⁸ sei es der Einfluß durch die Vergabe oder Verweigerung von Inseraten, sei es die Macht eines Monopolinstruments wie der „Welt der Literatur“. Sie muß die Augen schließen vor der Umfunktionierung der ‚qualifizierten Literatur‘ zum Kulturstaat-Schleier vor der kapitalistischen Realität massenhaft gezüchteten Stumpfsinns.

Überhaupt nichts geht sie an der Einsatz deutscher Sprache und Kultur für die imperialistischen Ziele der BRD in der sozialistischen und in der Dritten Welt.^{18a} Günter Grass in Rumänien und Jugoslawien¹⁹ oder die Goethe-Gesellschaft in Afrika und Lateinamerika²⁰ fallen nicht in ihr Ressort.

Sie ist ‚nicht zuständig‘ für die Probleme der Sprachbarrieren, des auf Ausdrucksfähigkeit bezogenen Intelligenz-Maßstabs, der pseudorational die Selbstreproduktion der geistig herrschenden Kreise sichert. Dabei wird mit der Ausbreitung des numerus clausus jetzt auch die Zulassung zum Hochschulstudium an Abitur-Noten — und damit an diese Maßstäbe — geknüpft.

Sie nimmt nicht zur Kenntnis die Tatsache, daß zu ‚reinen Forschern‘ ausgebildete Lehrer mit den Problemen des Deutsch-Unterrichts an der Schule nicht fertig werden können, also notwendig reaktionäre Schulbücher, Sprachlehren, Lehrpläne, Interpretationshilfen‘ übernehmen und ihre Ausbildungsmängel durch autoritäres Verhalten kompensieren.

Sie ignoriert die Tatsache, daß es auf deutschem Boden einen Staat gibt, der sich den Traum vieler fortschrittlicher Denker zum realen Ziel gesetzt hat: eine humanistische, niveauvolle Volkskultur in der Einheit von Tradition und sozialistischer Gegenwart, eine ganze, nicht museale, sondern praxisbezogene Literaturgesellschaft zu schaffen.

Schließlich gehört zu diesem Katalog von Unterschlagungen die Herstellung eines gesäuberten Literaturkanons, der die meisten (der wenigen) progressiven und alle sozialistischen Elemente deutscher Literaturgeschichte eliminiert und so bestenfalls eine Tradition praxislosen Humanismus schafft, schlimmstenfalls Lesebücher mit faschistoiden Autoren vollstopft.²¹

Staatstragender Idealismus

Weiterhin entfallen auf die offizielle Germanistik im Rahmen des gesamten Herrschaftsapparates einige ‚positive‘ Aufgaben, zu deren Durchführung sie speziell geeignet ist. Dabei ist davon auszugehen, daß in der nächsten Zeit die

Zahl der Germanistik-Studenten weiter anwachsen wird²² und auch der Wissenschaftsrat einen bedeutenden Stellenausbau vorgesehen hat.²³

Hauptaufgabe der Germanistik ist, in der Beschäftigung mit ihren Objekten spätbürgerliche Ideologie²⁴ zu reproduzieren, den Studenten zu vermitteln, damit diese sie dann in ihrem Beruf weiterverbreiten. Lehrer und Journalisten, Lektoren und Literaturkritiker sind ausgesprochen wirksame Multiplikatoren, beeinflussen Massen. Und auch die ‚linken Spielwiesen‘ sind gleich mit eingeplant. Zwar gehört zu den neuen Kleidern der Germanistik auch der ‚Methodenpluralismus‘, doch gibt es für ihn Grenzen, bei deren Überschreitung die Funktion der Germanistik für die Monopolbourgeoisie nicht mehr garantiert wäre. Dazu gehört vor allem, daß der Horizont der kapitalistischen Gesellschaft nicht überschritten werden darf. Das sichert man am besten dadurch, daß der wesentlich historische und gesellschaftliche Charakter sowohl von Erkenntnisobjekt wie Erkenntnissubjekt des Faches geleugnet wird. Dem dient die *idealistische* Fundierung von Sprachgeschichte und -wissenschaft, von Literaturwissenschaft und -geschichte, die das Werk ablöst vom realen widersprüchlichen Prozeß der Gesellschaftsentwicklung. Ihn muß das Bürgertum in dem Maße verdrängen, wie deutlich wird, daß dieser Prozeß identisch ist mit der Ablösung seiner Herrschaft, seiner Kultur, seiner Bildung; und „wie für den Bourgeois das Aufhören des Klasseneigentums das Aufhören der Produktion selbst ist, so ist für ihn das Aufhören der Klassenbildung identisch mit dem Aufhören der Bildung überhaupt.“²⁵

Nun hat die herrschende Klasse auch auf diesem ideologischen Gebiet mit Rückzugsgefechten begonnen, sie muß ihre Position durch Übernahme von Elementen wissenschaftlicher Literaturtheorie festigen. So werden gewisse ‚untere Schichten‘ des Werkes abgetreten an historische und gesellschaftswissenschaftliche Betrachtungsweisen: Sprach- und Inhaltselemente sind vergänglich, bei ihrer Untersuchung hat der Vulgärmarxismus einen kleinen Spielraum (das hat den Vorteil, daß man den Popanz schnell zur Hand hat, wenn man ihn für die antimarxistische Polemik braucht). Das wesentlich und eigentlich Künstlerische aber bleibt rein Geistesprungenes, autonom, „selig scheint es in ihm selbst“.

Und diese Position wird mit Zähnen und Klauen verteidigt. Von ihr aus allein darf gewertet werden, sie ist der immer wieder fruchtbare Nährboden jener „Hydra der Schulästhetik mit ihren sieben Köpfen: Schöpfertum, Einfühlung, Zeitentbundenheit, Nachschöpfung, Miterleben, Illusion und Kunstgenuss.“²⁶ Hier schöpft der Irrationalismus als Methode ständig neue Kräfte, wie sie ihm sonst nur die Theologie oder ihre geschichtsphilosophischen Ableger schaffen. Hier begründet sich die Ideologie der Unmittelbarkeit: im unmittelbaren Erleben, Genießen, Nachvollziehen oder was auch immer eignet sich der Betrachter das Werk, sein Unnennbares an, hier geschieht Kultur, Humanität.²⁷ Solange noch ein einziger Mensch hierfür zu gewinnen ist, funktioniert das Reich der idealen Werte noch in seiner konstitutiven Differenz zur Realität, solange überlassen

wir diese den entsprechenden Fachleuten; — und solange hat die Germanistik noch ihren eigenen Gegenstand, dem sie dient — und damit ihre Daseinsberechtigung.

Bürgerliches Bewußtsein kann die es umgebende „ungeheure Warenansammlung“ nicht als Materialisation veränderbarer gesellschaftlicher Verhältnisse, Vermittlungsglieder menschlicher Praxis erkennen, es muß sie notwendig verdinglichen zu Sachen mit eigener Gesetzlichkeit. Und die wissenschaftliche Widerspiegelung dieser Fetischisierung ist der Aufbau der bürgerlichen Universität, ihre Aufteilung in fein säuberlich getrennte Fachgebiete mit je eigenem Untersuchungsgegenstand, der wiederum die je spezifische Methode ‚fordert‘. So wird ‚das Gesellschaftliche‘ den Soziologen, ‚das Historische‘ den Geschichtswissenschaftlern usw. und schließlich ‚das Sprachkünstlerische‘ den Germanisten überwiesen. Das einst alle geistige und praktische Bemühung fundierende und legitimierende Wissenschaftsideal der Aufklärung, zentriert um den „Ausgang des Menschen aus der selbstverschuldeten Unmündigkeit“, ist departmentalisiert: jeder Wissenschaftler hat sein kleines Abteil Realität, auf dem er sein positivistisches Hüttchen baut, und ‚irgendwie wird es den Menschen schon zugute kommen, Sie Utilitarist!‘

Auf dem gleichen Tiefpunkt ist denn auch die bürgerliche Erkenntnistheorie angelangt. Die Einsicht des sonst so populären ‚jungen Marx‘: „Allein auch wenn ich *wissenschaftlich* etc. tätig bin, eine Tätigkeit, die ich selten in unmittelbarer Gemeinschaft mit anderen ausführe, so bin ich *gesellschaftlich*, weil als *Mensch* tätig. Nicht nur das Material meiner Tätigkeit ist mir — wie selbst die Sprache, in der der Denker tätig ist — als gesellschaftliches Produkt gegeben, mein *eigenes* Dasein ist gesellschaftliche Tätigkeit . . . Mein *allgemeines* Bewußtsein ist nur die *theoretische* Gestalt dessen, wovon das reelle Gemeinwesen, gesellschaftliche Wesen, die *lebendige* Gestalt ist . . .“²⁸ — dieses Erkenntnisprinzip darf nicht Platz greifen. Der Idealismus hat seine besten Zeiten hinter sich, er fürchtet sich vor der Dialektik, selbst in domestizierter linkshegelianischer Form. Die Einheit von Erkenntnisobjekt und -subjekt — oder auf gut frankfurterisch: von Erkenntnis und Interesse — wird von den Germanisten hartnäckig geleugnet. Sie berufen sich auf den „hermeneutischen Zirkel“, der erklärtermaßen „das allersubjektivste Gefühl . . . als Basis der wissenschaftlichen Arbeit“²⁹ legitimiert. Von solchen extrem irrationalistischen Positionen aus muß sogar die rationalere bürgerliche Wissenssoziologie à la Mannheim oder Lieber, die eine nebulöse ‚Standortgebundenheit‘ des Wissenschaftlers behauptet, äußerst bedrohlich erscheinen.

Auf der verzweifelten Suche nach zugkräftigen Argumenten für die wankende Stellung bevorzugen ‚moderne Germanisten‘ momentan ‚naturwissenschaftliche‘ Schützenhilfe. Heisenbergs Unschärferelation wird so ausgelegt, daß ‚wir durch die Untersuchung immer schon das Objekt verändern, seinem An-sich-Sein nicht auf die Spur kommen können‘. Auf einmal sind alle Interpretationen subjektive,

unverbindliche ‚Modelle‘ — nur Produkte menschlicher Praxis in einer konkreten gesellschaftlichen und historischen Situation dürfen sie nicht sein.

Aber der literaturwissenschaftliche Idealismus verhindert nicht nur die theoretische Überschreitung der kapitalistischen Gesellschaft, die auf ihm basierende Germanistik indoktriniert ihren Jüngern ebenso praktisch relevante Haltungen. Selbstverständlich wird auch die theoretische Apologie wirksam für das Verhalten ihrer Opfer, aber hier geht es um im Studium der Germanistik andressierte, fast automatisch wirkende Reflexe.

Die Basis dieser Dressur liegt in der Einheit von autoritärer Herrschaftsstruktur an den Instituten und totaler Theorieilosigkeit (= ‚Methodenpluralismus‘) des Faches. Da es keine sachlichen, überindividuell nachprüfbaren Kriterien zur Argumentation für oder wider bestimmte Interpretationen, Kausalketten, Einordnungen, Wertungen usw. gibt, hat immer Recht, wer die Macht hat: der jeweilige Seminarleiter, im Endeffekt stets der Ordinarius. Einem Physik- oder Mathematikprofessor kann es jeder Student beweisen, wenn er sich verrechnet oder unhaltbare Hypothesen konstruiert hat — einem Germanistikprofessor ist nichts nachzuweisen. Daraus folgt ein außergewöhnlich starker Anpassungzwang. Zunächst vielleicht noch als bewußt-zynischer Opportunismus, aber das Studium ist lang genug, um das Nach-dem-Maul-Reden zur zweiten Natur zu perfektionieren, speziell bei denen, die zum wissenschaftlichen Nachwuchs gehören wollen.

Und schon stellt die Germanistik auch die passende Ideologie bereit: die notwendige Hingabe an die Sache, die sich nur dem erschließe, der sich ihr mit ganzem Einsatz und unter Ausschluß rationalen Klügels und Fragens nach Nutzen zuwende. Wer solche Fragen stellt, disqualifiziert sich *a priori*, weil er zeigt, daß ihm fehlt, was selbst die ‚jungen Rebellen‘ in der Germanistik von ihren Jüngern fordern: „Man muß eine Ader historischer Erlebnisfähigkeit haben, wenn man Literaturwissenschaft studieren will. Man muß die Bereicherung erfahren können, die der Umgang mit Texten aus nahen und fernen Zeiten beschert.“³⁰ Angenehme Bescherung!

Und man darf wohl sagen, daß die Nähe dieser Haltung (wissenschaftlich verfahren heißt, „einen Gegenstand unserer Betrachtung um seiner selbst willen zu erfassen“³¹) zum Job-Bewußtsein amerikanischer Piloten, die über Vietnam Napalm und Splitterbomben abwerfen³² oder zur Mentalität von Schreibtischtätern nicht zufällig ist.

Hier kann denn auch die elitäre Kultur-Vorstellung aufbauen, die unter dem Feldzeichen ästhetischer Wertung die Manipulation und Verdummung der Massen durch Kultursurrogate rechtfertigt, weil der Pöbel eben kein feineres Empfinden entwickeln könne.³³

Hier wird die germanistische Variante der Parole „Sicherheit durch Recht und Ordnung“ unter Berufung auf die klassische Ästhetik entwickelt: Oberster Wert aller Interpretationen ist immer noch die Einheit, das Zusammenstimmen, dem

alle Widersprüche ad maiorem ordinis gloriam untergeordnet sein müssen, die harmonische Ordnung. „Das Komische hat einen Explosivcharakter. Damit es zu einem explosiven, befreien Lachen kommt, muß das von der Umschaltung Betroffene seine Aufhebung vertragen können (!): je mehr eine absichtliche feindliche Tendenz spürbar wird, die auf grundsätzliche Aufhebung gerichtet ist, desto mehr tritt die Komik in den Dienst der *Satire*. Und je mehr die Satire als Sinn-Aussprache gemeint ist — durch gleichsam negierende Darstellung eines Negativen —, desto mehr entfernt sie sich aus der Literatur (!) und begibt sich auf jenes Feld, das als didaktische Literatur bezeichnet wird.“³⁴

Daß diese apologetische Haltung auch aggressiver wird, zeigt sich nicht nur bei ‚nationalen Kunstwarten‘ wie Kurt Ziesel, sondern auch paradigmatisch in der Zürcher Rede des Papstes aller immanenten Interpreten, Emil Staiger (nachzulesen im „Arbeitgeber“ 3/1967). Hier wird eine „Kloakenliteratur“ verfolgt — nicht die reale Depravierung des Menschen im Imperialismus, die doch die materielle Basis solcher zumeist kritisch intendierten Literatur (dies trifft zumindest für Staigers Beispiele zu) ist. Von hier führt ein gerader Weg zum Kampf gegen den ‚das Abendland bedrohenden Kulturbolschewismus‘, ein Weg, der durch den selbstverständlichen Antikommunismus der Germanistik schon geebnet ist. Dieser Antikommunismus läßt sich auf die leicht faßliche Formel bringen: Kommunismus schließt Literatur und objektive Literaturwissenschaft aus. Kunst und Wissenschaft gibt es nur gegen ihn, die werden dann aus dem Allgemeinmenschlichen gespeist (vergleiche die Brecht- und Seghers-Rezeption der bürgerlichen Wissenschaft). Und die Freiheit der herrschenden Germanistik besteht darin, sich immer neue Varianten dieser „Grundtorheit“ einzufallen zu lassen.

Reform als Reaktion

Die Kritik an der gegenwärtigen Germanistik ist nicht ohne Folgen geblieben. Auch im etablierten Lager sind Konzepte für eine ‚Erneuerung der Germanistik‘ entwickelt worden — mit dem Hauptziel, den alten Wein in neuen Schläuchen unter die Massen zu bringen. Da wird ein Pflichtsoll an begriffsloser Distanzierung von der „nationalistischen Vergangenheit“ geleistet, da macht man sich manches vom positivistischen Wissenschaftsverständnis zu eigen, will sich zur „unprätentiösen Fachdisziplin“ (Lämmert) gesundschrumpfen. Gilt allein für diese Tendenzen schon die Feststellung eines Studenten: „In der Tat verrät Kritik sich selber, wenn sie nur Extreme eliminiert...“³⁵, so wird hier zugleich eine noch sehr viel gefährlichere Entwicklung eingeleitet: Unter dem Zeichen des Abbaus ‚jeglicher Ideologie‘ werden die letzten noch erhaltenen und — wie man an der Studentenbewegung sieht — noch wirksamen Reste einer Bindung an Humanität liquidiert. Dies ist eine gesetzmäßige Tendenz des Imperialismus, den Lenin zu Recht als „Reaktion auf der ganzen Linie“ charakterisierte. Sie wurde bisher vor allem im Faschismus aktualisiert, man denke nur an den symp-


tomatischen Satz von Hanns Johst, im Dritten Reich Präsident der Deutschen Akademie der Dichtung und der Reichsschrifttumskammer sowie SS-Brigadeführer: „Wenn ich das Wort ‚Kultur‘ höre, entsichere ich meinen Revolver.“ So wie gegenwärtig die autoritär-militaristische Herrschaft der Monopole im Gewand der bürgerlichen Demokratie installiert werden soll, versucht man die humanistischen Elemente der Tradition durch entsprechende Methoden im Rahmen der bestehenden Germanistik auszuschalten.

Mit der Denunzierung von Inhalten, Aussagen überhaupt und ihrem zunehmenden Ausklammern aus der literarwissenschaftlichen Beschäftigung soll liquidiert werden, was Walter Benjamin als „eine der wichtigsten Aufgaben der Kunst“ bezeichnete: „eine Nachfrage zu erzeugen, für deren volle Befriedigung die Stunde noch nicht gekommen ist.“³⁶ Denn je mehr die Diskrepanz zwischen den Möglichkeiten menschlichen Daseins und der Realität des Imperialismus sich verdeutlicht, um so größer wird die Sprengkraft auch literarischer Utopien. Verstärkung der formalistischen Tendenzen, Anwendung mathematischer und kybernetischer Methoden und eine gezielte Rezeption gerade der antihumanistischen Momente im Strukturalismus³⁷ sind wesentlich Mittel zum Zweck, ‚Wissenschaftlichkeit‘ auf Kosten von Menschlichkeit zu erhöhen.

Eine zweite Möglichkeit bietet der Kampf gegen ‚jegliche Ideologie‘: in der Gleichsetzung von ‚rot‘ und ‚braun‘ faschistischer und sozialistischer Literaturwissenschaft³⁸ wird eine neue Front des Kampfes gegen die marxistische Wissenschaft eröffnet, in diesen „Vorwürfen gegen die eigene Tradition verrät die Germanistik ihren eigentlichen Gegner, die materialistische Geschichtsbetrachtung.“³⁹ Andererseits löst man in zunehmendem Maße Arbeiten sozialistischer Literaturwissenschaft, vor allem aus der DDR, aus dem System, in dem sie theoretisch und praktisch stehen, weist ihnen eine Ecke im Raritätenkabinett des Methodenpluralismus (möglichst neben anderen Exoten wie der sich auf C. G. Jung berufenden Schule der Archetypenforschung) zu und sterilisiert sie dadurch — zugleich kann man sich ein fadenscheiniges Mäntelchen von ‚Toleranz‘ umhängen. „Trotz aller Gegensätze der Grundpositionen muß der nicht-marxistisch-leninistische Literaturwissenschaftler jene Arbeiten, die oft beachtliche Ergebnisse vorzuweisen haben, sorgfältig studieren, und vor allem sollte er sich durch jene Art der Literaturbetrachtung gedrängt fühlen, mehr als bisher üblich auf gesellschaftliche Verhältnisse, in denen Literatur steht und auf die sie wirken will, zu achten.“⁴⁰ Schließlich muß man seinen Gegner ja kennen und versuchen, ihm die entscheidenden Trümpfe abzunehmen.

Damit ist schon eine weitere Tendenz angedeutet: Man nimmt die Kritik auf, akzeptiert andere Ansätze und Stoffgebiete, füllt sie allerdings mit den Prämissen und Inhalten bürgerlicher Wissenschaft. Bürgerliche Literatursoziologie beschäftigt sich mit allen Randbedingungen der Literatur, nur die konstitutive Gesellschaftlichkeit der Werke wird geleugnet, da sie mit den genehmigten Methoden nicht zu erfassen sei. In bürgerlicher Pädagogik und Didaktik unterwie-

sene Lehrer werden zur Apologie des Systems nicht weniger nützlich. Die Manipulationsstrategen brauchen wissenschaftliche Analysen über die Wirkung des sprachlichen Terrors — um ihn zu effektivieren. Auch der Kapitalismus bedarf einer gezielten Aufhebung beziehungsweise Verschiebung der Sprachbarrieren, denn ausreichende Ausdrucksfähigkeit gehört vornehmlich zur Qualifikation des Facharbeiters in der modernen Produktion; so stellt man der Linguistik folgende Ziele: „es geht ... um die Erhöhung der Sprachkompetenz jedes Sprechers, die ihn befähigt, in eigenen Prädikationen das Ungenügen der vorgefertigten Sprache zu überwinden.“ „An die Stelle der traditionellen ‚Sprachpflege‘ um der Sprache willen ... sollte eine Sprachförderung und Sprachplanung um der Sprecher willen treten, denen die Sprache für ihre heutigen und künftigen Kommunikationsbedürfnisse bequem, d. h. zur Erhöhung ihrer Sprachkompetenz sprachökonomisch effizienter und freier verfügbar gemacht werden sollte.“⁴¹ Schließlich sollen die Arbeiter ihre „Kommunikationsbedürfnisse“ nicht zu weit treiben (deshalb werden sie geplant), aber sie müssen auch ihr Ungenügen an der bestehenden Produktivität, ihre Verbesserungsvorschläge artikulieren können. So etwas nennt man technokratische Reform!

Ähnlich verfährt man mit der ‚Trivialliteratur‘: „die bis in die jüngste Zeit gänzlich verachtete und vernachlässigte Trivialliteratur eröffnet mit ihren Formen und Formeln der Literaturwissenschaft Möglichkeiten, die die ‚hohe‘ Dichtung ihr verweigert. Der Detektivroman etwa, hochformalisiert, an klare Kompositionsschemata und strenge Regeln gebunden und somit relativ leicht quantifizierbar (!), bietet der Gattungspoetik dankbarere — weil lösbarere — Aufgaben als Grabbes Dramen.“⁴²

Der Kapitalismus ist ein Allesfresser. Was immer ihm eine „ideologiefreie, unparteiliche Wissenschaft“ vorsetzt, vermag er nicht nur zu verdauen, er stärkt sich auch daran. Ungenießbar ist für ihn nur eines: eine marxistische Wissenschaft, die materialistisch ist und parteilich ausgeht vom Standpunkt, von den Interessen und Bedürfnissen des Proletariats, der einzigen Klasse, die für die Erreichung ihrer Ziele unbeschränkter Erkenntnis bedarf, deren Klasseninteresse kein besonderes, sondern das allgemeine ist. Deshalb gibt es für die Germanistik eine produktive Perspektive auch nur dort, wo die Macht der Arbeiterklasse die Durchsetzung ihres Interesses an einem realen Humanismus sichert: im Sozialismus.

Die „Rolle der literaturwissenschaftlichen Germanistik im Rahmen der Kulturrevolution“⁴³

Hier kommt es endlich zur Auflösung der verdinglichten ‚Fachgebiete‘, deren jedes seine eigene ‚Sache‘ wissenschaftlich mumifiziert, in einem materialistischen Gesamtsystem von Kultur, das wiederum im Rahmen der „Wechselwirkung technischer und kultureller Revolution“⁴⁴ gesehen und praktiziert wird. „Gegen-

stand der sozialistischen Literaturwissenschaft ist nicht allein die deutsche Dichtung in Vergangenheit und Gegenwart, sondern die Literaturgesellschaft als Ganzes, nicht das ‚sprachliche Kunstwerk‘ an sich, sondern der gesamte Komplex dessen, was Literatur im Rahmen der Gesellschaft bedeutet.“⁴⁵ Dafür „ist es nötig, das Kulturniveau als Entwicklungsgrad der menschlichen Herrschaft über objektive Prozesse der Natur sowie der Gesellschaft, die für die Realisierung menschlichen Lebenssinns in der modernen Epoche wesentlich sind, zu verstehen.“⁴⁶

Hier geht die ehemalige Germanistik auf in der Einheit von Entwicklung der praktischen Beherrschung von Natur und Gesellschaft mit der Veränderung, Entfaltung des Menschen in dieser Praxis. Damit ergeben sich auch neue Möglichkeiten für eine umfassende materialistische Ästhetik menschlicher Praxis. „Allein der Mensch vermag die inneren Gesetzmäßigkeiten aller ihn umgebenden Gegenstände und Erscheinungen zu erkennen und seinem zweckgerichteten Einwirken auf die Umwelt zugrunde zu legen — und indem er optimal die Übereinstimmung zwischen dem ‚inhärenten Maß‘ des Gegenstandes und den menschlichen Zwecken herzustellen weiß, formiert er auch nach den ‚Gesetzen der Schönheit‘ (Marx). Diese Übereinstimmung kann prinzipiell in jeder praktischen Tätigkeit hergestellt werden, und ihr Entwicklungsgrad, das heißt die Qualität dieser Übereinstimmung, macht die Kultiviertheit dieser Tätigkeit aus. Vollendet in ihrer Art, bildet sie eine objektive Quelle der ästhetischen Emotion. Denn die vollendete harmonische Übereinstimmung von Beherrschung objektiver Gesetze und sinnvollem Ordnen entsprechend der menschlichen Zwecksetzung ist *ein* objektiv-realer Gegenstand unserer ästhetischen Wahrnehmung. Im Erlebnis dieser Übereinstimmung wird sich der Mensch seiner Schöpferkraft und seiner Freiheit bewußt, fühlt er sich als Mensch bestätigt, erkennt er die Entäußerung seiner Wesenskräfte im Produkt als *sein* Werk, das ihm nicht als fremd, sondern als Zeugnis seiner Kultur (der gesellschaftlichen und auch der persönlichen) erscheint.“⁴⁷

Umrisse einer solchen Ästhetik als „Wissenschaft von dem Wirken der Gesetze der Schönheit bei der Gestaltung der Welt durch den Menschen“⁴⁸ gibt Wilhelm Girnus in seinem Essay „Zukunftslinien“. Er schlägt vor: „Schön‘ wäre also das gemäße sprachliche Bewertungssymbol für alles, was in einer jeweils konkreten Konstellation der historischen Umstände eine positive Bedeutung für die Verwirklichung des Menschen als Subjekt erlangt, was — immer hic et nunc! — die Steigerung seiner Subjektpotzen vermittelt, verspricht, ahnen läßt.“⁴⁹ Kriterium ist allein der Beitrag zur „Steigerung des menschlichen Lebensprozesses.“⁵⁰ Dazu gehört „vor allem . . . in allen Lebensbereichen — gesellschaftlich und persönlich — hemmungslose Freisetzung aller im Schoße der menschlichen Natur und Gesellschaft schlummernden produktiven Vermögen, ständige, ebenso hemmungslose Ausweitung ihres Wirkungsradius. Denn das Höchste, wozu der Mensch zu gelangen vermag, ist wahrscheinlich doch das freie Spiel seiner schöpfe-

rischen Kräfte und deren Verewigung im Universum — als Verewigung des menschlichen Subjekts im objektiven Sein.“⁵¹

Germanistik im Klassenkampf

Für die gegenwärtigen Auseinandersetzungen mit der formierten Germanistik der BRD geben allerdings diese Perspektiven des Sozialismus nicht viel mehr her als eine allgemeine Zielstellung, deren Verankerung als reale Utopie in der Wirklichkeit der sich entfaltenden sozialistischen Gesellschaften und eine Erkenntnis, die als Richtschnur auch des auf der Tagesordnung stehenden Kampfes um eine demokratische Germanistik unverzichtbar ist: *Keine Forderung wird zu realen Veränderungen führen, wenn sie nicht in Inhalt und Durchführung mit der Arbeiterbewegung verbunden ist.*

Denn die Konsequenz aus der Einsicht in das ‚existenzielle‘ Interesse des Monopolkapitals an seinem Manipulationssystem und in die — fast! — totale Assimilationsfähigkeit des Kapitalismus ist: Wer sich nicht mit der Kraft verbindet, die infolge ihrer Stellung im System der materiellen Produktion zum Kampf gegen die Macht des Kapitals gezwungen wird, den Machtfaktor darstellt, der allein diesen Kampf erfolgreich führen kann, die schließlich die reale Basis der neuen, sozialistischen Gesellschaft bildet und damit dem Kampf die revolutionäre Perspektive gibt — wer sich nicht mit der Arbeiterklasse verbindet, bleibt bestenfalls im hilflosen Protest. „Die Auseinandersetzungen um Weg und Ziel der Hochschulreform sind Ausdruck der gegensätzlichen Klasseninteressen. Der Kampf um eine demokratische Hochschule ist Klassenkampf. Die demokratische Reform des Bildungswesens und der Hochschulen kann nur in dem Maße vorankommen, wie sie Zug um Zug dem Monopolkapital abgerungen wird. Dieser Kampf muß als Teil der gesamten Bewegung der Arbeiterklasse und ihrer Verbündeten zur Veränderung der Kräfteverhältnisse, für die demokratische Erneuerung von Staat und Gesellschaft begriffen und praktiziert werden.“⁵² Das heißt aber: Nicht irgendeine ‚Revolutionierung der Germanistik‘ ist der Hebel zur Veränderung dieser Gesellschaft. Andererseits sollte keine Position freiwillig dem totalen Herrschaftsanspruch der Monopole ausgeliefert werden. „Die Germanistik ist eine Front, die man nicht leichtfertig aufgeben sollte.“⁵³ Dabei gewinnen die kleinsten Forderungen und Schritte in Verbindung mit der umfassenden Strategie der Entlarvung und Einschränkung der Macht der Monopole Relevanz, bilden Bewußtsein und schaffen Positionen, von denen aus sich die demokratischen Interessen besser vertreten lassen. Demokratisch sind die Interessen der arbeitenden Mehrheit der Bevölkerung, die der Millionen, nicht aber die der Milliarden. „Durch immer fortgesetzte, nie aufhörende Vorschläge zur besseren Verwendung der Apparate im Interesse der Allgemeinheit haben wir die gesellschaftliche Basis dieser Apparate zu erschüttern, ihre Verwendung im Interesse der wenigen zu diskutieren.“⁵⁴

Alternativen

Es kann nicht darum gehen, ein ‚Modell einer demokratischen Germanistik‘ zu entwickeln, das dann als Zeugnis des demokratischen Kampfes in den Vitrinen sozialistischer Museen landet; vielmehr kommt es darauf an, die aktuellen und perspektivischen, artikulierten und noch unbewussten demokratischen Interessen der arbeitenden Bevölkerung an einer Germanistik umzusetzen in Forderungen, Aktionsziele, Kampagnen, praktische Arbeit von einzelnen und Kollektiven, vor allem aber gemeinsame Aktionen über den Universitätsbereich hinaus. Während man einerseits die Möglichkeit institutioneller Absicherung von Mitbestimmungs- und Kontrollpositionen nutzen sollte, wird für die nächste Zeit doch die Initiierung von Aktivitäten außerhalb der und gegen die etablierten Institutionen die größte Bedeutung haben. Perspektivisches Ziel ist aber die Änderung der herrschenden Lehr- und Forschungspraxis im Sinne der Institutionalisierung dieser Forderungen, die erst dann für die große Mehrheit der Studenten Möglichkeit werden, wenn sie nicht mehr *neben* dem Brotstudium stehen. Dabei ist nochmals grundsätzlich zu sagen: jede isolierte Forderung wie auch ihre Gesamtheit ist unwirksam, wenn sie nicht inhaltlich gefüllt wird, entsprechend den allgemeinen und konkreten Interessen der demokratischen und sozialistischen Bewegung.

Die einzelnen Vorschläge schließen sich inhaltlich zusammen zu folgenden, wiederum voneinander abhängigen Komplexen.

Bekämpfung reaktionärer Tendenzen in Forschung und Lehre

Vordringlich ist die Entlarvung und Bekämpfung antidemokratischer und faschistischer Lehrmeinungen. Viele Fachbibliotheken enthalten weiterhin mehr oder minder eindeutig faschistische Arbeiten: sie gilt es zu entfernen. Darüber hinaus steht auf der Tagesordnung der Kampf gegen kriegshetzerische und neofaschistische Kultur und Literatur in allen ihren Formen.

Eine ausführliche wissenschaftliche Beschäftigung mit der Geschichte der Germanistik und den politisch-praktischen Implikaten ihrer methodischen Grundfesten wäre die Voraussetzung für eine Untersuchung der gesellschaftlichen Wirkungen der Germanistik heute. Eine solche Analyse müßte die Literaturindustrie, Literatur als Ware, die Funktion der Massenliteratur ebenso einbeziehen wie die staatliche Kulturpolitik, auch als Mittel ideologischer Kriegsführung und kultureller Kolonialisierung. Nicht zuletzt müßte sie die Auftragsforschung auf dem kulturellen Sektor aufdecken, Mißbrauch und Ausbeutung der Arbeit von Studenten und Assistenten bekämpfen helfen.

Solche Analysen sind nur möglich und sinnvoll, wenn sie verbunden werden mit der Entwicklung von Gegenvorstellungen und den Weg zur Herstellung dieser neuen Realitäten weisen. Dies ist nicht möglich ohne die Bekämpfung des Antikommunismus in der Literaturwissenschaft und im Kulturbetrieb, der die inne-

ren Widersprüche nach außen mobilisieren soll, die Opposition spaltet und so jede fortschrittliche Initiative hemmt.

Zugleich gilt es in der arbeitenden Volksmehrheit Orientierungspunkt und Zielgruppe jeder demokratischen Alternative zu erkennen.

Ansatzpunkt für Gegenvorstellungen ist die Kritik des offiziellen Literaturkanons, die Erforschung und Einbeziehung der Tradition politischer, progressiver, demokratischer und sozialistischer Werke. Dabei müssen Grundpositionen, Methoden, Wertkriterien einer inhaltlich demokratisch engagierten, gesellschaftswissenschaftlich vorgehenden Germanistik entwickelt werden.

Schon heute aktuell ist die Forderung nach Beschäftigung mit der authentischen marxistischen Literaturwissenschaft, das heißt: die Forderung nach Lehrstühlen für Marxisten (nicht Marxologen!), zumindest Lehraufträgen und Gastdozenturen.

Wesentlicher Bestandteil einer solchen Alternativkonzeption wäre entsprechend den Bedürfnissen der demokratischen Bewegung die

Wissenschaftliche Entlarvung der staatsmonopolistischen Manipulation

Unter Vernachlässigung bestehender beschränkter Fachgrenzen müßte die gesamte Kulturindustrie untersucht werden, ihre Apparate, Eigentums- und Machtverhältnisse, vor allem aber die übermittelten ‚Botschaften‘. Dies setzt eine Weiterentwicklung sowohl ideologiekritischer Methoden wie auch der allgemeinen Zeichentheorie voraus. Auch die sprachwissenschaftliche Beschäftigung mit der Gegenwartssprache, vor allem mit ihrer Benutzung für politische Manipulation und Konsumzwang, gehört hierher. Solche Untersuchungen müßten nicht nur die Wirkungen der Massenmedien und der Massenliteratur, von Schlagnern, populären Theateraufführungen und Bundeswehrbibliotheken⁵⁵ erfassen, sondern auch bisher noch stärker vernachlässigte Gebiete wie etwa die Kinder- und Jugendliteratur. Sie dürften nicht nur analysieren und am Maßstab der demokratischen Volksinteressen wertend messen, sie müßten nach ihren Möglichkeiten beitragen zum praktischen Kampf gegen die Manipulation und zur theoretischen Fundierung demokratischer Gegenpraxis, die auf Teilgebieten jetzt schon möglich ist.

Kampf um eine demokratische Reform der Berufsausbildung

Studium, auch das der Germanistik, ist Berufsausbildung — gute oder schlechte, fachidiotische oder demokratisch orientierte. So kommt es nicht nur darauf an, die Germanistik durch andere Methoden und Objekte ihrer wissenschaftlichen Untersuchungen zu verändern, diese müssen auch immer bezogen sein auf die Bewältigung der Aufgaben und Probleme sowie auf die Nutzung der Möglichkeiten, die die spätere *Berufspraxis* eines Germanistik-Studenten enthält. Die Laufbahn, die von 80 Prozent eingeschlagen wird, ist die des Deutschlehrers. Vordringlich ist also eine Untersuchung der Wirkungen des Deutschunterrichts,

der Lehrpläne, -mittel und -methoden und ein Darlegen der Stellung des Lehrers als der eines wissenschaftlich qualifizierten abhängigen Arbeiters mit Interessen parallel zu und identisch mit denen der anderen Gruppen der Arbeiterklasse. Konsequenz wäre die Organisierung in der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft (GEW) im DGB.

Auf der Basis solcher Untersuchungen müßten in der Zusammenarbeit von Schülern, Studenten, Referendaren, Lehrern, Elternverbänden und Gewerkschaften Gegenmodelle zum herrschenden Deutschunterricht und zum ‚Zurechtrichten‘ der Referendare in ihrer Ausbildung erarbeitet und ihre Durchsetzung organisiert erkämpft werden. Vor allem aber müßten sie zurückwirken auf die Veränderung des Studiums, seine nicht-affirmative Hinwendung zur Berufspraxis nicht nur der Lehrer. Dazu müßten Praktiker und kollektive Praktika in den Lehrbetrieb einbezogen, vor allem aber neue Berufsbilder für Lehrer, Journalisten, Literaturkritiker, Lektoren usw. entwickelt werden, zusammen mit Praktikern und gesellschaftlichen Organisationen wie den Gewerkschaften. Dies müßte sich niederschlagen in einer entsprechenden inhaltlichen Veränderung der Studienpläne und Prüfungen, vor allem der Staatsprüfungen. Gerade auf diese inhaltliche Veränderung, die ein späteres Wirken im Interesse der arbeitenden Bevölkerung vorbereitet, kommt es an.

Inhaltliche Veränderungen des Studiums sind aber nur zu erreichen und zu sichern von Macht- und Entscheidungspositionen aus. Daraus folgt auch für die Germanistischen Institute die Forderung nach gleichberechtigter Mitbestimmung von Studenten und Assistenten in allen Fragen. Um die neue demokratische Orientierung zu erarbeiten, wären gesellschaftliche Räte zur Beratung mit organisierten Praktikern und Arbeitern sinnvoll, zunächst informell als Kampforgane gegen das etablierte System.

Schließlich müßte eine kollektive Vorbereitung auf ein organisiertes demokratisches Wirken in den Apparaten von Kulturindustrie und Massenmedien geleistet werden, zusammen mit allen dort Arbeitenden (Vereinigung der Literaturproduzenten, IG Druck und Papier). Erstes Ziel solcher Zusammenarbeit ist die Entwicklung, Propagierung und Durchsetzung von Mitbestimmungskonzeptionen für Kulturindustrie und Massenmedien.

Germanistik im Dienste der Arbeiterbewegung

Alle diese und ähnliche Vorschläge können — meist mittelbar — die Bemühungen der demokratischen Kräfte um einen größeren Einfluß der Volksinteressen auf kulturellem Gebiet stärken. Hierzu gehört auch die notwendige theoretische Fundierung der noch in den Anfängen stehenden antimonopolistisch-demokratischen Kunst in all ihren Genres ebenso wie die Entwicklung geeigneter Vermittlungsformen, um die Massen zu erreichen.

Diese Bemühungen gewinnen eine neue Qualität in dem Maße, wie sie die Arbeiterklasse ansprechen, vor allem aber: wie die Arbeiterbewegung sie selbst

in die Hand nimmt als ihr Interesse. Schon bei oberflächlicher Betrachtung ist ersichtlich, daß die Forderungen und Alternativen der westdeutschen Arbeiterbewegung fast ausschließlich auf ökonomischem, sozialem und politischem Gebiet artikuliert werden. Auf dem kulturellen Sektor hat sie den Herrschenden praktisch keine Alternativen entgegenzusetzen. Eine der Hauptaufgaben besteht also darin, die Organisationen der Arbeiterklasse, und als ihre mitgliedermäßig und ökonomisch stärkste in erster Linie die Gewerkschaften, als Auftraggeber für wissenschaftliche Untersuchungen im Arbeiterinteresse zu gewinnen. Auf der Basis solcher Analysen initiierte Aktionen dieser Kräfte könnten reale Veränderungen zuungunsten der jetzt die Massenmedien und die Kulturindustrie unbeschränkt beherrschenden Monopole erkämpfen. Weiterhin müßte die Kraft dieser Organisationen eingesetzt werden für die Unterstützung und Weiterentwicklung der Ansätze, durch die verschiedensten Mittel Elemente demokratischer und sozialistischer Kultur unter Arbeitern wirksam werden zu lassen (eigenes Verlagswesen, Theater im Betrieb, eigene gezielte Aufträge usw.). Nicht die unwichtigste Aufgabe ist schließlich die Verbesserung und Erweiterung künstlerischer Kampfformen der Arbeiterbewegung: Straßentheater, Agitprop, Arbeiterlieder, Revuen etc. In dem Maße, wie hier mit den vielfältigsten Mitteln, Inhalten und Formen eine lebendige Kultur in Verbindung mit dem Kampf der Arbeiterklasse entsteht, wird die gesamte demokratische und sozialistische Bewegung gegen die Monopole gestärkt werden.

In diesem Prozeß, in Diskussionen und Aktionen wird eine demokratische Germanistik sich entwickeln als Theorie und Praxis der Wissenschaft von deutscher Sprache und deutschen Texten und deren Rolle in der Gesellschaft, orientiert an den demokratischen Volksinteressen:

Widerstand gegen den Kulturterror des Monopolkapitals

Breite Vermittlung der humanistischen Kulturtradition

Unterstützung der Entwicklung einer volksverbundenen, die produktive Entfaltung des Einzelnen und der Gesellschaft fördernden Massenkultur mit dem Ziel der „Literaturgesellschaft“

Was wären nun die Auswirkungen einer solchen Bewegung? Möglich wäre die Vermittlung von Haltungen und Kenntnissen für die spätere massenwirksame Berufsausübung der Studierenden, und damit die Stärkung der demokratischen und sozialistischen Bewegung auch vom kulturellen Sektor her. Zu erreichen wären Überwindung der Fachidiotie und ein Bewußtsein der Gesellschaftlichkeit aller Fakten bei den Fachwissenschaftlern, eine Konkretisierung humanistischer Ansprüche auf die gegenwärtige Gesellschaft, ein Beitrag zur Vermittlung des fortschrittlichen Kulturerbes nicht nur an Privilegierte und zur Schaffung einer demokratischen Öffentlichkeit, die die Tradition und das Bewußtsein der arbeitenden Menschen dem Zugriff der Monopole entzieht, die Arbeiterbewegung stärkt für den Klassenkampf um Demokratie und Sozialismus, für die Befreiung des Menschen und Entfaltung seiner Produktivität.

- ¹ W. I. Lenin: *Um Brot und Frieden*, S. 387; in: *Werke*, Bd. 26, S. 387 f
- ² „*Politiserte Wissenschaft*“, S. 34; in: *Kritische Universität der Studenten, Arbeiter und Schüler* (Berlin) — Programm und Verzeichnis der Studienveranstaltungen im Wintersemester 1967/68, S. 31 bis 34. Der aufklärerische Impetus wird vor allem in der Orientierung auf eine losgelöste „*Vernunft*“ als entscheidenden Maßstab deutlich.
- ³ Nr. 31/1969
- ⁴ Hrsgg. von Jürgen Kolbe, Reihe Hanser 29, München 1969
- ⁵ Vgl. die offiziellen Referate, die gesammelt vorliegen unter dem Titel „*Nationalismus in Germanistik und Dichtung*“, hrsgg. von Benno von Wiese und Rudolf Henß; Berlin 1967
- ⁶ Walter Ulbricht: *Die Bedeutung des Werkes „Das Kapital“ von Karl Marx für die Schaffung des entwickelten gesellschaftlichen Systems des Sozialismus in der DDR und den Kampf gegen das staatsmonopolistische Herrschaftssystem in Westdeutschland*; Berlin 1967, S. 45
- ⁷ Autorenkollektiv: *Manipulation — Die staatsmonopolistische Bewußtseinsindustrie*; Berlin 1968, S. 25
- ⁸ „*Die Absperrung des Universums der Rede*“; *Soziologische Texte* 40, Neuwied/Berlin 1968, S. 103 bis 138
- ⁹ Zahlen nach: Klaus Ziermann, *Romane vom Fließband — Die imperialistische Massenliteratur in Westdeutschland*; Berlin 1969, S. 161. „Nur wenn wir unter Kultur nichts verstehen als das, was uns umgibt, können wir meinen, von Kultur umgeben zu sein.“ Bertolt Brecht, *Schriften zur Literatur und Kunst*, Berlin/Weimar 1966, Bd. II, S. 252
- ¹⁰ Karl Marx: *Grundrisse der Kritik der Politischen Ökonomie*; Berlin 1953, S. 592 f
- ¹¹ ebenda, S. 593
- ¹² ebenda, S. 599
- ¹³ Bertolt Brecht, a. a. O. S. 356
- ¹⁴ „*Die Aufgaben des Kampfes gegen den Imperialismus in der gegenwärtigen Etappe und die Aktionsgemeinschaft der Kommunistischen und Arbeiterparteien, aller antiimperialistischen Kräfte*“ — Moskauer Erklärung der kommunistischen und Arbeiterparteien 1969; Sonderdruck aus: *Marxistische Blätter* 4/1969, S. 9
- ¹⁵ W. I. Lenin: *Der Imperialismus und die Spaltung des Sozialismus*; *Werke*, Bd. 23, S. 102 bis 118; zitiert nach: *Studienmaterial für das marxistisch-leninistische Grundlagenstudium I*, Berlin 1968; S. 235
- ¹⁶ Deutsche Ansprache, S. 878; in: *Gesammelte Werke*, Frankfurt, Bd. XII, S. 870 bis 890
- ¹⁷ Vgl. dazu: Oskar Neumann: *Deutscher Imperialismus — noch aktuell?* kürbiskern 1/1970, S. 135 bis 152
- ¹⁸ Vgl. dazu: Wilfried von Bredow: *Zwischen Kitsch und Krise*, kürbiskern 1/1970, S. 90 bis 114; vor allem S. 105 bis 107 über das neue Filmförderungsgesetz
- ¹⁹ a Vgl. Erna Heckel: *Kultur und Expansion*; Berlin 1968
- ²⁰ Vgl. dazu: *An die Schriftstellerverbände der Rumänischen und Jugoslawischen Volksrepubliken*, kürbiskern 3/1969, S. 566 bis 570
- ²¹ Vgl. Hans Peter Hohn: *Schutzmarke Goethe*, kürbiskern 2/1968, S. 308 bis 320
- ²² Vgl. Ernst Loewy: *Literatur unterm Hakenkreuz*, Fischer Bücherei 1042, Frankfurt 1969, S. 277 f
- ²³ Vgl. für die Entwicklungstendenz den Bundesbericht *Forschung III*, *Bundestagsdrucksache V/4335*, S. 245
- ²⁴ Empfehlungen des Wissenschaftsrates zum Ausbau der wissenschaftlichen Hochschulen bis 1970, Tübingen 1967, S. 91 bis 94
- ²⁵ Darauf kann hier nicht ausführlich eingegangen werden; vgl.: Georg Lukács, *Die Zerstörung der Vernunft*, Berlin 1954; Wolfgang Heise, *Aufbruch in die Illusion*, Berlin 1964; Dieter Ulle, *Technik und Kultur im Imperialismus*, Berlin 1968
- ²⁶ Karl Marx / Friedrich Engels: *Manifest der Kommunistischen Partei*; MEW, Bd. 4, S. 477
- ²⁷ Walter Benjamin: *Literaturgeschichte und Literaturwissenschaft*, in: *Angelus Novus — Ausgewählte Schriften* 2, Frankfurt 1966, S. 454
- ²⁸ „*Man sagt auch, der oder jener Dichter hat Schlimmes erlebt, aber sein Leiden hat einen schönen Ausdruck gefunden, insofern kann man sich bei seinen Leiden bedanken, die haben etwas zuwege gebracht, sie haben ihn gut ausgedrückt. Als er sie formuliert, hat er seine Leiden verwertet, sie wohl auch zum Teil gemildert. Die Leiden sind gegangen, die Gedichte sind geblieben, sagt man pfiffig und reibt sich die Hände. Aber wie, wenn die Leiden nicht vergangen sind? Wenn sie ebenfalls geblieben sind, wenn nicht für den Mann, der gesungen hat, so doch für die, welche nicht singen können? Aber dann gibt es noch andere Gedichte, die etwa einen Regentag schildern oder ein Tulpenfeld, und sie lesend oder hörend verfällt man in die Stimmung, welche durch Regentage oder Tulpenfelder hervorgerufen wird, das heißt, selbst wenn man Regentage und Tulpenfelder ohne Stimmung betrachtet, gerät man durch die Gedichte in diese Stimmungen. Damit ist man aber ein besserer Mensch geworden, ein genügsamigerer, feiner empfindender Mensch, und dies wird sich wohl irgendwie und irgendwann und irgendwo zeigen.*“ (Bertolt Brecht, *Die Lyrik als Ausdruck*, a. a. O. Bd. I, S. 77 f)
- ²⁹ Karl Marx, *Philosophisch-ökonomische Manuskripte*, S. 538; in: *MEW*, Ergänzungsband I, Berlin 1968, S. 465 bis 567
- ³⁰ Emil Staiger: *Die Kunst der Interpretation*; Zürich 1963, S. 12
- ³¹ Carl Otto Conrady: *Einführung in die Neuere deutsche Literaturwissenschaft*; rowohls deutsche enzyklopädie 252/53, 1967, S. 31
- ³² ebenda, S. 32 f
- ³³ Vgl. die Interviews mit solchen Piloten in: Heynowski/Scheumann: *Piloten im Pyjama*; Berlin 1967

- ³⁴ Entsprechende Äußerungen bei Ziermann, a. a. O. S. 25 bis 33
- ³⁵ Wolfgang Kayser: *Das Sprachliche Kunstwerk — Eine Einführung in die Literaturwissenschaft*; Bern/München 10(!)1964, S. 381 f
- ³⁶ Arbeitsbericht vom KU-Seminar 23/4; in: *Germanistik-Studium*, herausgegeben von der Institutsvertretung des Germanistischen Seminars der FU Berlin; 5/1967, S. 7
- ³⁷ Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit; edition suhrkamp 28, Frankfurt 1963, S. 42
- ³⁸ Michel Foucault: „*Das am meisten belastende Erbe, das uns aus dem 19. Jahrhundert zufällt — und es ist höchste Zeit, uns dessen zu entledigen* —, ist der Humanismus . . .“ (zitiert nach „*alternative*“ 54, „*Strukturalismusdiskussion*“, Berlin 1967, S. 93)
- ³⁹ Lämmert will an der sozialistischen Literaturwissenschaft „*die besonderen faschistoiden Züge des DDR-Kommunismus*“ aufdecken; in: *Germanistik — eine deutsche Wissenschaft*; edition suhrkamp 204, Frankfurt 1967, S. 33 f
- ⁴⁰ Paul-Gerhard Völker: *Die inhumane Praxis einer bürgerlichen Wissenschaft — Zur Methodengeschichte der Germanistik*, S. 439; in: *Das Argument* 49, 1968, S. 431 bis 454
- ⁴¹ Conrady, a. a. O. S. 34
- ⁴² Peter von Polenz: *Gibt es eine germanistische Linguistik?* S. 166, 167; in: *Ansichten einer künftigen Germanistik*, a. a. O. S. 153 bis 171
- ⁴³ Herbert Singer: *Literatur, Wissenschaft, Bildung*, S. 53; ebenda, S. 45 bis 59
- ⁴⁴ Aktuelle Aufgaben der Germanistik nach dem XXII. Parteitag der KPdSU und dem 14. Plenum des ZK der SED; zitiert nach Conrady, Dokumentenanhang, a. a. O., S. 227
- ⁴⁵ So der Titel des Protokolls der gleichnamigen Kulturtheoretischen Konferenz; Berlin 1966
- ⁴⁶ Aktuelle Aufgaben . . .; a. a. O., S. 226
- ⁴⁷ Wechselwirkung . . .; a. a. O., S. 7
- ⁴⁸ ebenda, S. 19 f
- ⁴⁹ Wilhelm Girnus: *Zukunftslinien*; in: *Sinn und Form* 2, 1968, S. 440
- ⁵⁰ ebenda, S. 442
- ⁵¹ ebenda, Nr. 3, 1968, S. 703
- ⁵² ebenda, S. 707
- ⁵³ „*Für die demokratische Hochschule — Die DKP zur Hochschulreform*“; Düsseldorf o. J. (1969), S. 16
- ⁵⁴ Hans-Wolf-Jäger: *Gesellschaftskritische Aspekte der Germanistik*, S. 71; in: *Ansichten . . .*, a. a. O., S. 60 bis 71
- ⁵⁵ Bertolt Brecht, *Der Rundfunk als Kommunikationsapparat*; a. a. O., Bd. I, S. 146
- ⁵⁶ Vgl. dazu Heinz Brüdigam: *Militarismus und Nationalismus*, kürbiskern 1/1970, S. 115 bis 126; über die Truppenbibliotheken, S. 115 bis 119

Michael Buselmeier
Die Funktion des Theaters im Spätkapitalismus

Das kapitalistische Gesellschaftssystem ist ein System von Zwängen. Zwang äußert sich im Elternhaus, in Kindergarten und Schule, wo junge Menschen planvoll zur Unterordnung erzogen werden. Zwang setzt sich fort in Beruf und Ehe, in den Produktionsmethoden und den Praktiken der Bewußtseinsindustrie. Die Vereinzelung und die psychische Verkrüppelung der Individuen wird von sämtlichen Institutionen dieser Gesellschaft regelmäßig betrieben. Das Theater nun, statt die verinnerlichten Zwänge ins Bewußtsein zu rufen und deren Ursachen zu bekämpfen, reproduziert sie. Das beweist schon die hierarchische Struktur des Theaters, welche die Mehrheit der in ihm Arbeitenden zur Duckmäuselei verurteilt. Die autoritäre Befehlspyramide mit ihren sorgfältig abgestuften Ständen kennzeichnet das Theater als feudalistischen Herrschaftsapparat, der eine spezifische Funktion innerhalb der bestehenden Gesellschaft zu erfüllen hat.

Geldgeber. Die Theater in der Bundesrepublik werden zum großen Teil aus öffentlichen Geldern finanziert. Die Subventionen, die Bund, Länder und Gemeinden geben, betragen jährlich mehr als 400 Millionen Mark und decken über 70 Prozent der Kosten. Im Etat jedes Theaters sind sowohl die Einnahmen als auch die Ausgaben festgesetzt; unter den Einnahmen erscheinen die fixierten Subventionen und die fixierten Kasseneinnahmen. Diese müssen unbedingt erreicht werden. Die Abhängigkeit des Theaters wird also vom Diktat der Erfüllung eines Einnahmesolls bestimmt. Dieses Diktat zwingt den Apparat zu permanenter Produktion. Das sieht so aus, daß Probenzeiten und Premierentermine nicht nach den Bedürfnissen der Produzenten und Rezipienten festgelegt werden, sondern nach den Mechanismen der Abonnementsysteme, die bewußtlos rotieren. Die Mitglieder der Besucherorganisationen müssen Aufführungen im Dutzend akzeptieren. Die Laufzeit einer Aufführung bestimmt sich danach, wann die organisierten Zuschauer durch sind.

Der Geldgeber erwartet von der Theaterleitung, daß sie die Besucher mit solchen Kunstprodukten beliefert, die seinen ökonomischen und politischen Interessen entsprechen. Seine Forderung, die sich institutionell im Abonnementsystem manifestiert, läuft darauf hinaus, die Kulturvorstellungen der Bourgeoisie permanent zu reproduzieren. Solcher Forderung hat das bestehende Theater keine Alternative entgegenzustellen. So diktieren die Ansprüche der Machthaber Ar-

beits- und Denkweise des Theaters und seine äußere und innere Struktur. So- wohl die Repressionen, die vom Apparat ausgehen, der gefüttert werden will, als auch die unmittelbar politischen Repressionen der Subventionsgeber haben ihre Ursache in der ökonomischen Abhängigkeit des Theaters vom kapitalistischen Staat.

Intendant. Das System funktioniert, weil ein Einverständnis besteht zwischen den Ansprüchen der Herrschenden, die das Theater tragen, und denjenigen Personen, die das Theater leiten. Sofern es nötig ist, empfangen die Intendanten von übergeordneten Instanzen Anweisungen, die durchzusetzen sie bürokratische Macht haben. Aber immer häufiger werden zu Intendanten Technokraten gemacht, die eine „reibunglose Durchführung der Betriebsnotwendigkeiten“ garantieren. Die Gunst ihrer Vorgesetzten müssen sie sich durch politischen Opportunismus und durch Rationalisierung des Betriebs, also durch wirtschaftlichen Erfolg, erwerben und erhalten. Folglich haben sie einerseits immer ein schlechtes Gewissen und schwitzen andererseits vor Angst, ihr Vertrag könnte nicht verlängert werden. Intendanten sind abhängige Funktionäre, Abhängigkeit verbürgend im Apparat, den sie beherrschen. Sie nehmen Zwänge an und geben sie nach unten weiter. Von der Kulturbürokratie unterdrückt, fungieren sie selbst als Unterdrücker ihrer Ensembles.

Die Theater in der Bundesrepublik werden undemokratisch regiert. Der Intendant wird nicht vom Ensemble gewählt, sondern diesem von oben aufgezwungen. Das heutige Vertragsrecht stattet den Intendanten, der im Normalvertrag als Unternehmer bezeichnet wird, tatsächlich aber eher einem Manager vergleichbar ist, mit absoluten Vollmacht innerhalb des Betriebs aus: er bestimmt den Spielplan, er engagiert, er verlängert den Vertrag nicht. Ein Mitspracherecht des Ensembles gibt es nicht.

Daraus zu folgern, der Intendant müsse das zentrale Objekt einer Kritik am Theater sein, wäre leichtfertig. Zwar tritt er als unmittelbarer Herrschaftsträger gegenüber dem Ensemble auf, steht wirklicher Veränderung qua Position entgegen und muß daher bekämpft werden. Ursache aber ist ein Staat, der die Gesellschaft nach den Interessen der Profitmaximierung organisiert. Nicht bloß die Kunstverwalter (angepaßte und ich-schwache Individuen) müssen Gegenstand von Angriffen sein, sondern vor allem das ökonomische Prinzip, das diese mächtigen Herren zu ohnmächtigen Vollzugsbeamten degradiert. Solange die Verteilung der Produktionsmittel in der Gesellschaft von oben nach unten gestaffelt ist, dürfte die wirtschaftliche Verantwortung und damit die Herrschaft beim Intendanten personalisiert bleiben.

Regisseur. Was die einzelne Inszenierung betrifft, so ist die Macht beim Regisseur konzentriert. Die Schauspieler sind gezwungen, sich vom Regisseur zur Realisierung seiner Einfälle benutzen zu lassen und werden so auf inhumane Weise zu Materialien degradiert. Die Macht des Regisseurs ist institutionalisiert. Laut Normalvertrag kann er einen Schauspieler, der sich weigert, eine bestimmte Be-

wegung auszuführen, sofort umbesetzen bzw. kündigen lassen. Er verfügt also über ökonomische Druckmittel elementarer Art.

Ein gemeinsamer Arbeitsprozeß findet nicht statt. Der Schauspieler beschränkt seine Mitwirkung an einer Inszenierung auf das Ablaufen einstudierter Positionen, er führt Gänge, Gesten und Blicke aus, die er mit dem Regisseur zuvor vereinbart hat. Über den Gestus eines Satzes darf er noch mitreden, nicht aber über die Konzeption einer Inszenierung, von der aus sich der Gestus des Satzes erst richtig bestimmen ließe. So ist der Regisseur immer im Vorteil. Bevor die Proben beginnen, liegt die Konzeption des Stücks, das von Intendanz und Dramaturgie ausgewählt wurde, fest, ist das Bühnenbild im Modell fertig, haben die „Vorstände“ die Rollen verteilt, ohne daß dabei irgendein Schauspieler mitdiskutiert hätte. Die repressive Arbeitsteilung zwischen einigen wenigen, die die Konzeption bestimmen, und den vielen, die nur Teilbereiche überschauen und vermitteln dürfen, bildet den „Ursprung der geistigen Ausbeutung und Unterdrückung“ des Schauspielers (Gurreck/Johler/Sichtermann/Stein, in: „Theater heute“ 2/1969).

Indessen ist der Regisseur nicht bloß ein Unterdrücker, er ist auch unterdrückt: vom Apparat und von der Intendanz. Nicht nur die Schauspieler, auch Regisseure, Dramaturgen und Bühnenbilder leisten entfremdete Arbeit, auch sie sind Opfer der Produktionsverhältnisse am Theater. Der Mehr-Sparten-Stadttheaterbetrieb erlaubt nicht-entfremdete Arbeitsweisen gar nicht. Ein Staat, der sich einen solchen Betrieb leistet, konstituiert notwendig autoritäre Verhältnisse, eine geschickt arrangierende Regie, das blinde Durchpauken einer Konzeption. Angesichts der minimalen Probenzeiten können die Regisseure kaum wesentlich anders arbeiten als sie es gegenwärtig tun (daß sie es in ihrer Mehrheit auch nicht anders *wollen*, beweist, wie sehr sie das Zwangs- und Konkurrenzprinzip verinnerlicht haben). Das System entzieht dem Regisseur die Möglichkeit, eine Konzeption auf der Bühne in Diskussionen zu entwickeln, was allererst die Voraussetzung einer demokratischen und experimentierenden Praxis wäre, es verlangt Fertigfabrikate. Seine Forderung nach mittlerer Qualität muß in kürzester Zeit routiniert erfüllt werden. Aufführungen werden produziert wie Autos am Band. Jeder Arbeitende führt seine beschränkten Handgriffe aus, nur die Leitung überschaut das ganze. Je komplizierter der Apparat, desto bedeutungsloser wird die Tätigkeit des einzelnen Schauspielers und desto wichtiger die Position des Regisseurs, den der Apparat zwingt, in wenigen Wochen ein Ensemble präzis abzurichten, um das fertige Produkt zur fixierten Zeit einem verstummt konsumierenden Publikum vorsetzen zu können. Das dem kapitalistischen Wirtschafts- und Theatersystem immanente Leistungsprinzip bedingt die repressive Form der Regie. Die fortschreitende Arbeitsteilung im Theater verstärkt die Entfremdung der in ihm Arbeitenden und zieht notwendig Funktionshierarchien nach sich.

Auch der Regisseur ist ein vom Intendanten abhängiger Arbeitnehmer, wenn-

gleich er, wie alle Vorstände, über ein beschränktes Mitspracherecht verfügt. Seine Regieeinfälle werden von der Theaterleitung kontrolliert. Diese kann bis zur Generalprobe in Inszenierungen eingreifen, sie kann fertige Inszenierungen absetzen, wie es in letzter Zeit einigen Produktionen geschah, die das System tendenziell gefährdeten („Viet Nam Diskurs“ in München und Berlin, „Frauenvolksversammlung“ in Bremen). Die Ausübung der meist politischen Zensur und des Verbots ist nach oben hin bürokratisch abgesichert. Um ihre Verträge verlängert zu bekommen, fügen sich die Regisseure den direkten Zwängen der Feudalherren widerspruchslös, zumal ihnen ihr Rückgrat, falls sie je über eines verfügten, bereits in den Jahren ihrer Regieassistenz gründlich zerbrochen wurde. Als Sklaven des Systems bleibt ihnen nichts anderes übrig als dieses pausenlos zu reproduzieren, in der vagen Hoffnung, darin zu arrivieren.

Das System ist nun aber so beschaffen, daß nur der darin wirklich arriviert, der es rücksichtslos den eigenen Interessen unterwirft, der also punktuell die rotierenden Abonnements stört, der sich augenblicklich, als Künstler, gegen den Betrieb stemmt. Kortners extrem autoritäre Regiemethoden werden vom System selbst ermöglicht und sollen gleichzeitig dessen Existenz rechtfertigen. Indem Kortner die Macht, die er als Regisseur institutionell besitzt und die er durch vertraglich fixierte Sonderrechte und den eigenen Ruhm noch verstärkt, total ausübt, zwingt er dem Theaterapparat die Spitzenleistungen ab, die der Apparat benötigt, um weiterhin behaupten zu können, er sei noch recht vital. Das System fördert also die es punktuell verwirrende Ausnahme, um seine Regel zu perpetuieren. Dieselbe Alibifunktion erfüllt objektiv der linke Regisseur Peter Stein. Gleichzeitig aber benutzt Stein seine Prominenz dazu, den Intendanten demokratischere Arbeitsverhältnisse abzupressen und wirkt damit langfristig am Untergang des Systems. Doch kann auch er, zumal nur Gastregisseur, als Einzelner das Theater nicht ändern. Solange die Mehrheit der Theaterproduzenten, die Schauspieler, die zugleich die am deutlichsten Unterdrückten sind, den solidarischen Kampf gegen das sie entmündigende Theater- und Gesellschaftssystem zusammen mit den progressiven Regisseuren nicht aufnehmen, wird alles so bleiben, wie es ist.

Sicher ist es falsch, eine „Klassenkampfsituation zwischen Schauspieler und Regisseur“ zu konstruieren, wie Johler/Sichtermann es getan haben. Als Mittelschicht am Theater leiden Regisseure, Dramaturgen und Bühnenbildner unter der irrationalen Herrschaft der Intendanten und des Apparats und werden von beiden ausgebaut. Man darf allerdings nicht übersehen, daß das Interesse dieser Mittelschicht grundsätzlich nicht darauf gerichtet ist, ein herrschaftskritisches Theater zu installieren, sondern darauf, selber an der Herrschaft zu partizipieren. Folglich wäre es Illusion zu glauben, diese Gruppe würde sich mit den Schauspielern solidarisieren.

Schauspieler. Die Schauspieler müßten also die Struktur des Theaters ändern. Dazu sind sie gegenwärtig nicht in der Lage. Zwar leben sie dauernd in wirt-

schaftlicher Unsicherheit, doch macht sie das nicht politisch bewußt. Verkrüppelt von den herrschenden Institutionen, sind die Schauspieler zusammen mit der Mehrheit der Bevölkerung derzeit nicht fähig, kritisches Bewußtsein zu bilden, eigene Einfälle zu haben, Widerstand zu leisten. Das autoritäre Theatersystem unterdrückt originale Initiative am stärksten im Schauspieler, der nicht über die Produktionsmittel verfügt, sondern selber zu diesen zählt.

Im Wunsch des Jugendlichen, Schauspieler zu werden, ist ein unreflektierter Protest gegen die Normen der bürgerlichen Gesellschaft enthalten. Jede Form entfremdeter Arbeit wird negiert, die Zwangsmonogamie abgelehnt, vielfältige Kommunikation erstrebt. Gleichzeitig aber ist der Plan, zum Theater zu gehen, das Ergebnis einer Flucht in die Phantasie, angesichts einer Realität, deren Leistungsforderung der Schüler nicht gewachsen zu sein glaubt. Diese Flucht in die Kunst kommt einer Unterwerfung unter die herrschenden Normen gleich. Denn die soziale Wirklichkeit wird zwar direkt nicht akzeptiert, sie wird aber auch nicht bekämpft. Indem der Jugendliche in den nur scheinbar freien Bereich der Phantasie ausweicht, übersieht er außerdem, daß bei der Produktion von Kunst im Kapitalismus genauso rücksichtslos gekämpft wird wie in anderen Produktionszweigen.

Der Schüler, der mit positiven Erwartungen die Schauspielschule aufsucht, wird enttäuscht. Die Lehrer, die er antrifft, wurden im repressiven Theatersystem deformiert, und die Darstellungstechniken, die sie vermitteln, sind rational kaum faßbar. „Wie kaum irgendwo anders herrscht in der Schauspielausbildung ein wissenschaftsfeindlicher Irrationalismus vor, eine Neigung zu nicht-nachvollziehbaren Kriterien der Magie und Mystik, die ihre unsinnigsten Rationalisierungen finden in dilettantischen Adaptionen von Ideen des Zen-Buddhismus und des Yoga“ (Gurreck/Johler/Sichtermann).

Der Schauspielschüler wird in zwei bis drei Jahren zum marktgerechten Typ getrimmt. Die Ausbildung läuft auf einige effektvolle Vorsprechrollen hinaus, mit denen man die Einkäufer blenden zu können hofft. Die Realität der Schauspielschulen zwingt den Schüler zum Verzicht auf seine ursprünglichen Bedürfnisse und bestimmt ihn dazu, das Konkurrenzprinzip zu akzeptieren. Da das Angebot an Schauspielern groß und die Nachfrage gering ist, scheint ihm nichts anderes übrigzubleiben, als sich den kapitalistischen Marktgesetzen zu unterwerfen. Er bemüht sich, ein konkurrenzfähiger Markenartikel zu werden, er erkennt im Mitschüler den Rivalen, isoliert sich, pflegt seinen Typ. Die Ideologie des bürgerlichen Individualismus wird eingeübt und mit Freiheit fälschlich gleichgesetzt.

Nach der Abschlußprüfung steht der Schauspieler dem Markt zur Verfügung. Die Einkäufer (Intendant, Regisseur, Dramaturg) taxieren die Ware Schauspieler während des Vorsprechens, unter Ausschluß der Öffentlichkeit. Die erniedrigende Prozedur wird vom Mimen in masochistischer Weise akzeptiert. Mit unsinnigen Theaterphrasen („der Schauspieler verkauft nicht nur seinen

Körper, sondern auch seine Seele“) wird eine nüchterne Marktsituation zum Mythos stilisiert. Am Beispiel des Vorsprechens läßt sich der grundsätzliche Widerspruch zwischen der vom Schauspieler verlangten Freiheit des Auftretens und seiner objektiven Unfreiheit, seiner Abhängigkeit vom Markt zeigen. Das legitime Bedürfnis nach Selbstveröffentlichung wird jedoch nicht nur beim Vorsprechen pervertiert. An fast sämtlichen Theaterabenden leisten die Schauspieler entfremdete Arbeit. Von dirigierenden Regisseuren manipuliert, sind sie nicht besser daran als „Fabrikarbeiter, die an Bändern arbeiten, deren Tempo sie nicht bestimmen, Bewegungen ausführen, deren Zusammenhang sie nicht verstehen, und von Aufsehern beaufsichtigt, die sie nicht gewählt haben, Produkte herstellen, die ihnen nicht gehören und nicht Ausdruck ihrer Bedürfnisse sind“ (Peter Schneider in Kursbuch 16).

Angesichts dieser Situation ist es verständlich, daß sich der Schauspieler bemüht, ein Star zu werden, um aufgrund seines Marktwertes seine Vorgesetzten erpressen zu können. Star aber kann er nur werden, wenn er gegen seine Kollegen arbeitet und sie aussticht. Das System zwingt also den Schauspieler in die Vereinzelung und bestimmt ihn, den anderen nicht als Bedürfnis zu verstehen, sondern als Konkurrenten, gegen den sich das Haben definiert. Das Theater erweist sich somit als eine Institution, die sämtliche einst vom Schüler abgelehnten Normen reproduziert. Die bürgerliche Mystifizierung des Künstlers und besonders des Schauspielers täuscht diesen über seine totale Machtlosigkeit im Apparat und die Irrelevanz seiner Arbeit in der Gesellschaft hinweg.

Solange den meisten Schauspielern gesellschaftliches Bewußtsein fehlt, solange sie unmündig und irrational auf ihre Vorgesetzten fixiert sind, solange sie, wie kürzlich in Baden-Baden, die Forderung nach Mitbestimmung zur Freude ihres Intendanten selbst ablehnen, solange sie also die autoritäre Struktur von Theater und Gesellschaft akzeptieren, werden sie selber das Nachsehen haben. Sobald die Schauspieler aber anfangen, den demokratischen Anspruch des Theaters in diesem selbst zu realisieren, müssen die theatralischen Ordnungshüter zumindest kleine Reformen durchführen. Das Bedürfnis nach Selbstverwirklichung wurde vom Schauspieler unter dem Zwang des Systems zwar verdrängt, bleibt aber latent vorhanden und mobilisierbar.

Gegenwärtig äußern die Schauspieler ihren Groll über die eigene Ohnmacht vorsichtig flüsternd in Kantine und Garderobe; in jedem Kollegen vermuten sie einen Spitzel der Intendantanz. Auch gibt ihnen das System die Möglichkeit, empfangene Repression nach unten zu delegieren an diejenigen, die zwar ebenso unterdrückt, aber keine Künstler sind: Regieassistenten, Bühnentechniker, Angestellte, Maskenbildner. Jeder Schauspieler, selbst wenn er allabendlich bloß drei Sätze sagen darf, fühlt sich als Künstler über jeden Bühnenarbeiter weit erhaben. Das ist offizielle bürgerliche Ideologie (die freilich dem fortgeschrittenen Kapitalismus kaum mehr entspricht); mit ihrer Hilfe gelingt es, eine Solidarisierung zwischen jungen, politisch interessierten Arbeitern und zumindest den

kleinen Schauspielern zu verhindern, die im Gegensatz zu den Protagonisten schlecht bezahlt werden und alle zwei Jahre um die Verlängerung ihres Vertrages zittern müssen.

Die eigentlichen Theatermacher sind aber nicht bloß selber Waren, sie produzieren auch welche. Im Zeitalter rascher und massenhafter Verwertung werden Schauspieler nicht als Künstler im alten Sinn, sondern als Hersteller musischer Konsumartikel gebraucht. Theatermachen ist Arbeit primär unter dem Aspekt der Ware, die termingerecht abgeliefert werden muß. Die vom Schauspieler einst erstrebte Kategorie des freien Spiels erweist sich somit als idealistische Fiktion. Das, was er produziert, ist den Marktgesetzen unterworfen, die das Produkt auch inhaltlich und formal bestimmen. Die manipulative Leistung der Kulturindustrie, in die längst das Theater eingefügt ist, besteht nun darin, daß es ihr immer wieder gelingt, die Produkte der entfremdeten Arbeit als Wunscherfüllung der Produzenten und der Konsumenten hinzustellen.

Publikum: Die Zuschauer haben ihre Selbsttätigkeit gänzlich an die Bühnenaktion delegiert und beschränken sich auf rituelles Applaudieren. Sie stellen den Spielern keine Fragen und unterbrechen sie auch dann nicht, wenn sie den blödesten Text sprechen. Sie sitzen vereinzelt im dunklen Zuschauerraum, um sich Kunst auf private Weise anzueignen. Sie sind daran gewöhnt, Kunst in ihrer Freizeit, gern feiertags, kulinarisch zu genießen. Während dieses Vorgangs, auch danach, möchten sie nicht gestört werden. Darum finden Diskussionen, sofern sie nicht von Demonstranten erzwungen werden, im Theater nicht statt. Öffentlichkeit im eigentlichen Sinn, übrigens wie Diskussion „eine durchaus bürgerliche Kategorie“ (Adorno), wird vom Theater nicht erreicht. Seine Besucher unterscheiden sich sozial kaum von den Lesern der FAZ. Diese sind „die Gebildeten aller Stände und Altersgruppen aus allen Gebieten der Bundesrepublik“ (Selbstanzeige), also diejenigen, deren Privileg es ist, gebildet zu werden. Man hat etwas Besitz und darum ist man gebildet; auch Bildung wird zum Besitz. Zum Besitz derjenigen, die Macht haben bzw. gern hätten. So geschieht Theater nicht für die gesamte Gesellschaft, sondern für eine privilegierte Minderheit, der zuliebe der Staat das Theater bezahlt. Nur drei bis fünf Prozent der Bevölkerung gehen hinein. Die Bühnen haben ein Publikum, das sie verdienen. Es ist ihre Aufgabe, die Kultur- (d. h. primär Repräsentations-) Vorstellungen dieses Publikums zu befriedigen. So locken sie es denn bis heute auf immer dieselbe Weise ins Abonnement: „Das Theater ist nach wie vor der gesellschaftliche Mittelpunkt der Stadt. Wer kann es sich leisten, nicht mit dabei zu sein?“ (Drese zu Beginn seiner Intendanz in Köln, 1968). Ja, wer kann es sich leisten, den Ritualen der Bourgeoisie fernzubleiben? Die Masse der Lohnabhängigen, die sich die aneignende Klasse leistet, wird zum festlichen Spiel erst gar nicht zugelassen. Dafür, daß der elitäre Charakter von Kunst erhalten bleibt, sorgen mächtige bildungspolitische Instanzen, hinter denen soziökonomische Interessen stehen. Die Bildungsbarriere, die bis heute die Menschen vom Theater

fernhält, ist Ausdruck von Klassenwidersprüchen. Sinnlich wird sie bereits, bevor man das Theater betritt: als Architektur. Durch ihre dominierende Stellung im Stadtbild, die ihrer sozialen Bedeutung widerspricht, durch protzige Fassaden gestaltung in Marmor, Sandstein oder Beton und durch luxuriöse Innenausstattung präsentieren sich die Theaterpaläste als Reservate der besitzenden Klasse, deren Macht und Reichtum (wie einst den der Fürsten) sie triumphierend zur Schau stellen. Die Aura dieser „Freizeitkirchen“ (Walser) schüchtert die arbeitenden Massen ein und schreckt sie vom Hineingehen ab.

Diejenigen nun, die das bürgerliche Theater frequentieren, überwiegend Beamte, Angestellte, Akademiker, mehr Damen als Herren und mehr Alte als Junge, meist gutverdienende, sozial privilegierte Leute, sie ordnen sich zu verschiedenen Gruppen, die einen jeweils spezifischen Einfluß auf die Produktionen des Theaters haben. Da ist einmal das Premierenpublikum, bestehend aus lokaler Elite, Snobs und Fans, dem Kunst primär als Vorwand dient zu gesellschaftlicher Repräsentation. Wichtig ist hier, daß der Rahmen stimmt, daß man unter sich bleibt. Dieser innere Ring, zu dem auch die herrschaftskonformen Kritiker zählen, macht heute die Meinung übers Theater; von seiner Zustimmung oder Ablehnung hängt das Urteil über eine Aufführung weitgehend ab. Im Unterschied zu dieser Gruppe sind die Abonnenten, die den zweiten Publikumsring um das Theater bilden, relativ einflußlos. Ihr Widerspruch artikuliert sich allenfalls in zornigen Briefen an die Intendanz. Die Möglichkeit, das Abonnement zu kündigen, wird selten genutzt. Denn das mittlere Bürgertum, konservativ ausgerichtet, verzichtet ungern auf jenes soziale Prestige, das die Kulturteilhabe verleiht. Freizeitbeschäftigung, museale Leidenschaft und kapitalistische Interessenvertretung verbinden diese Gruppe wie die erste eng mit dem Theater.

Bleibt noch, als dritter Ring, das Volksbühnenpublikum zu beschreiben. Der Marxist Franz Mehring hatte die Volksbühne einst mitbegründet in der revolutionären Absicht, ein Theater für die Arbeiter zu schaffen und das Modell einer Arbeiterkultur zu entwickeln. Die Volksbühne ist ihm darin nicht gefolgt, sie hat vielmehr die bürgerliche Ideologie unreflektiert übernommen und ist somit notwendig zum kleinbürgerlichen und reaktionären Verein regediert. Dessen Mitglieder schlucken heute stumpf alles, was immer man ihnen serviert. Dafür, daß sie sich nicht verschlucken, sorgen die Volksbühnenfunktionäre, indem sie die ohnehin zahmen Spielpläne weiter entschärfen. Ein Beispiel antimanzipatorischer Kulturpolitik.

Die Tatsache, daß es heute kein Arbeitertheater gibt und nur noch wenige Arbeiter Mitglieder der Volksbühne sind, hat ihre Ursache nicht nur in der Verbürgerlichung der Volksbühne, sondern in der sämtlicher traditioneller Organisationen der Arbeiterbewegung. Sie alle haben im Lauf der vergangenen fünfzig Jahre die Interessen der Arbeiter verraten zugunsten der Interessen des Kapitals und bieten dem Arbeiter nurmehr die Möglichkeit einer schäbigen Integration. Die sieht im Kulturbereich so aus, daß einzelne würdige Mitglieder der Unterklasse

gastweise zugelassen werden, sofern sie bereit sind, die bürgerliche Ideologie dankbar zu akzeptieren und brave (Theater-) Kleinbürger zu werden. Die Masse der Arbeiter hat resigniert. Ausgeschlossen von der Kultur der Herrschenden, verfügen heute die Beherrschten, im Gegensatz zu den zwanziger Jahren, nicht einmal über den Ansatz einer eigenen.

Aus der Analyse der Struktur des Publikums läßt sich folgendes schließen: Der klassenspezifische Charakter des bürgerlichen Theaters macht dieses zu einer quasi privaten Einrichtung. Die bewußten Regisseure und Schauspieler müssen feststellen, daß sie für eine Clique von Privilegierten spielen, die zudem inhaltlich kaum am Theater interessiert ist. Die Kritik, die sie gegen die Herrschenden formulieren, formulieren sie gleichzeitig für die Herrschenden; sie geben ihnen die Möglichkeit, durch materielle Förderung einer harmlosen Opposition um so sicherer zu herrschen. Selbst wenn heute die Linken, wie Piscator 1927 am Nollendorfplatz, ein inhaltlich bestimmtes „Theater des Klassenkampfs“ realisieren könnten, würde auch dieses, wie das Piscators, vor dem falschen, bürgerlich-kulinarischen Publikum spielen und von diesem als Bildungserlebnis integriert werden. Erst wenn Theaterproduzenten bereit wären, ihren ästhetischen Schatten zu überspringen, also unter und mit den Massen selbst zu agitieren, könnte aus linksradikalem Theater proletarisches werden.

Gegenwärtig sitzen die Künstler im goldenen Käfig und fechten dort Scheinkämpfe aus, wofür man sie bezahlt. Sie erfüllen die ihnen zugewiesenen Rollen als „Emotionalclowns“ (Peter Stein zeigt es an Tasso) und erfreuen mit kunstvollen Verrenkungen den Blick der Mächtigen. Ausgehalten von einer besitzenden Minorität, dienen sie zu deren Repräsentation und gehorchen, indem sie Kunst ständig produzieren, den Verwertungsmaximen des Kapitals. Dadurch arbeiten sie am ideologischen Netz der verkehrten Welt mit.

Spielplan. „Theater in Heidelberg — sollte Theater sein in der Auseinandersetzung mit der großen geistigen Tradition der Stadt und ihrer Universität, mit der Genußfreude der Kurpfälzer und den Problemen der Gegenwart“ (so Intendant Stoltzenberg über seine Pläne, „Theater heute“ 1/1968). Selten plaudern die Spielplanfunktionäre ihre Methode der Addition von Unzusammengehörigem so deutlich aus. Das pluralistische System, das fast alle vertreten, hat unter den bestehenden Machtverhältnissen mit inhaltlicher Demokratie nichts zu tun. Aber es entspricht den Interessen der Geldgeber, die täglich unsere Klassengesellschaft in eine pluralistische umlügen, ebenso wie den Interessen des bürgerlichen Publikums, das solche Lügen gerne glaubt. Diese Interessen bestimmen die Spielpläne inhaltlich und formal bis in die einzelnen Produktionen.

Purer Opportunismus wird von den Intendanten euphemistisch Kundendienst genannt. Es handelt sich um eine Mischung aus Bildungs- und Informationspielplan; von jedem etwas, wenn auch nicht für jeden. „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen“ (riet bereits Goethes Krämer-Intendant): Bildung als Besitz. Solchem Spielplan, der indirekt dauernd Partei nimmt für die Be-

sitzenden, muß notwendig eine programmatische Richtung, eine offene Parteinahme in den gesellschaftlichen Auseinandersetzungen fehlen. Seine Funktion besteht gerade darin, die aktuellen (Klassen-) Widersprüche zu verschleiern. Indem ein Beitrag den anderen neutralisiert (ein rechter einen linken und umgekehrt), wird die Entpolitisierung der Zuschauer weiter vorangetrieben. „Fast alle Spielpläne der westdeutschen Bühnen sehen so aus wie die Große Koalition“ (Klaus Völker).

Das ist in anderen Sparten der Kulturindustrie genauso. Die ZEIT etwa oder die Taschenbuchverlage relativieren jede Meinung durch eine andere. So propagiert der bürgerliche Publikationsapparat heute, ohne sich zu gefährden, alle revolutionären Themen: Auch das radikalste Vietnam-Stück kann durch die SPD-Tiraden des Günter Grass wieder aufgehoben werden. Experimente sind dadurch nutzlos, der Avantgardismus senil geworden. Es käme jetzt darauf an, zusammen mit dem Warenhauscharakter der gegenwärtigen Kultur auch das pluralistische Theatersystem abzuschaffen. Hierbei würde man schnell auf den Widerstand ökonomisch und politisch mächtiger Gruppen stoßen.

Funktion des Theaters. Selbst konservative bürgerliche Kritiker müssen heute zugeben, daß die Linken die Situation der Kunst im Spätkapitalismus richtig analysiert haben. Danach hat es keinen Sinn mehr, von Kunstwerken anders als von speziellen Hervorbringungen der feudalen und bürgerlichen Gesellschaft zu sprechen, selbst wenn sie diese kritisieren; von ästhetischen Objekten, die Spezialisten für Privilegierte machen. Es hat auch keinen Sinn mehr, von Kunstwerken anders als von Waren zu sprechen. Nichts, was gemacht wird, kann sich den Gesetzen der Zirkulation von Produziertem entziehen. Ein individuell geschriebenes Theaterstück ist auf seinen gesellschaftlichen Vertrieb angewiesen: Verlag, Bühne, Fernsehen, Rundfunk. Die Kulturindustrie, die den Vertrieb besorgt, ist ein Industriezweig wie jeder andere. Die Regeln der kapitalistischen Warenproduktion gelten auch für sie.

Es geht indes nicht bloß um äußere Verwertung. Immer weniger vermögen Kunstwerke ihren Warencharakter zu transzendieren. Die Verkaufsanstrengung dringt ins Produkt selber ein, vergegenständlicht sich darin, prägt sein Gesicht. Der hektische Warenverschleiß der Konsumsphäre wird in der schrillen und verdinglichten Gestik des Pop-Theaters manifest: Kunstwerk des Kapitals. Kunst wird, indem sie sich gänzlich den verhärteten Verhältnissen anpaßt, in diese eingegliedert und „entwürdigt die Menschen noch einmal. Geistige Gebilde kulturindustriellen Stils sind nicht länger auch Waren, sondern sind es durch und durch“ (Adorno).

Es hat endlich keinen Sinn mehr zu leugnen, daß die Kunst, als die herrschende, immer Kunst der herrschenden Klasse ist, und daß sie zugleich „der Festigung dieser Klassenherrschaft und ihrer Verschleierung“ dient (Enzensberger). Das gilt besonders für das Theater: 95 Prozent der Bevölkerung halten sich fern. Theater wird so gehandhabt als ein Mittel, gesellschaftliche Gegensätze zu erhär-

ten; es kommt damit dem Wunsch einer Oberschicht nach, ihre Privilegien zu erhalten; es wird repressiv.

Kulturphänomene exakt beschreiben, heißt ihre politischen Inhalte, ihre Herrschaftsfunktion beschreiben. Dies wurde am Beispiel des Theaters hier versucht. Daß Kultur eine ideologische Waffe der Machthaber ist, wird von diesen selber ausgesprochen: wenn Willy Brandt Kultur als „dritte Säule der Außenpolitik“ definiert; wenn der DGB die Ruhrfestspiele zum „Mittel seiner Politik“ erklärt. Einmal wird Kunst dazu benutzt, Macht zu demonstrieren: Haydn-Choräle umrahmen politische Feierstunden, Staatsgäste werden in Oper und Museum geführt. Zum andern hat Kunst die Funktion, die Wirklichkeit ästhetisch zu verschleiern, den Einblick in die sozialen Widersprüche zu verhindern, die objektive Misere des Daseins ertragbar zu machen, also revolutionäre Befreiung zu hemmen. Goethes „Tasso“ ist „das Drama von dem überflüssigen Zuckerguß der hohen Kunst, mit dem das unnötige Elend überzogen wird, um es genießbar zu machen“ (Stein/Karsunke). Kunst als Weißmacher.

Staat und Industrie finanzieren großzügig das, was ihnen nutzt. Die besondere Subventionierung des Theaters gegenüber anderen Kunstmedien erklärt sich daraus, daß es soziale Aufgaben übernehmen muß, die über die der übrigen Medien hinausreichen: Es dient speziell der ideologischen Befriedigung des konservativen Bürgertums und der Sozialisation von Schulkindern. Diese werden in Schülerabonnements organisiert und dadurch frühzeitig in den herrschenden Kulturzusammenhang eingefügt. Dabei wirken bürgerliches Elternhaus, Obrigkeitsschule, Theater und Kulturbürokratie eng zusammen. Was zu Hause als Klassiker im Bücherschrank steht, wird zum Gegenstand des Deutschunterrichts gemacht und schließlich auf der Bühne zu pädagogischem Nutzen zelebriert. In dem Maß, in dem das spezifische Bildungsbürgertum ausstirbt und sich gleichzeitig die Schüler dem Integrationszwang widersetzen, verliert das bürgerliche Theater seine Adressaten und endlich, indem es als Manipulationsinstrument überflüssig wird, auch seine Subventionen. Viele Theaterherren wissen längst, daß sie in einigen Jahren die Konsequenzen werden ziehen müssen. Man wird das Theater total kommerzialisieren und reine En-suite-Bühnen gründen.

Reformvorschläge. Davor möchten es Liberale bewahren. Sie wollen das gegenwärtige Theatersystem grundsätzlich beibehalten und nur in Details verändern. Ihre Reformvorschläge, die systemstabilisierend wirken sollen, hat der reaktionäre Apparat bisher kaum zu adaptieren versucht. Nach Meinung liberaler Kritiker ist die Autoritätsstruktur des Theaters und seine Fixierung auf ein bürgerliches Publikum nicht der mehr oder minder adäquate Ausdruck einer Klassengesellschaft, sondern ein anachronistisches Relikt, dem mit isolierten Reformprogrammen beizukommen sei. Von daher ist Henning Rischbieters Vorschlag zu verstehen, Theater bei freiem Eintritt zu spielen. Verwirklicht, würde er zwar die Publikumsstruktur ändern, zugleich aber die Anzahl der Besucher reduzieren, das Theater keineswegs demokratisieren, seine Abhängigkeit vom

Subventionsgeber aber entschieden verstärken. In der kapitalistischen Gesellschaft ist ein solcher Vorschlag utopisch — Ergebnis schlechter Analyse. Seit einigen Monaten kursieren in der Presse zaghafte Vorschläge zur innerbetrieblichen Demokratisierung. Die Organisation indes, die zu allererst solche Vorschläge zu machen und dann durchzusetzen hätte, die Genossenschaft Deutscher Bühnen-Angehöriger im DGB, hat sich als unfähig erwiesen, konkrete Vorstellungen zur Mitbestimmung im Theater auszuarbeiten. Während es den Gewerkschaftsbürokraten bis vor kurzem noch gelang, die Mitglieder mit vagen Floskeln auf die Entwicklung eines (wirkungslosen) Mitspracherechts durch die herrschenden Instanzen zu vertrösten (womit sie hinter der üblichen DGB-Forderung nach paritätischer Mitbestimmung weit zurückblieben), mußten sie auf dem Dortmunder Genossenschaftstag im Oktober 1969 die biedere Maske endlich fallen lassen. Zum Vorschein kam eine Arbeitnehmerorganisation, die sich den Interessen der herrschenden Klasse total angepaßt hat und daher entschlossen ist, das bestehende Theatersystem mit allen Mitteln zu verteidigen. So waren die Delegierten zwar geneigt, vielstündigen Begrüßungsritualen zu lauschen, weigerten sich aber entschieden, über das Thema Mitbestimmung auch nur zu diskutieren. Noch schlimmer kam es während der Frankfurter Theaterkrise im November, als Lokalvorstand, Landesverband und Hauptvorstand der Bühnengenossenschaft ein relativ fortschrittliches (gewiß auch kritisierbares) Strukturmodell von drei jungen Regisseuren mit erschreckend reaktionären Argumenten bekämpften: Man erwarte, „daß das Betriebsverfassungsgesetz auch im Theater zum Zuge kommt, um zu verhindern, daß radikale und militante Gruppen innerhalb und außerhalb des Hauses das Theater zu einem Tendenzbetrieb machen, indem sie ihre politischen Vorstellungen auf die Bühne projizieren.“ Das hier als Waffe gegen eine Demokratisierung empfohlene Gesetz, das jede politische Arbeit im Betrieb verbietet, wurde 1952 zur Disziplinierung der Lohnabhängigen und gegen den Widerstand der Gewerkschaften verabschiedet.

Als Agenten des Bestehenden erweisen sich auch einige Kritiker, die die Kategorie der Veränderung bloß im Bereich der ästhetischen Mittel propagieren. Für die Herren Handke, Iden, Brock und Wendt ist eine Demokratisierung der Arbeit uninteressant; die Chance des Theaters glauben sie in elitären formalen Experimenten für Snobs und Fans zu erkennen. Besonders reaktionär artikuliert sich Ernst Wendt („Theater heute“ 12/1968), die Kritik am System des Theaters und der Gesellschaft als „Äußerung ignoranter Revolutionärlust“ denunzierend: man möge doch „die Widerstände gegen die Qualifizierung des Systems überwinden“, sich „degagieren“, wenn man etwas verändern wolle, und sich „auf die Mittel besinnen“, damit es „wenigstens so bleibt, wie es ist“. Dem wäre zu entgegnen, daß, wie das Bewußtsein des Künstlers, so auch seine Mittel durch die gesellschaftlichen Verhältnisse determiniert sind und nur durch deren Veränderung grundlegend verändert werden können.

In einer marxistisch fundierten Analyse des Theaters („Theater heute“ 6/1968)

kommt der Dramaturg Martin Wiebel zu folgendem Ergebnis: „Erst wenn grundlegende Veränderungen an der gesellschaftlich-ökonomischen Basis stattgefunden haben, ist jene Theaterarbeit möglich, die eine Demokratisierung auch im Innerbetrieblichen denkbar werden läßt.“ Die praktische Konsequenz, die Wiebel aus seiner Analyse zieht, ist allerdings nur opportunistisch: man müsse die „Freiheit“ des Apparats bis an seine Grenzen ausnutzen, wenn man ihn schon nicht verändern könne. Wiebels mechanistischer Materialismus hat die Abstinenz von jeglicher befreiender Praxis zur Folge. Die abstrakt richtige Analyse erweist sich als unzulänglich, weil sie von der konkreten historischen Erfahrung der Studentenbewegung abstrahiert, die ja gerade, als anti-autoritäre, im Überbau ansetzte, heute aber tastend den Zugang zur Basis sucht, wodurch sie zur sozialistischen würde. Zwar wird im Verlauf der geschichtlichen Entwicklung das gesellschaftliche Bewußtsein vom gesellschaftlichen Sein bestimmt; doch wirkt auch das Bewußtsein auf das Sein, der Überbau auf die Basis zurück.

Befreende Praxis. So ergibt sich für Theaterleute die Frage nach den aktuellen Möglichkeiten einer kollektiven befreenden Praxis im Theater und außerhalb, um die sich Wiebel theoretisierend drückt. Dazu drei Vorschläge.

1. *Verzicht auf Theater.* Wohl jedem noch nicht ganz verdummten Theatermacher dürfte klar sein, daß es heute Wichtiges gibt als Theater. Wessen Interessen über Theaterprobleme hinausgehen; wem die Revolutionierung der gesellschaftlichen Verhältnisse als Bedingung der Revolutionierung der theatralischen erscheint, der muß, wenn er konsequent ist, die nutzlose Kunst rechts liegen lassen und mit politischer Arbeit anfangen: die Demokratisierung der Gesellschaft aktiv vorantreiben. Wichtig wäre Mitarbeit in den Betriebsprojektgruppen des SDS, in den sozialistischen Kinderläden, Teilnahme an Aktion und Agitation der neuen Linken.

2. *Agitprop.* Derartige Konsequenzen werden nur wenige ziehen. Immer mehr Theaterproduzenten sind aber entschlossen, die etablierten Betriebe zu verlassen, deren gründliche Veränderung gegenwärtig unmöglich ist. Sie wollen die Ghettos nicht renovieren, in welche der Kapitalismus die Phantasie gesperrt hat, sie wollen die Phantasie in die Wirklichkeit lassen. Indem sie sich aber in Theaterkollektiven organisieren, besteht ständig die Gefahr, im nur Antiautoritären, der subjektiven Verweigerung zu verharren, den Haschgenuss als politische Tat zu preisen, den eigenen Schlupfwinkel zum befreiten Gebiet zu erklären. Eine weitere Gefahr für Gruppen außerhalb des Betriebs bestünde darin, daß sie den Fehler, den Piscator am Nollendorfplatz machte, wiederholten, daß sie nämlich, vom Großkapital finanziert, vor der Oberschicht als linkes Exotikum figurierten. Stattdessen müssen sich diese Kollektive in politischen Kategorien begreifen und politische Funktionen übernehmen. Piscator hat 1920 ein „Proletarisches Theater“ gegründet, das unter Verzicht auf Ästhetik in den Wohnbezirken der Berliner Arbeiter Agitation betrieb. Daneben gab es eine kommunistische Theater-

bewegung, teils aus Arbeitern, teils aus Berufsschauspielern bestehend, rund 300 Agitprop-Gruppen, die in Kurzszenen vor Arbeitern kapitalistische Verhaltensweisen entlarvten und zum Klassenkampf aufriefen. Hier muß das vielerbedete Straßentheater heute ansetzen, will es nicht endgültig in das Salzburger Festspielprogramm integriert werden.

3. *Reformistische Arbeit im Apparat.* Die Parole „Zerschlagt das bürgerliche Theater“ ist blödsinnig, solange man es nicht zerschlagen kann. Selbst um es von innen punktuell zu verunsichern, fehlen zur Zeit die Voraussetzungen. Die durch Studenten ins Theater importierten Aktionen gegen die Notstandsgesetze und einzelne Inszenierungen haben die Schauspieler nicht in eigene Praxis umgesetzt. Die aber muß jetzt von den wenigen Oppositionellen, die sich im Apparat noch halten, provoziert werden. Das meint, sie müssen den Widerstand im Theater selbst organisieren, Aufklärungsprozesse beim Ensemble einleiten, ohne die selbst minimale Reformen nicht zu erreichen sind. Dazu müßten überall Basisgruppen gegründet werden, deren gegenseitige Kommunikation und überregionale Organisation von einer eigenen Zeitung mit ausreichender Auflage zu übernehmen wäre. (Die „Nachrichtenbriefe“ des Arbeitskreises Bertolt Brecht sind weithin unbekannt.) In diesem Organ wären neben theoretischen Abhandlungen die Erfahrungsberichte der verschiedenen Basisgruppen zu publizieren. Wichtig ist auch die Zusammenarbeit mit den sozialistischen Gruppen außerhalb der Theater. Da der politischen Arbeit im Betrieb enge Grenzen gesetzt sind, muß sie notwendig reformistisch sein. Sozialistisch kann sie erst werden, wenn sie sich der revolutionären Gesamtbewegung anschließt und mit dieser die ökonomische Basis ändert. Bis dahin ist ein langer Weg.

Reformistisch ist etwa die Forderung nach Mitbestimmung, die gegenwärtig kaum zu verwirklichen ist, aber die Funktion hat, eine Diskussion zu initiieren und die täglichen Herrschaftskonflikte zu politisieren. Ein Autorenkollektiv des Arbeitskreises Bertolt Brecht hat ein „Modellstatut für die gleichberechtigte Mitbestimmung am Theater“ vorgelegt, das sich auf die Mitverantwortung in der konkreten Arbeitssituation beschränkt. Ein der Intendant entgegengestellter „Theaterrat“ soll mitbestimmen bei Spielgestaltung, Neuengagement, Regievergabe, Festsetzung der Gagen, Rollenbesetzung, Abonnementsystem und der Wahl des Intendanten. Diese Forderungen, so selbstverständlich sie auch sind, werden den Abhängigen nicht geschenkt; sie müssen sie sich selber erkämpfen. Tun sie es mit Erfolg, so wären systemtranszendernde Forderungen zu stellen: Herauslösung des Theaters aus der Herrschaft des Staates, Arbeit frei vom Produktionszwang, Abwahl des Intendanten, Wahl kollektiver Leitung durch das Ensemble, Offenlegung aller Entscheidungen, Reduzierung der Bürokratie, Aufhebung der Arbeitsteilung und der Trennung von Produzent und Konsument.

Diese Bewegung müßte durch die Arbeit der Basisgruppen heute eingeleitet werden. Voraussetzung ihres Erfolges wäre eine Bewußtseinsveränderung der The-

atermacher, die durch Vorschläge zur Umstrukturierung des Betriebs allein nicht erreicht werden kann, sondern auch neue kollektive Arbeitsmethoden verlangt. Es muß gelingen, bereits heute Teile des Theaters, also einzelne Produktionen, unter die Kontrolle der Produzenten zu stellen, die so demokratische Praxis an ihrem Arbeitsplatz entwickeln lernen. Dabei wäre die Konzeption der Inszenierung und deren Realisierung ohne Regisseur in Diskussionen zu erarbeiten, permanent zu überprüfen und so zuzuspitzen, daß sie mit der Institution Theater und den Normen der Herrschenden in Konflikt gerät. So geschah es in Bremen („Frauenvolksversammlung“) und Berlin („Viet Nam Diskurs“). Die bislang Fremdbestimmten erfuhren dabei praktisch, was Selbstbestimmung ist und wie man sie unterdrückt.

Peter Stein möchte in Gruppenarbeit sozial relevante Projekte verwirklichen: Theater für Kinder, Schüler, Lehrlinge, Arbeiter, in Jugendhäusern und Fabrikhallen; und er will mit Soziologen, Psychologen, Architekten, Pädagogen und Schauspielern in den entfremdenden Trabantenstädten arbeiten. Daraus müßte nicht unbedingt Theater entstehen. Wichtiger wäre es dieser Gruppe, die sozialen Verhältnisse auf ihre Veränderbarkeit hin zu untersuchen. Solche Arbeit könnte den Emanzipationsprozeß der beteiligten Schauspieler ungemein beschleunigen. Zurückgekehrt in ihre Zwangsanstalten, würden sie versuchen, diese in Instrumente der Befreiung zu verwandeln.

André Müller

Es geht doch um Mitbestimmung

„Kulturphänome exakt beschreiben, heißt ihre politischen Inhalte, ihre Herrschaftsfunktion beschreiben“. Dieser Satz von Michael Buselmeier ist richtig, wo er sagt, Kulturphänomene exakt beschreiben heißt ihren politischen Inhalt beschreiben. Er wird falsch, wo er dahin verstanden wird, das bedeute allein die Herrschaftsfunktion darzustellen. Kulturphänomene — also ihre politischen Inhalte — exakt beschreiben, heißt nämlich auch, das progressive Moment in ihnen aufzuspüren, das sich gegen die spätkapitalistischen Herrschaftsfunktionen richtet oder sich dagegen mobilisieren läßt.

Das junge und noch revolutionäre Bürgertum — um nur ein Beispiel zu nennen — hat Kunstwerke ausgesprochen antifeudalen Charakters entwickelt, die ihm helfen sollten, seinen Kampf gegen den Feudalismus erfolgreich zu führen, auch auf dem Theater. Das Bürgertum des Spätkapitalismus kann mit diesen Kunstwerken, also mit den früheren Idealen seiner Klasse nun wirklich nichts mehr anfangen, da sich sämtliche Ideen und Impulse dieser Kunstwerke gegen die Konserverierung der bestehenden Macht- und Gesellschaftsverhältnisse wenden. Es hat also im Bereich des Theaters — und nicht nur da — ein System entwickelt, das bei der Reproduktion dieser Kunstwerke garantiert, daß diese progressiven, humanistischen oder gar revolutionären Ideen und Impulse paralysiert werden. So penibel Michael Buselmeier auch die bestehende Theaterstruktur und ihre Unterdrückungsmechanismen beschreibt, diese Funktion sieht er nicht. Ihm entgeht der dialektische Widerspruch, daß das Theater des Spätkapitalismus einerseits progressive Kunstwerke vergangener Epochen — sowie zeitgenössische, die in dieser Tradition stehen — reproduziert, und daß es sie andererseits für die spätkapitalistischen Interessen brauchbar machen, also bis zur Unkenntlichkeit verunstalten muß. In dem Moment, wo es gelänge, diese Kunstwerke so zu reproduzieren, daß ihre progressiven, humanistischen und revolutionären Ideen und Impulse wieder wirksam würden, wäre das Theater sofort wieder gesellschaftlich relevant, gegen das Bürgertum des Spätkapitalismus, für alle Kräfte, die eine progressive, humanistische und sozialistische Alternative suchen.

Die von Michael Buselmeier beschriebene Theaterstruktur des Spätkapitalismus verhindert das. Der Kampf um die schrittweise Veränderung dieser Theaterstruktur, zum Beispiel durch den Kampf für gleichberechtigte Mitbestimmung aller am Theater Beschäftigten, wie in dem Modell des Arbeitskreises Bertolt Brecht vorgeschlagen, ist deshalb nicht reformistisch, sondern in seiner Tendenz revolutionär. Er hat nicht nur die Funktion — wie zugestanden wird — „die

täglichen Herrschaftskonflikte zu politisieren“; er will dadurch und darüberhinaus dem Bürgertum des Spätkapitalismus im Theater Positionen abgewinnen, um sie für alternative Bestrebungen zu nutzen. Daß dies nur punktuell möglich sein wird, ist sicher, aber trotzdem für die alternativen Bestrebungen von hervorragender Bedeutung.

Sozialistisch könne die politische Arbeit im Betrieb, gemeint ist das Theater, erst werden, schreibt Michael Buselmeier, „wenn sie sich der revolutionären Gesamtbewegung anschließt und mit dieser die ökonomische Basis ändert“. Was ist denn die revolutionäre Gesamtbewegung heute? Besteht die entscheidende Aufgabe jetzt nicht darin, zuerst einmal eine breite Massenbewegung herzustellen, um die demokratischen Restbestände in der Bundesrepublik zu verteidigen, mehr Demokratie zu erkämpfen und dem dominierenden Einfluß des Monopolkapitals Schranken zu setzen — um nur einige der Aufgaben zu nennen? Die Aufgabe der Sozialisten besteht gerade darin, sich an der Entwicklung einer solchen demokratischen Massenbewegung zu beteiligen und in ihr die weiterführenden sozialistischen Ziele zu vertreten. Dem widerspricht es, den Kampf für demokratische Reformen als systemstabilisierend und reformistisch zu diffamieren.

Es war Lenin, der einmal gesagt hat, der Kampf für den Sozialismus beginne für die Arbeiter mit dem Kampf um das Teewasser. Man vergleiche damit: „Da der politischen Arbeit im Betrieb enge Grenzen gesetzt sind, muß sie notwendig reformistisch sein.“ Der Umstand, daß Buselmeier hier mit Betrieb Theater meint, ändert nichts an der Sache. Im Theater beginnt der politische Kampf ebenfalls mit dem Kampf um die Verbesserung der Arbeitsbedingungen. Das erfordert, daß die Struktur des Theaters demokratisch verändert wird, macht also den Kampf für Mitbestimmung zwingend. Schwankend durch die ungenaue Ausgangsposition, akzeptiert Michael Buselmeier einmal den Kampf um Mitbestimmung, obwohl er ihn gerade als reformistisch abqualifiziert hat, und schreibt: „Tun sie es mit Erfolg (den Kampf um Mitbestimmung führen — A. M.), so wären systemtranszendent Forderungen zu stellen: Herauslösung des Theaters aus der Herrschaft des Staates, Arbeit frei vom Produktionszwang, Abwahl des Intendanten, Wahl kollektiver Leitungen, Reduzierung der Bürokratie, Aufhebung der Arbeitsteilung und Trennung von Produzent und Konsument“.

Der Kampf um die Demokratisierung des Theaters, der Kampf um Mitbestimmung, kann das Theater nicht der Herrschaft des Staates entreißen, aber er kann die Arbeitsbedingungen von 23 000 Theaterbeschäftigten erleichtern, er kann demokratische Bewußtseinsprozesse in Gang bringen, er kann dazu führen, daß die Theaterschaffenden punktuell und ansatzweise wieder Kunst machen, die gesellschaftlich relevant ist, weil sie die progressiven, humanistischen und revolutionären Impulse der großen Kunstwerke wieder zur Geltung bringt, und er kann dazu führen, daß sich die Kunstproduzenten die Frage stellen, wofür sie diese Kunst machen wollen, und daß sie Mittel und Wege finden, die richtigen Adressaten in die Theater zu bringen, wozu das bestehende Theater absolut unfähig ist.

Natürlich besteht unentwegt die Gefahr, daß positive Resultate, die sich in entsprechenden Kunstleistungen manifestieren, auch rein bürgerlich genutzt werden, daß sich das Bürgertum selbst daran delectiert. Aber dieser Gefahr wegen kann man nicht darauf verzichten, dieses Ziel anzustreben. Eine durchgreifende Demokratisierung des Theaters kann sowieso nicht unabhängig von den demokratischen Bewegungen außerhalb des Theaters — also unabhängig von der „revolutionären Gesamtbewegung“ — erfolgen; nur deren Stärke und Erfolg kann entsprechende demokratische Errungenschaften in den Theatern konsolidieren. Sieht man die Demokratisierung des Theaters in diesem Kontext, so wird erst klar, warum die Gefahr, progressive Kunstleistungen könnten rein bürgerlich benutzt werden, nicht unvermeidlich ist. Eine demokratische Massenbewegung wird einem Theater, das sich ebenfalls demokratisiert und das ihr eine gesellschaftlich relevante Kunst anbietet, ein ganz anderes und neues Interesse entgegenbringen, was dann zu einer Umstrukturierung der Zuschauerschichten führen kann.

Der Grundfehler des Piscator-Theaters der zwanziger Jahre und vieler sogenannter linker Inszenierungen von heute besteht darin, daß die Notwendigkeit der Wiederbelebung und Freisetzung der progressiven, humanistischen und revolutionären Ideen und Impulse der großen Kunstwerke früherer Epochen gar nicht gesehen wird — Brecht begriff das erst in der Emigration. Man hält einen linken Kahlschlag für revolutionär — und befriedigt nur die Bedürfnisse des Bürgertums nach neuen Bühnenmoden, der Kampf für die allgemeine Demokratisierung des Theaters ist so bisher nicht über Ansätze meist verbaler oder illusorärer Natur hinaus geführt worden; auch zur Zeit Piscators nicht, so sehr etwa Brecht diese Notwendigkeit für die Aufführung seiner eigenen Stücke begriff.

Was aber schlägt Michael Buselmeier als Konsequenz seiner Analyse unter den drei Punkten „Befreiende Praxis“ vor? Unter Eins: „Verzicht auf Theater. Wohl jedem noch nicht ganz verdummt Theatermacher dürfte klar sein, daß es heute Wichtigeres gibt als Theater. Wessen Interessen über Theaterprobleme hinausgehen; wem die Revolutionierung der gesellschaftlichen Verhältnisse als Bedingung der Revolutionierung der theatralischen erscheint, der muß“, wenn er konsequent ist, die nutzlose Kunst rechts liegen lassen und mit politischer Arbeit anfangen: die Demokratisierung der Gesellschaft aktiv vorantreiben. Wichtig wäre Mitarbeit in den Betriebsprojektgruppen des SDS, in den sozialistischen Kinderläden, Teilnahme an Aktion und Agitation der neuen Linken.“

Wieso gibt es erst heute Wichtigeres als Theater? Seit es Theater in Europa gibt, gibt es auch Klassengesellschaften und Klassenkampf, und damit das, was Michael Buselmeier als „Wichtigeres“ meint. Die These, die Revolutionierung der gesellschaftlichen Verhältnisse sei Bedingung der Revolutionierung der theatralischen, übersieht das dialektische Moment, daß diese Prozesse nicht hintereinander, sondern gleichzeitig und mit Wechselwirkung stattfinden, weshalb er wieder die Kunst als „nutzlos“ abqualifizieren muß, die man rechts liegen zu lassen habe, um mit der politischen Arbeit zu beginnen. Was er damit vorschlägt, ist: Künstler und

Beschäftigte der Theater, deren Interessen über Theater hinausgehen, sollten sich in Berufsrevolutionäre verwandeln und ihr politisches Betätigungsfeld außerhalb des Theaters suchen. Vergessen ist die These von Marx und Lenin, die Menschen müßten den Kampf um die Revolution an ihrem Arbeitsplatz aufnehmen, dort, wo sie den Großteil ihres Lebens verbringen, dort, wo sie den Repressionen und Zwängen der Unterdrückung unmittelbar ausgesetzt sind, dort, wo sie auch über die Kenntnisse verfügen, demokratische oder revolutionäre Ideen praktisch umzusetzen. Warum sind denn die Go-ins der Studenten in die Theater so oft fehlgeschlagen, warum haben sie so oft eine abwehrende Reaktion im Theater selbst hervorgerufen? Weil die Studenten von den komplizierten Bedingungen und Zwängen des Theatersystems wenig Ahnung hatten und Forderungen stellten, die den Theaterbeschäftigte mit Recht als illusionär erschienen. Dort aber, wo sich die Ensembles selbst zu Protestaktionen zusammenfanden, konnte auch eine sinnvolle Beziehung zu den Protestaktionen außerhalb der Theater hergestellt werden. Die Demokratisierung der Gesellschaft aktiv voranzutreiben, wie Michael Buselmeier fordert, heißt demnach für die Theaterbeschäftigte den Kampf um die Demokratisierung des Theaters beginnen und führen. Sicherlich ist es dazu notwendig, auch an politischen Tätigkeiten außerhalb des Theaters teilzunehmen. Aber warum engt Michael Buselmeier eine solche Mitarbeit auf die bisher vielfach nur auf dem Papier bestehenden Projektgruppen des SDS, die sozialistischen Kinderläden und die Teilnahme an Aktion und Agitation der neuen Linken ein? Warum sieht er nicht die Wichtigkeit der Kontakte und der Arbeit mit und in Gewerkschaften, demokratischen Organisationen, der DKP, die sich zurecht nicht als „neue“ Linke verstehen?

Was Michael Buselmeier unter Punkt Zwei zum Problem Agitprop sagt, ist im wesentlichen richtig. Dabei klingt jedoch an, daß Straßentheater oder Agit-Prop-Gruppen eine Alternative zum bestehenden Theater sein könnten; „Immer mehr Theaterproduzenten sind aber entschlossen, die etablierten Betriebe zu verlassen, deren gründliche Veränderung gegenwärtig unmöglich ist. Sie wollen die Ghettos nicht renovieren, in welche der Kapitalismus die Phantasie gesperrt hat, sie wollen die Phantasie in die Wirklichkeit lassen.“ Aus der These, die etablierten Betriebe seien gegenwärtig unmöglich gründlich zu verändern, resultiert am Ende, daß nur noch die Agitprop-Gruppe als Alternative erscheint, was sie aber eben nicht ist und nicht sein kann. Ihre Schaffung ist ungemein wichtig, aber ihre Tätigkeit kann nur dann dem von Michael Buselmeier beschriebenen Zweck dienen, wenn diese Gruppen sich nicht als Alternative zum bestehenden Theater verstehen, sondern als eine eigentümliche Form der politischen Aufklärungsarbeit.

Zu Punkt Drei ist das Wichtigste schon gesagt: Die Inkonsistenz ergibt sich aus ungenauen Denkansätzen. Sie führen dazu, demokratische Ziele teils anzuerkennen, teils als „reformistisch“ abzulehnen, teils in sozialistische Forderungen zu verwandeln. Am Schluß werden wieder die Absichten Peter Steins bejaht, die ebensowenig wie die Agit-Prop-Gruppen eine Alternative zum bestehenden

Theater sein können. Die Hoffnung, „solche Arbeit könnte den Emanzipationsprozeß der beteiligten Schauspieler ungemein beschleunigen. Zurückgekehrt in ihre Zwangsanstalten, würden sie versuchen, diese in Instrumente der Befreiung zu verwandeln“, verlegt wieder den Emanzipationsprozeß in einen Bereich außerhalb des Theaters. Die Beispiele zeigen, daß Schauspieler aus solchen Tätigkeiten mit zerstörten Hoffnungen, also frustriert, in die Theater zurückkommen; der einzige Vorteil war bisher ansatzweise die Erkenntnis, daß man in Kinderläden und dergleichen die eigentlichen Probleme der Demokratisierung des Theaters sowenig wie der Gesellschaft lösen kann.

Die bundesdeutschen Theater haben zur Zeit 10 Millionen Besucher im Jahr. Sie beschäftigen 23 000 Menschen, die dort weiter bleiben werden, weil es ihr Beruf ist. Ihnen müssen wir in einem schweren und geduldigen Kampf helfen, zu begreifen, daß die bestehende Theaterstruktur mit ihrer Funktion, progressive, humanistische und revolutionäre Kunst zu paralysieren und zu unterdrücken, sie an der Erfüllung ihrer eigentlichen Berufswünsche hindert, wir müssen sie dabei unterstützen, den Kampf um Mitbestimmung zu führen, den Kampf um die Demokratisierung des Theaters, der ein Teil des Kampfes für die Demokratisierung der Gesellschaft ist.

K. H. Poppe Eine Chronik der CIA

Als der brasilianische Präsident Joao Goulart 1964 einem zweiundzwanzig Jahre alten Gesetz Geltung verschaffen wollte und den brachliegenden Grundbesitz, der fünfhundert Hektar überstieg, in einem zehn Kilometer breiten Streifen längs der Eisenbahnen, Land- und Wasserstraßen verstaatlichte, wurde er auf amerikanischen Wunsch von brasilianischen Militärs gestürzt. Im gleichen Jahr wurde im Auftrag des gegenwärtigen bolivianischen Regierungschefs Che Guevara ermordet, nachdem ein US-Spionageschiff vor dem Hafen von Havanna seit langem alle Radiosignale überwacht, Nachtaufklärer mit Infrarot-Kameras Guevaras Trupp geortet, sechshundert von Green Berets gedrillte Indios ihn aufgespürt und amerikanische Agenten ihn verhört hatten. Drei Jahre später realisierten griechische Obristen zur scheinbaren Verblüffung auch der westlichen Welt jenen Nato-Plan Prometheus, der eine Machtübernahme durch das Militär vorsieht, wenn die Gefahr einer kommunistischen Machtübernahme besteht; bekanntlich bestand in Griechenland keine solche Gefahr, aber die Monarchie war bedroht, und ein amerikanischer Konzern — Litton — wünschte in Griechenland zu großzügigen Bedingungen zu investieren, was ohne den Putsch nicht möglich gewesen wäre. Wiederum zwei Jahre später wirbelte der gewaltsame Tod eines angeblichen Doppelagenten in Vietnam einigen Staub auf. Bei dieser Gelegenheit sickerte auch die Nachricht ans Tageslicht, daß im Vorjahr etwa hundertsechzig angebliche oder tatsächliche Doppelagenten — wer kann das mit Sicherheit entscheiden? — in Vietnam umgebracht worden seien. In allen diesen Fällen spann eine Organisation die Fäden, die nach ihrer erklärten Bestimmung eher im Verborgenen wirken sollte, aber so hemmungslos öffentlich hantiert, daß es möglich — und nötig! — ist, ihre Chronik von Zeit zu Zeit neu zu schreiben. Der Direktor der CIA — gegenwärtig ein sicherer Richard M. Helms: athletischer Mittfünfziger mit viel Kinn und Pokerface, gewesener Journalist, gewesener Korvettenkapitän, im Zweiten Weltkrieg dem damaligen Geheimdienst OSS zugeteilt — ist neben dem Präsidenten der mächtigste Mann der Vereinigten Staaten. Als Vorsitzender des Intelligence Board, das sämtliche amerikanischen Geheimdienste kontrolliert, darunter den der Marine, Luftwaffe, des Heers und den FBI, ist er Herr über rund zweihunderttausend Abhängige und ein Jahresbudget von annähernd vier Milliarden Dollar. Mit diesem Geld werden Propagandaorganisationen unterstützt, so Billy Grahams Spanish-American Crusade und das Nordamerikanische Sekretariat der Pax Romana, Gewerkschaften, Studentenvereinigungen und Handelskammern, Bauernverbände und Parteien, Zeitungen, Zeitschriften, Buchverlage beeinflußt, Luftlinien, Reedereien gechartert, gegründet oder gekauft und zahlreiche Universitäten subventioniert. Außerdem unterhält die Firma in allen größeren Städten der USA offizielle

Dienststellen — neben zahllosen inoffiziellen in den USA und außerhalb —, nicht zuletzt um Gimpel anzustiften, hinter dem Eisernen Vorhang zu spionieren; für viele dieser Gimpel endet das Abenteuer in kommunistischen Gefängniszellen: Anlaß für die Freie Presse der Freien Welt, über den roten Terror sich zu beschweren. Das Personal amerikanischer Botschaften besteht bis zu fünfundsiebzig Prozent aus Angehörigen der CIA. Scheinbar private Nachrichtenagenturen gleich der Agencia Interamericana de Prensa mit Sitz in Miami und Rundfunkstationen wie World Wide Broadcasting System (WRUL) mit Sitz in Manhattan, Radio Swan — später Radio Americas — auf den Swan-Inseln an der Westspitze Kubas, Stimme des Irak, Stimme der Gerechtigkeit, beide im Nahen Osten, schließlich in München Radio Liberty mit Sendern in Lampertheim in Hessen, bei Barcelona und auf Formosa und, ebenfalls in München, Radio Free Europe tragen dazu bei, die Meinung einfacher Menschen im Sinn der USA zu bilden.

Bei weitem die militanteste dieser Institutionen ist Radio Free Europe. Sie etablierte sich 1949, zusammen mit einem Nationalkomitee Freies Europa, Direktoren des Komitees waren Allen Dulles und Lucius D. Clay. Ein Jahr später gaben Eisenhower und Clay das Startzeichen für die Crusade for Freedom, es war zugleich das Startzeichen für Radio Free Europe. 1953, da in den USA Eisenhower und die Brüder Dulles anhoben zu regieren, übernahm der Sender unabhängig von seinen gewöhnlichen Aufgaben eine außerordentliche Mission: Mit einem geschätzten Kostenaufwand von jährlich zwölf Millionen Dollar wurden vierhunderttausend gasgefüllte Ballons von eineinhalb bis zwanzig Meter Durchmesser mit insgesamt zweihundertfünfzig Millionen Propagandaschriften mit dem Westwind ostwärts abgesandt.

Während der Krise 1956 ermunterte Radio Free Europe die Ungarn mit fragwürdigen Meldungen zur weiteren Revolte, gab strategische Anweisungen und heizte so den Konflikt nach Kräften an. Eine Untersuchungskommission der UN stellte später fest: Es scheint, als hätten einige Sendungen den Eindruck erweckt, Unterstützung aus dem Westen sei bereits unterwegs ...

Die Ballonflüge wurden danach eingestellt. Dafür stiegen vom Nato-Flugplatz Giebelstadt bei Würzburg größere Ballons mit Spezialkameras in die Richtung nach Osten auf oder wurden von Langstreckenbombern auf großer Höhe ausgesetzt: Viertausend Ballons im Gegenwert von zweihundert Millionen Dollar.

Da die Kommunisten gegen diese Flugkörper protestierten, sogar einige zur Erde niederholten, entwickelte die sehr geschätzte Firma Lockheed, der die deutsche Bundeswehr die famosen Starfighter verdankt, gemeinsam mit der CIA, vertreten von Richard Mervin Bissell, damals Chef der Abteilung Planung (oder auch Department for Dirty Tricks), das Spionageflugzeug U-2; und noch im Jahr der Ungarn-Krise stieg die erste dieser Maschinen vom amerikanischen Flugplatz in Wiesbaden zu Erkundungsflügen über der Sowjet-Union auf. Als am 15. Mai 1960 in Paris eine Gipfelkonferenz stattfinden sollte, fürchtete die CIA die wahr-

scheinliche Entspannung, möglicherweise aus Selbsterhaltungstrieb, möglicherweise auch des notorischen Kommunistenhasses ihres Chefs Dulles wegen. Sie setzte die Aufklärungsflüge fort.

Am 1. Mai wurde Francis Gary Powers über Swerdlowsk im Ural abgeschossen. Eisenhower, von seiner Umgebung mehr im Sinn des Kalten Kriegs beraten, gab öffentlich zu verstehen, er halte solche Art Aufklärung für durchaus legitim und plane, sie auch künftig durchführen zu lassen. Am Konferenztisch mag er sich seiner Tölpelhaftigkeit bewußt geworden sein, er zog die brisante Erklärung zurück: Er wolle keine Flüge mehr erlauben. Zu dieser Zeit arbeiteten amerikanische Techniker bereits angestrengt an einem Spionagesatelliten, wie sie inzwischen reichlich den Erdball umkreisen, der Jungfernstart sollte im Oktober erfolgen. Leider gab es eine Panne. So dauerte es noch bis zum Januar 1961, bis der Himmel über Rußland wieder ein Tummelplatz der Amerikaner war.

Aber die Konferenz platzte, der Kalte Krieg war gerettet.

Tatsächlich ist die CIA ein Instrument des Kalten Kriegs und wurde, nach einem Wort Friedrich Heers, aufgebaut „korrespondierend mit dem Aufbau des Kalten Kriegs“. Er begann bereits im Zweiten Weltkrieg, als General Patton die Möglichkeiten eines sofortigen deutsch-amerikanischen Bündnisses gegen die Sowjetunion erwog. Aber die Gegenströmung in den USA war stärker.

Sofort nach Roosevelts Tod, noch vor Kriegsende,rotteten amerikanische Politiker und Geldleute sich zusammen, um eine Reversion der gesamten US-Politik einzuleiten, die meisten von ihnen hatten bis 1941 zu einem „America First“-Komitee gehört, an der Spitze standen die Brüder Dulles — John Foster hatte sich durch Geldspenden im Verbund mit der amerikanischen Industrie um Hitlers Aufstieg verdient gemacht, Allen beim Geheimdienst OSS in der Schweiz sich mit den Deutschen arrangiert, daß diese einen Teil der Divisionen aus dem Westen abziehen und den Sowjets entgegenstellen könnten —, außerdem John McCloy, nachmaliger Hochkommissar in der Bundesrepublik Deutschland und weitläufiger Verwandter Adenauers, und Herbert Hoover — der mit einigen Gesinnungsgenossen Woodrow Wilson zur Intervention gegen das revolutionäre Rußland getrieben hatte, denn Hoover besaß dort eine beachtliche Habe —, dazu etliche Unternehmer und Bankiers.

Ein anti-russischer Kurs wurde beschlossen, mit Deutschland als Bollwerk gegen den Osten, Truman gewiß nicht gegen seine Überzeugung von diesem Sog mitgeschwemmt. Churchill, Promotor der westlichen Invasion von 1918, machte sich zum Wortführer auch dieser Politik: im März 1946 erklärte er in einer berühmt gewordenen Rede in Fulton, Missouri, den Sowjets den Kalten Krieg.

Ein Jahr später verkündete Truman seine Doktrin, die sich gegen den Kommunismus wandte und militärische und wirtschaftliche Hilfe allen Staaten zusicherte, die bereit waren, zu kooperieren. Am 22. Mai begann die amerikanische Intervention im griechischen Bürgerkrieg, dreihundert Millionen Dollar wurden bereitge-

stellt, die Hälfte für die schmächtige Ökonomie, die andere Hälfte für die Armee, im September gründete Truman die CIA. Allen Dulles stellte sich ihr sofort zur Verfügung, 1951 wurde er Stellvertretender Direktor und übernahm das Department for Dirty Tricks, zwei Jahre später wurde er Direktor.

Auch in Griechenland hatte Churchill prächtig vorgearbeitet. Als die deutschen Truppen 1943 nordwärts退ierten, wurde unter englischer Aufsicht eine Regierung der nationalen Einheit gebildet, Ministerpräsident war ein intransigenter Antikommunist mit Namen Georgios Papandreou. Die griechischen Guerillas — hauptsächlich Sozialisten und andere Linke, Monarchisten und Establishment hatten mit den Deutschen kollaboriert, nachdem der König ausgewandert war — wurden dem englischen General Scobie unterstellt.

Die Guerillas verlangten, die Kollaborateure abzustrafen. Papandreou weigerte sich, in Athen kam es zu Protestdemonstrationen, von englischen Truppen wurden sie zusammengeschossen. Aufruhr brach aus und zog sich dreißig Tage hin. Scobie verhängte den Ausnahmezustand, und Churchill ließ sämtliche Antimonarchisten, deren man habhaft wurde, niedermetzeln. Schließlich fand er sich doch noch — scheinbar — zu Verhandlungen bereit, eine Volksabstimmung über die Wiedereinführung der Monarchie wurde für 1945 vereinbart, vorläufig ein Regent eingesetzt. Papandreou trat zurück, die Partisaneneinheiten lösten sich auf. Danach okkupierten Monarchisten und englische Soldaten ganz Griechenland. Dreizehnhundert Königsgegner wurden umgebracht, fünfundachtzigtausend verhaftet. Durch Terror und Wahlbetrug erlangten die Monarchisten eine Parlamentsmehrheit, durch Terror und Betrug gewannen sie auch die Volksabstimmung. Georg von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg gelangte auf den Thron.

Aber der Terror löste einen Gegenterror aus, und Anfang 1947 erklärte die mittlerweile labouristische Regierung Großbritanniens ihre Absicht, sich aus diesem Getümmel zurückzuziehen — sechzehn Tage bevor Truman seine Doktrin proklamierte. Ende 1949 waren die griechischen Sozialisten ausgerottet, im Gefängnis oder geflohen. Die Monarchisten regierten weiter mit Brachialgewalt, doch tatsächlicher Machthaber war der amerikanische Botschafter. Anscheinend hielt die CIA sich zu dieser Zeit noch zurück: die für derlei Verhältnisse zuständige Abteilung Planung wurde erst 1951 geschaffen.

Zwei Jahre später versetzte John Foster Dulles seinen Botschafter in Griechenland, John Peurifoy, auf Vorschlag der CIA nach Guatemala, um auch diesen Staat nicht nur auf amerikanischen Kurs, sondern ganz offen auf den des amerikanischen Kapitals zu trimmen: Dort hatte ein linksliberaler Präsident, Jacobo Arbenz Guzmán, die brachliegenden Ländereien der Kaffeeflanzer und des amerikanischen Obstkonzerns United Fruit — der stärksten Gewalt Mittelamerikas! — verstaatlicht und an die ausgepowerten Indios verpachtet. Vorher besaßen zwei Prozent der Einwohner drei Viertel des gesamten Bodens, soweit er nicht der United Fruit gehörte.

Die United Fruit verlangte neunzehn Millionen Dollar Entschädigung. Arbenz berief sich auf den von der Gesellschaft selbst angegebenen Wert, sie hatte das Gebiet steuerlich mit wenig über eine Million veranschlagt, und erklärte sich bereit, diese Summe zu zahlen.

Mitleidig nahmen die Brüder Dulles sich der Firma an. Als Kompagnon der New Yorker Anwaltskanzlei Sullivan & Cromwell hatte John Foster für die United Fruit mit mittelamerikanischen Diktatoren günstige Verträge abgeschlossen; Allen Dulles war vorübergehend Präsident der Gesellschaft gewesen. So fühlten sie sich ihren alten Arbeitgebern verpflichtet, vielleicht auch gehörte ihnen ein Aktienpaket der United Fruit — jedenfalls wurde dies von Neidern behauptet.

Die CIA nahm Verbindung mit dem guatemaltekischen Politiker Miguel Ydígoras Fuentes auf, der in Protest gegen Arbenz' befremdliche Politik nach El Salvador emigriert war, und bot ihm an, ihn als Nachfolger aufzubauen. Fuentes erhob Bedenken, das Risiko schien ihm zu groß. Daher behalf die CIA sich mit einem weiteren Widersacher des Arbenz-Regimes: dem gefeuerten Oberst Carlos Castillo Armas. Hastig wurde in Nikaragua eine Söldnertruppe zusammengestellt und von Amerikanern ausgebildet. Die CIA lieferte Jagdbomber, Transportmaschinen und amerikanische Piloten.

Arbenz fühlte sich bedroht, seine Armee war winzig und miserabel ausgerüstet, die USA hatten ein Waffenembargo über Guatemala verhängt, er wandte sich an Sam Cummings' Interarmco, eine amerikanische Corporation mit Niederlassungen in Washington, London, Genf, Monte Carlo, Salzburg, Panama („Waffen kauft man bei Interarmco!“): Er benötigte einige zehntausend Sten-Gewehre nebst passender Munition.

Was Arbenz nicht wußte, zu dieser Zeit nicht wissen konnte: Interarmco handelte nur im Einvernehmen mit der CIA. Sam Cummings war noch nicht lange im Geschäft, er brauchte Protektion und konnte sich keine Fehler leisten, überdies hatte er soviel Ware nicht auf Lager. Die CIA war mit der Transaktion einverstanden. Cummings erhielt eine Ausfuhrgenehmigung, erwarb die Gewehre aus US-Beständen für fünfzig Cents das Stück, Arbenz kaufte sie ahnungslos für vier Dollar — und ging so der CIA in die Falle.

Die beiden Nachbarstaaten Honduras und Nikaragua kreischten schrill um Hilfe; sie empfanden die „Roten“ in Guatemala als Gefahr. Interarmco armierte auch Honduras und Nikaragua, ebenfalls aus US-Beständen. Guatemala, abermals unterlegen, beschaffte sich Waffen aus der Tschechoslowakei.

Minister Dulles triumphierte. Die USA schlossen mit Honduras und Nikaragua militärische Beistandspakte, über eine Luftbrücke wurde nun offiziell Mordgerät an beiden Grenzen Guatemalas aufgehäuft, obendrein verfügten Behörden der Bundesrepublik Deutschland, daß ein für Guatemala bestimmtes Schiff mit sechstausend Tonnen Flakmunition aus der Schweiz den Hamburger Hafen nicht verließ: Den amerikanischen Jagdbomben konnte nicht mehr viel geschehen.

Am 18. Juni 1954 überschritt die CIA-Horde von Honduras aus die guatema-

tekische Grenze, und der CIA-Sender WRUL fütterte die Öffentlichkeit mit erlogenen Berichten. Der Krieg dauerte zwölf Tage. Den lästigen Präsidenten nötigte Botschafter Peurifoy mit dem Revolver zum Rücktritt, den Oberbefehlshaber der guatemaltekischen Armee ließ er festnehmen. Anschließend schied der örtliche Leiter der CIA aus dem Geheimdienst aus und siedelte sich als Unternehmer in Guatemala an; denn für die Unternehmer begannen wieder herrliche Zeiten. Kaffeepflanzer und United Fruit Company erlangten ihr Eigentum zurück, die Indios wurden wieder enteignet, Castillo Armas wurde Präsident. Es kam zu Massakern an Gewerkschaftsmitgliedern, Massenverhaftungen und Hinrichtungen.

Wenig später versuchte die CIA, auch den Präsidenten von Costa Rica, José Figueres, zu stürzen. Er war ihr zu tolerant gegen Kommunisten und Sozialisten, es wurde zu kostspielig, das Ländchen sorgfältig zu überwachen. Da sie aber, leichtsinnig, diesmal auf eine Söldnerarmee verzichtete, mißlang der Coup.

Drei Jahre danach wurde Castillo Armas von einem seiner Leibgardisten ermordet, 1958 der vorsichtige Ydígoras Fuentes sein Nachfolger: eben rechtzeitig, um die CIA beim Angriff auf Kuba zu unterstützen.

Traditionell nehmen die kubanischen Zuckermühlen jedes Jahr am 1. Januar die Arbeit auf. An einem 1. Januar zog Castro als Sieger in Havanna ein, nachdem er den Zuckerbossen ein Ultimatum gestellt hatte: Offenbar hatte jemand auch dem Präsidenten Batista ein Ultimatum gestellt, und dieser Jemand war bestimmt nicht Castro.

Während die USA, vorweg Vizepräsident Richard Mylous Nixon, noch Castro zu korrumpern versuchten, versammelten sich die geflüchteten Batistianos, unter ihnen die Clique des Millionärs Rolando Masferrer, der für Batista mit einer Privatarmee — „Die Tiger“ — die Insel terrorisiert hatte, bereits in Miami, liebevoll betreut von der CIA, die sich offenbar weniger Illusionen machte als die Regierung. Schon im Januar warfen private Flugmaschinen „unbekannter Nationalität“ Propagandaschriften und Agenten über Kuba ab, bombardierten Plantagen und Fabriken und schossen mit Bordwaffen auf Zivilisten.

Im April 1960, die amerikanische Regierung war immer noch unentschlossen, wie sie Castro behandeln solle, mit Prügeln oder Blankoschecks, nahm ein gewisser R. K. Davis, CIA-Agent in Guatemala, vorsorglich Kontakt mit dem autochthonen Kaffeepflanzer Roberto Alejos auf; der war ein intimer Freund Ydígoras Fuentes', außerdem Bruder des Botschafters in Washington und Besitzer riesiger Plantagen im Hochland in der Nähe der Siedlung Retalhuleu: Wäre Alejos einverstanden, auf einer seiner Fincas ein Ausbildungscamp für kubanische Söldner einzurichten?

Er war einverstanden. Daher konferierte die CIA mit Fuentes direkt. Auch er war einverstanden, und die CIA baute schon immer einmal auf den Swan-Inseln einen Rundfunksender auf, um die Kubaner mit Neuigkeiten zu versorgen:

Radio Swan. Offiziell galt er als Eigentum einer Gibraltar Steamship Company, die bestenfalls als Briefkastenfirma existierte. Auch WRUL war wieder mit von der Partie.

Im Mai gab Eisenhower auf Betreiben Nixons den Befehl, die Exilkubaner zu bewaffnen. Ein CIA-Mann mit dem Pseudonym Frank Bender warb vierzehnhundert Freischärler an, außerdem wurden — Anfang 1961 — vierundzwanzig amerikanische Piloten verpflichtet, die meisten von der Nationalgarde in Alabama nebst deren Stabschef General Reid Doster, als Anwerber fungierte eine angebliche Maklerfirma, Double Chek Corporation, in Miami Springs, die im wesentlichen aus dem Präsidenten, Alex E. Carlson, bestand. Die CIA beförderte die Freischärler auf Alejos' Plantage und ließ sie in allen gebräuchlichen Tötungsarten gründlich unterrichten.

Im Oktober rapportierten guatamatekische Zeitungen das ungewöhnliche Treiben in den Bergen, amerikanische Zeitungen griffen das Thema auf. Die Regierungen Eisenhower und Fuentes dementierten — eine Routineübung. Gewiß hofften sie selber nicht, daß jemand ihnen glaube. Aber wann hätten je Machthaber eine faule Sache nicht dementiert? Solche Leute dementieren noch, wenn ein Tatbestand auch für den einfältigsten Betrachter längst unübersehbar zutage liegt, und auch der Tatbestand in Guatemala lag bald für jedermann mindestens in Guatemala klar zu Tage: Im November rebellierte ein Teil der guatamatekischen Armee gegen Fuentes, besetzte den Atlantikhafen Puerto Barrios, und die CIA ließ die Rebellion von den kubanischen Söldnern niederschlagen, ohne sich um eine einleuchtende Erklärung zu bemühen, wo denn in aller Welt diese Truppe so hurtig hergekommen sei.

Anfang April, in Washington herrschte bereits der strahlende Held des Westens John F. Kennedy, Foster Dulles war gestorben, doch Bruder Allen nach wie vor im Amt — im April schickte der CIA-Verantwortliche, jener Richard Mervin Bissell, der an der Gestaltung der U-2-Maschinen so tatkräftig mitgewirkt hatte, das fliegende Personal für die geplante Invasion von Retalhuleu nach Puerto Cabezas in Nikaragua. Eine Schiffslinie wurde gechartert, zwei leichte Kreuzer wurden eingekauft, und Bluthund Rolando Masferrer wanderte auf Veranlassung des Justizministers Robert Kennedy, ein leuchtender West-Held auch er, hinter Gitter: Er habe, so hieß es, die Entsendung einer militärischen Expedition gegen Kuba geplant und damit wider das amerikanische Neutralitätsgesetz verstossen.

Also eine zweite Invasion, wo doch noch nicht einmal die erste gescheitert war? Aber inzwischen war der sorgfältig eingeleitete Überfall natürlich auch Castro bekannt. Er hatte die Vereinten Nationen eingeschaltet und seine Insel in Alarmzustand versetzt; Masferrers Verhaftung sollte von den wirklichen Urhebern ablenken, die UN beschwichtigten, Castro in Sicherheit wiegen: ein bauernschlaues Gaunerstück.

John F. Kennedy ordnete an, keinesfalls Batistianos in die „Befreiungsarmee“

aufzunehmen, die CIA kümmerte sich nicht darum. Am 15. April begann sie die Invasion, vier Tage später war alles zu Ende. Nur Radio Swan strahlte standhaft Siegesmeldungen und falsche Zuversicht aus, auch dann noch, als sie längst lächerlich waren. (Mittlerweile fordert er unter neuem Namen die Kubaner zur Sabotage auf, und als Besitzer gilt eine Vanguard Service Corporation, die niemand kennt.)

Vier der amerikanischen Piloten kamen bei dem Unternehmen zu Tode, ihre Witwen werden mit vierhundertfünfzig Dollar monatlich unterstützt: von einer gewissen Double Chek Corporation, die nach wie vor im wesentlichen aus ihrem Präsidenten Alex E. Carlson besteht. Die gefangenen Freischärler kaufte John F. Kennedy für dreißig Millionen Dollar in Naturalien frei, CIA-Agent „Frank Bender“ reiste mit ihnen in den Kongo, und die Agency glich — fünf Wochen nach dem Desaster — ihr angeschlagenes Prestige durch einen schönen Erfolg wieder aus:

Am 30. Mai wurde Leonidas Rafael Trujillo, seit einunddreißig Jahren ungekrönter König der Dominikanischen Republik und verlässlicher Kumpan der Amerikaner, von seinen bis dahin nächsten Mitarbeitern — von denen besonders der Provinzgouverneur Imbert Barreras eine ungeteilte Aufmerksamkeit verdient — in enger Kooperation mit der CIA aus dem Amt geschossen. Er hatte durch allzu rüde Methoden sich unbeliebt gemacht, er belastete das Image der Vereinigten Staaten. Solange es einen Trujillo gab, war es schwierig, weiter im Namen von Freiheit und Demokratie gegen Kuba vom Leder zu ziehen und dabei halbwegs glaubwürdig zu bleiben. Zu dieser Zeit träumten die Brüder Kennedy von einer amerikanischen „Allianz für den Fortschritt“, die den Proleten durch einen höheren Lebensstandard das Maul stopfen und den Besitzern der Vereinigten Staaten Macht und Wohlstand auch in Zukunft sichern sollte. Mittlerweile ist diese Allianz so mausetot wie Trujillo.

Als freie Wahlen indes auch in der Dominikanischen Republik einen Linksliberalen, Juan Bosch, auf den Präsidentenstuhl trugen, empörte sich das Militär, General Wessín y Wessín trieb Bosch außer Landes. Aber die Putschisten konnten sich auf Dauer nicht halten, im Frühjahr 1965 wählte der Kongress Francisco Caamano zum provisorischen Präsidenten, und die First National City-Bank in New York, die South Puerto Rico Sugar Company und die Alcoa Exploration Company witterten eine Gefahr für ihre Vorherrschaft. Ausdrücklich hatte die Dominikanische Republik 1962 sich einem Abkommen zur Sicherung amerikanischen Kapitals beugen müssen. CIA und US-Botschafter Bennet faselten von einer kommunistisch gelenkten Revolution, die USA landeten zweiunddreißigtausend Soldaten, um Wessín zu unterstützen, dann überlegten sie es sich, Botschafter Bennet gab Wessíns Rücktritt bekannt, ohne Wessín zu konsultieren, und das amerikanische Außenamt beauftragte die CIA, den bereits erwähnten Imbert Barreras als Präsidenten einzusetzen.

Imbert wurde mit siebenhunderttausend Dollar aus dem Fond der „Allianz für

den Fortschritt“ ausgestattet, um Beamte und Soldaten damit zu schmieren; auf dem Flugzeugträger Boxer transportierten die Amerikaner ihn in seine Heimat. Aber Wessin y Wessin mochte nicht abdanken, und Imbert hatte keinen Erfolg. Die Vereinigten Staaten schrieben traurig ihre Dollars ab, beschlossen auch Imbert abzuschreiben und sich mit Caamano zu verständigen. Von einer kommunistisch gelenkten Revolution war mittlerweile nur noch in Nebensätzen die Rede und die Intervention einigermaßen peinlich geworden.

Sie wurde noch peinlicher; denn auch Imbert weigerte sich abzutreten, er verbündete sich mit Wessin. Ein Bürgerkrieg mit durchaus unüberschaubaren Fronten und ein weiterer Gesichtsverlust der Agency und der USA waren die traurige Folge. Schließlich, im Juni 1966, wurde Joaquín Balaguer Präsident: ein Komplize des verblichenen Trujillo. Danach zogen die US-Truppen ab. Francisco Caamano begnügte sich mit einem Botschafterposten in Großbritannien. Im Oktober 1967 ist er unter ungeklärten Umständen aus London spurlos verschwunden.

Unterdessen zertrümmerten die CIA-Kubaner im Verbund mit Söldnern vor allem aus Rhodesien und Südafrika und amerikanischen CIA-Piloten für zweitausend Dollar monatlich den Kongostaat, massakrierten die Bevölkerung und plünderten.

Das amerikanische Engagement im Kongo war so alt wie die Republik. Als im Herbst 1960 der damalige belgische Konsul in Elisabethville die Rebellion gegen Lumumba mit drei Millionen belgischen Francs ermöglichte, weil er um die Privilegien der Union Minière fürchtete — sie beherrschte nicht nur den Staat wie vorher die Kolonie, sondern genoß auch ein Monopol auf sämtliche Bergbaukonzessionen —, und darauf ein gigantisches Getümmel ausbrach, das Moïse Tschombe bekanntlich zum Anlaß nahm, Katanga zur souveränen Nation zu erklären, avancierten Joseph Desiré Mobutu und Cyrill Adoula zu Vertrauensleuten der CIA. In einer großartigen Zusammenarbeit mit den UN und mit deren finanzieller Hilfe brachte Feldwebel Mobutu die fünftausend Soldaten in der Hauptstadt Kinshasa, zu jener Zeit noch Léopoldville, unter sein Kommando, setzte Lumumba fest und wies die russischen und tschechischen Botschaften aus. Adoula wurde Innenminister und ließ Lumumba, so jedenfalls teilte Moïse Tschombe mit, an Katanga ausliefern. Am 18. Januar wurde Lumumba von einem Belgier liquidiert, bald darauf — die Angaben schwanken zwischen dem 19. Januar und dem 12. Februar — die Leiche unter Aufsicht Adoulas in Schwefelsäure aufgelöst.

Im Juli erkaufte die CIA eine Parlamentsmehrheit für Adoula, er wurde zum Premierminister gewählt; Ende August begannen die UN, Katanga zurückzuerobern. Im Januar 1963 flüchtete Tschombe ins Exil, doch seine Söldner hielten sich in Portugiesisch-Angola zum nächsten Einsatz bereit. Ende 1963 erwarb die Bankgruppe Morgan die Aktienmehrheit der größten Bank des Kongo.

Anfang 1964 schlugen Lumumbas Anhänger wieder los. Trotzdem zog ein halbes Jahr später die UN-Truppe ab — und gab Raum für die Amerikaner; denn Adoula rief Tschombe zurück. Er übertrug ihm die Regierungsgewalt, und die USA lieferten Waffen, Munition, militärische Berater. Tschombe holte seine Söldner wieder ins Land, überall begann wieder das große Schlachten.

Tschombe revanchierte sich. Er entzog der Union Minière das Bergbaumonopol und schuf damit Investitionsmöglichkeiten für amerikanische Konzerne. Aber er war bei seinen Untertanen allzu verhaftet, Geld im Kongo allzu unsicher angelegt. 1965 war Tschombe am Ende und wurde von Mobutu gestürzt. Danach regierte die CIA mehr oder weniger öffentlich, obwohl zum Teil gewohnheitsmäßig getarnt als sogenannte „Western International Ground Maintenance Operations“, zum Teil jedoch auch ungetarnt. Sie erstickte die Rebellion in Blut. Ebenfalls zum Vorteil amerikanischer Kommerzianten auf Kosten der Konkurrenz verlief die CIA-Aktion 1953 im Iran. Dort hatte zwei Jahre vorher Mohammed Mossadegh als Führer einer nationalen Opposition gegen das englische Ölmonopol die Regierung übernommen. 1950 verdiente die Anglo-Iranian noch einmal rund zwei Milliarden Mark, der Anteil des Iran belief sich auf hunderteunzig Millionen; dann verstaatlichte Mossadegh die Petroleumindustrie. England erwog, für die Anglo-Iranian Krieg zu führen, mußte aber des koreanischen Gemetzes wegen darauf verzichten. Statt dessen entsandte die CIA ihren Nah-Ost-Spezialisten Kermit Roosevelt, Enkel und Neffe zweier Präsidenten; autochthoner Verbindungsmann war der Innenminister Fazollah Zahedi, ein Freund des US-Generals Norman Schwartzkopf, der Persiens Polizei organisiert hatte. Auch er tauchte jählings wieder in Teheran auf.

Die Vorbereitungen zogen sich eine Weile hin. Erst am 13. August 1953 wagte der Schah gemeinsam mit Armee und Polizei eine Offensive, er feuerte Mossadegh und ernannte Zahedi zum Ministerpräsidenten. Aber die Ausgepowerten revoltierten, die linke Tudeh-Partei stellte sich hinter Mossadegh, und Schah-in-Schah und Gattin enteilten Hals über Kopf nach Rom, wo sie sich mit Allen Dulles trafen. Ministerpräsident Zahedi verschwand aus der Öffentlichkeit.

Sechs Tage später mobilisierten Kermit Roosevelts Agenten mit einer großzügigen Verwendung von Bargeld den Pöbel und den Ringerklub der Hauptstadt. Die Muskelmenschen trappeten durch die Straßen und massakrierten jeden, der nicht bereit war, Elogen auf den Schah zu singen. Die Bevölkerung, im Iran kaum urteilssicherer als anderwärts, schwenkte um, Zahedi tauchte wieder ans Tageslicht, der Schah und seine Gemahlin kehrten zurück, Mossadegh und die Tudeh-Führer wurden abgeurteilt.

Anschließend verlor die Anglo-Iranian — mittlerweile BP — ihr Monopol. Vierzig Prozent des persischen Erdöls ergatterten 1958 die amerikanische Gulf Oil, Standard Oil von California und New Jersey, Texaco und Socony Mobil, vierzehn Prozent erhielt die Shell, sechs die Compagnie Française des Petroles. Die Aktion kostete die amerikanischen Steuerzahler neunzehn Millionen Dol-

lar und eine jährliche sogenannte Wirtschaftshilfe für Persien von hundert Millionen. Aber ein Krieg wäre gewiß kostspieliger gewesen.

Kermit Roosevelt wurde stellvertretender Direktor der CIA für den Nahen Osten, doch blieb er es nicht lange. Er verließ den Geheimdienst und trat der Gulf Oil bei. 1960 wurde er ihr Vizepräsident.

Im gleichen Jahr 1958, da das persische Konsortium Gestalt annahm, wurde die Macht der Ölkonzerne im Vorderen Orient schon wieder bedroht, und die USA intervenierten ein zweitesmal, noch hemdsärmeliger als im Iran: Präsident Camille Shamoun, durch einen Staatsstreich mit Hilfe der CIA im Libanon an die Macht gekommen, kämpfte gegen Verfassung und Bevölkerung um eine Verlängerung seiner Amtszeit, seine Niederlage schien möglich, und es gab hier nicht mehr viele Verbündete für die Vereinigten Staaten: Im Februar hatten Syrien und Ägypten sich zusammengeschlossen, am 14. Juli hatte der linke Militär Kassem den König des petroleumhaltigen Irak gestürzt, und der jordanische Thron wackelte bedenklich. Aber dieser Thron wackelte meistens, es war schon alltäglich. So besetzten die USA am 15. Juli den Libanon bis zur Grenze des Irak, übrigens ohne Shamoun retten zu können. Aber Kassem, eingeschüchtert, wagte nicht, sich an dem amerikanischen Erdöl zu vergreifen.

Um Öl ging es anscheinend auch 1961, als französische Offiziere de Gaulle zu stürzen versuchten. Die Beteiligung der CIA wurde auch diesmal dementiert. Doch sollte man dergleichen nicht allzu ernst nehmen.

Zu dieser Zeit wurde der Krieg in Algerien nur noch um das Petroleum geführt; de Gaulle hatte ihn längst satt, und als für den Mai eine Konferenz in Evian angesetzt wurde, zweifelte kaum jemand an einem Waffenstillstand, auch wenn er zu Lasten der Konzerne ging. Die Standard Oil war in Algerien stark engagiert, zusammen mit der Compagnie Française des Petroles hielt sie allein in Hassi Messaoud eine Konzession über zwanzigtausend Quadratkilometer.

Gleichzeitig jedoch schwelte die Berlin-Krise ihrem Höhepunkt entgegen. Kennedy trachtete, sich mit den Sowjets zu verständigen, aber die westdeutsche Regierung lehnte ab, und de Gaulle schlug sich auf ihre Seite. Die Amerikaner hatten ihm die Führung der Nato verweigert; daher beendete er abrupt seine pro-amerikanische Politik, schon im Herbst 1960 spekulierte er gegen den Dollar. Unter diesen Umständen hielt die amerikanische Regierung einen Krieg in Europa für nicht unwahrscheinlich. Vorsorglich hatte die CIA schon Jahre zuvor mit dem Einverständnis des Senats und des Präsidenten Pläne ausgearbeitet, im Ernstfall die Führer der europäischen Sozialisten durch eine Femejustiz bei Nacht und Nebel auszuschalten, wie immer das im Einzelnen auszusehen hätte: KZ oder Grab? Gab de Gaulle Algerien auf, war Westeuropa mühelos von seinen Energiequellen abzuschneiden, die Algerier hätten den Westen nicht unterstützt, gleichgültig ob die Konzerne vorläufig noch ihre Konzessionen hätten behalten dürfen. Den Suez-Kanal zu sperren, war eine Kleinigkeit, und Libyen konnte vor Jahresende nicht liefern.

Am 22. April putschten in Algerien die Generale Salan, Challe, Zeller und Jouhaud. Französische Zeitungen berichteten im Einklang mit der Regierung, die Generale handelten auf Order und mit der Hilfe der CIA: — Salan würde den Krieg in Algerien fortsetzen, auf diese Art Westeuropa die Energie und der Standard Oil ihre Investitionen erhalten, und überdies in der Berlin-Frage auf den Kurs der USA einschwenken.

Paras, Fremdenlegionäre und andere Truppen schlossen sich Salan an; darüber hinaus lagen Waffen und Ausrüstung für weitere hundertfünfzigtausend Soldaten bereit. Salan verhängte den Belagerungszustand über sämtliche französischen Gebiete in Afrika, auch über Paris wurde der Belagerungszustand verhängt: de Gaulle erwartete einen Absprung von Fallschirmjägern auf Algerien.

Nach drei Tagen brach der Putsch zusammen. Salan flüchtete nach Melilla in Spanisch Marokko. Allen Dulles wurde zum Rücktritt gedrängt, angeblich des kubanischen Desasters, wahrscheinlicher aber dieses seines mißglückten Anschlags auf de Gaulle wegen, und als Kennedy im Mai auf dem Weg zur Wiener Konferenz nach Paris kam, sah er sich zu einem peinlichen Panegyrikus auf den verdrossenen General und zu jenem flauen Dementi genötigt: Wir haben in Washington darüber diskutiert, so sagte er, und es ist unmöglich, daß die CIA . . .!

Die Konferenz von Evian scheiterte. Die Algerier verlangten kategorisch die Sahara, und de Gaulle hatte nicht die Verwegenheit, sie ihnen abzutreten. Das große Schlachten, das dreihunderttausend Autochthonen das Leben und über eine Million die Wohnung kostete, wurde erst ein Jahr später beendet: mit einem Geheimabkommen über das Öl. Im Juni 1965 beseitigte Boumedienne im Einvernehmen mit de Gaulle Ben Bella: nach neunzehn Monaten fruchloser Verhandlung über einen neuen Öl-Kontrakt hatte Ben Bella mit der Verstaatlichung gedroht.

Danach wurde der Anteil Algeriens von fünfzig auf fünfundsechzig Prozent erhöht, aber im Jahr darauf übertrug Boumedienne den Vertrieb von den Franzosen auf die Amerikaner. Wiederum ein Jahr später, im Anschluß an den Nahost-Krieg, enteignete er die Esso-Standard Algerie, Esso-Africa, Esso Saharienne, Mobil Oil Africaine und Mobil Oil Française. Der Nahost-Krieg wurde nicht zuletzt im Interesse der Irak-Petroleum-Gesellschaft geführt, an der die „Socony Mobil und Standard Oil“ mit einem runden Viertel beteiligt ist: Das Geschäft hatte nicht gelohnt. Trotzdem wäre es wenig sinnvoll, nun auch Boumedienne zu stürzen, jedenfalls nicht für die Standard Oil. Hier ist die Entwicklung nicht mehr zurückzudrehen.

Nach der Wiener Konferenz schrieb Kennedy Europa als bevorzugten Schauplatz des Kalten Kriegs stillschweigend ab. Er wandte seine Aufmerksamkeit dem asiatischen Trauma der Vereinigten Staaten zu, erwog Nordvietnam zu bombardieren, um den Widerstand gegen das Diem-Regime im Süden zu ersticken, änderte aber seine Meinung und lieferte seinen Statthaltern in Saigon mehr Geld und mehr Militär.

Begonnen hatte dieses Trauma mit Tschiang Kai-schecks Niederlage im chinesischen Bürgerkrieg. Weder Truman noch die CIA gedachten, diesen Schicksalsschlag ergeben hinzunehmen, den Kommunisten einen halben Kontinent widerstandslos zu überlassen. Wenn sie China schon nicht erobern konnten, wünschten sie es wenigstens zu umzingeln.

Während Tschiang Kai-schek mit dem größten Teil seiner Armee auf Formosa ungeduldig den nächsten Waffengang erhoffte, hielt ein anderer Teil, die Schätzungen reichen von zwölf- bis zu dreißigtausend Mann, sich in Nordwestburma bereit und wurde von der CIA in Taipeh - Tarnname: „Western Enterprise Incorp.“ — über eine scheinbar private Fluggesellschaft, Civil Air Transport (CAT), mit Sitz in Taipeh via Hongkong mit Nachschub und fliegenden Bordells versorgt. Direktor der Fluggesellschaft war Claire Lee Chennault. Auf Order der amerikanischen Regierung hatte er im chinesisch-japanischen Krieg für Tschiang Kai-schek eine Luftflotte aufgebaut, die USA hatten ihn mit Jagd- und Transportmaschinen ausgestattet. Im Juli 1942 wurde Chennaults Geschwader der US-Luftwaffe unterstellt. Im chinesischen Bürgerkrieg bombardierte Chennaults Truppe, nun wieder angeblich privat, die Kommunisten.

Die chinesischen Soldateska in Burma verlotterte allmählich, sie lebte von Plünderungszügen und vom Handel mit Opium. Die burmesische Regierung forderte Abzug oder wenigstens Entwaffnung der Horde, niemand kümmerte sich darum. Ein Kleinkrieg der Chinesen gegen die burmesische Armee entstand und zettelte sich jahrelang hin.

1950 verkündete der amerikanische Außenminister Acheson, Korea liege jenseits der amerikanischen Verteidigungslinien. Als bald darauf der Krieg zwischen dem Norden und dem Süden jenes Gemeinwesens ausbrach, intervenierten die Vereinigten Staaten trotzdem, auch hier im Einklang mit den UN, und die CIA setzte über China amerikanische und tibetanische Agenten ab mit dem Autrag, chinesische Sabotage- und Spionageeinheiten zu organisieren; eine glaubhafte Nachricht besagt, hundertsechs dieser Saboteure seien von Maos Aufpassern erschossen, weitere hundertvierundzwanzig gefangen worden. Die USA dementierten nach schöner alter Routine — aber unter den Gefangenen befanden sich zwei Amerikaner. Chennaults CAT flog jetzt Nachschub aus Japan für Syngman Rhee; zwischendurch bombardierte sie Guerillas auf den Philippinen.

Die waren nach einem halben Jahrhundert amerikanischer Kolonialherrschaft ausgeplündert und verelendet in die Souveränität entlassen worden. Der Boden gehörte den reichen Landherren und wurde von Pächtern bewirtschaftet. Die Pacht betrug siebzig Prozent der Ernte. Die Guerillas hatten mit den Amerikanern gegen die japanischen Besatzer gekämpft, aber nicht um sich nach Kriegsschluß weiter von den Landherren ausplündern zu lassen. Sie setzten den Krieg fort und waren 1950 so mächtig, daß eine Eroberung Manilas möglich schien. Die USA forderten unverzüglich Gegenmaßnahmen; der Abgeordnete Ramon Magsaysay erklärte, sie einleiten zu wollen, und wurde Kriegsminister. Gesteuert von

der CIA, führte er einen brutalen Ausrottungskrieg, zugleich trachtete er, die Guerillas mit Versprechungen zu ködern: Man konnte die verlassenen Latifundien der Japaner aufteilen, dann gab es auf den Philippinen keine Armen mehr. Ob die Latifundien für alle ausreichen würden, ob die Landherren mit solcher Verschleuderung des Volksvermögens einverstanden sein würden; ob schließlich jemand den Landempfängern mit Saatgut, Geld, Gerät über den harten Anfang helfen würde, verriet er nicht.

Etwa um dieselbe Zeit entsandte Tschiang Kai-schek einen seiner Generale, Li Mi, um den Haufen in Burma wieder gefechtsbereit zu drallen, und die CIA in Bangkok, getarnt als harmloses Handelsunternehmen, bestückte sie mit neuen Waffen. Offenbar wähnte sie die Revanche mit den Roten in unmittelbarer Nähe.

Aber vorläufig eskalierte nur der Krieg gegen die burmesische Armee. Burma beklagte sich beim amerikanischen Botschafter William J. Sebald; der reichte die Klage weiter, er war besorgt: Wie, wenn Burma aus Protest ins feindliche Lager überlief? Wie, wenn die dreihunderttausend burmesischen Kommunisten rebellierten? Inzwischen bestimmte John Foster Dulles in Washington die Richtlinien der Politik, er besänftigte Sebald: Die USA hätten mit diesen Aktionen nichts zu tun. Burma möge sich an Tschiang Kai-schek halten.

Erst Ende 1959 erklärte Li Mi sich bereit, nach Thailand abzuziehen. Doch der thailändische Innenminister Pao verbot den Burmesen, die Auffangräume zu kontrollieren: er war ein zuverlässiger Partner jener Chinesen im Opiumtransit; an dessen Abbruch konnte ihm nichts liegen. Tatsächlich evakuierten die Chinesen lediglich ihre Verwundeten, Frauen und Kinder. Der Krieg gegen Burma ging weiter, Burma schloß einen Pakt mit dem kommunistischen China, und Botschafter Sebald demissionierte in Protest.

Währenddessen hatten die USA sich, ohne viel Aufhebens davon zu machen, auch an dem Kolonialkrieg beteiligt, den Frankreich seit 1946 in Vietnam führte. Das französische Kapital war nach Nordafrika geflüchtet, es glaubte nicht mehr an den Sieg; amerikanisches Kapital hatte das Vakuum gefüllt. Schließlich bezahlten die Vereinigten Staaten den Krieg fast allein, und Anfang 1954 begann Chennaults CAT, Kriegsgerät von den Philippinen nach dem letzten wichtigen französischen Stützpunkt Dien-Bien-Phu zu transportieren.

Im Frühjahr wurde die Lage der Festung kritisch. Eisenhower und John Foster Dulles hätten gern Atombomben eingesetzt, Nixon kündigte den Einsatz amerikanischer Truppen an; doch der Kongress stimmte dagegen. Am 26. April begann in Genf die Indochinakonferenz, elf Tage später fiel Dien-Bien-Phu. Die Vereinigten Staaten beschlossen, vollendete Tatsachen zu schaffen, um der Freien Welt — und ihrer Einkreisungspolitik — wenigstens Südvietnam zu erhalten. Inzwischen war Ramon Magsaysay durch eine reichliche Verwendung amerikanischer Gelder auf den Philippinen Präsident geworden. Am 17. Mai ergab sich der Guerillaführer Luis Taruc, vorübergehend war der Krieg praktisch zu Ende.

Nur zu der versprochenen Landverteilung hatte Magsaysay noch nicht recht die Zeit gefunden. Immerhin war sein CIA-Berater Edward Lansdale für andere Aufgaben frei; er wurde nach Washington zitiert und eindringlich befragt: Gab es keinen vietnamesischen Magsaysay? Lansdale fand ihn in dem vietnamesischen Emigranten Ngo Dinh Diem, der seit vier Jahren in den Vereinigten Staaten lebte.

Am 7. Juli ernannte Bao Dai, in französischem Auftrag Staatspräsident von Vietnam, Dinh Diem zum Ministerpräsidenten. Unabhängig von der CIA-Mission avancierte Lansdale zu Dinh Diems politischem und strategischem Berater. Am 21. Juli wurde in Genf der Waffenstillstand geschlossen, doch die Gleise für den nächsten Krieg waren schon gestellt. Daß Dinh Diem ein Terrorregiment begann, kaum daß die Vietminh-Truppen vertragsgemäß nach Norden abmarschiert waren, daß er eine halbe Million Hektar vom Vietminh verteilten Boden enteignete, die Pacht mit Brachialgewalt auch für die vergangenen Jahre eintrieb, die in Genf vereinbarten Wahlen von Eisenhower auf Rat Kardinal Spellmans und Joe Kennedys verhindert wurden, daß Bruder Ngo Dinh Nhus Sondertruppen, von der CIA bezahlt, buddhistische Pagoden überfielen, CIA-Agenten als Vietcong verkleidet harmlose Zivilisten mordeten, um die Bevölkerung zu Gegenschlägen zu provozieren, daß amerikanische Einheiten diese Gegenschläge selbst besorgten, falls die Bevölkerung apathisch blieb — diese Dinge sind allgemein bekannt. Weniger bekannt ist, daß der Diem-Clan besiegt wurde, erst als er, von de Gaulle zu einer Neutralisierung Vietnams sanft ermuntert, eine Verständigung mit Nordvietnam in Betracht zog — besiegt im Auftrag der CIA von Generalmajor Tran van Don, einem verflossenen Liebhaber der berüchtigten Madame Nhu, und Henry Cabot Lodge diesen Mord mit einer Million Dollar honorierte.

Natürlich beschieden die USA bei alledem sich nicht damit, nur westliche Positionen rings um China zu halten. Die Illusion einer Eroberung war immer noch lebendig. John Foster Dulles hätte mit Vergnügen Tschiang Kai-schek „von der Kette“ gelassen, aber auch damit war der Kongreß nicht einverstanden. So okkupierte die CIA wenigstens die Inseln Quemoy und Matsu, stopfte sie mit Truppen voll und schleuste von hier chinesische Kommandos aufs Festland, eine Praxis, die von Kennedy übernommen wurde, und ab 1957 schickte sie U-2-Flugzeuge von Japan und Pakistan an den Himmel über China.

1957 versuchte auch Sukarno aus der kapitalistischen Phalanx auszubrechen. Er enteignete holländische Immobilien und bekam prompt ebenfalls Schwierigkeiten. Indonesien war das drittreichste Land der Erde; trotzdem betrug das Durchschnittsjahreseinkommen noch keine zweihundertfünfzig Mark: Gummi, Öl und Zinn gehörten Holländern und Amerikanern.

Wieder einmal spähte die CIA nach Unzufriedenen, warb Söldner an und richtete sie in amerikanischen Trainingslagern ab; Zentrale dieser Aktion war Tai-

peh. Anfang 1958 sickerten Amerikaner, Filipinos und Nationalchinesen nach Sumatra, Borneo und Celebes. Am 15. Februar wurde auf Sumatra eine Gegenregierung gebildet. Mit Segelschiffen brachten die USA Waffen von den Philippinen, auf Sumatra brach ein Bürgerkrieg aus.

Scheinbar naiv ersuchte Sukarno die USA, auch ihm Waffen zu liefern. Sie weigerten sich; dennoch gerieten die Rebellen in Bedrängnis. Wieder griff Chenaults CAT ein: Vom Flughafen Clark Field auf den Philippinen aus bombardierten sie Stellungen der indonesischen Armee.

Sukarno beschuldigte die Vereinigten Staaten der Intervention; John Foster Dulles dementierte; aber am 18. Mai wurde nach einem Angriff auf den Flugplatz der Molukken-Insel Ambon ein CAT-Pilot, Allan Lawrence Pope, abgeschossen. Abermals beschuldigte Sukarno die Vereinigten Staaten, diesmal mit einem immerhin handfesten Beweis, er drohte mit einer Intervention Chinas: Peking hatte ihm Piloten angeboten. Die USA denunzierten Pope als skrupellosen Abenteurer, mit dem sie nichts zu schaffen haben mochten; doch sie lieferten hastig Sukarno die gewünschten Waffen, sie lieferten Reis. Gleichzeitig jedoch unterstützte die CIA die Gegenregierung weiter.

Im August forderte Außenminister Subandrio die USA nachdrücklich auf, die Intervention endlich zu stoppen; danach wurde der Aufstand niedergeschlagen. Pilot Pope kam vor ein Militärgericht, wurde zum Tode verurteilt, aber das Urteil wurde nicht vollstreckt. Seit Indonesiens Unabhängigkeit war die Todesstrafe inoffiziell abgeschafft. Im Juli 1962 wurde Pope nach Hause entlassen und heuerte bei einer scheinbar privaten Fluggesellschaft, SAT, auf Formosa an. Claire Lee Chennault war mittlerweile gestorben, ein neuer Kommandeur aus den Vereinigten Staaten hatte das „Privatgeschwader“ übernommen. Vielleicht hatte er auch den Firmennamen geändert? Der Syndikus der SAT war identisch mit dem Präsidenten der Double Chek Corporation, die im Vorjahr Piloten zum Überfall auf Castro angeworben hatte: Alex E. Carlson in Miami Springs, Florida. Pope heuerte an, um Nachschub für Laos zu transportieren, wo die USA — gegen den Genfer Indochina-Vertrag und gegen die politische Vernunft — ein weiteres antikommunistisches Bollwerk zu errichten planten.

Die CIA hatte lokale Revolten inszeniert, und sie hatte dreihundert Millionen Dollar investiert, um ihre Marionette Phoumi Nosavan als ernstzunehmenden Widersacher der prochinesischen Pathet Lao aufzubauen. Im Dezember 1959 war Nosavan in Vientiane einmarschiert und hatte eine Militärregierung gebildet. Im folgenden Jahr verschaffte die CIA durch eine Wahlfälschung dieser Regierung ihre demokratische Legitimation.

Phoumi Nosavan schickte dreihundert Fallschirmjäger gegen die Pathet Lao; den Rest seiner fünfundzwanzigtausend Soldaten brauchte er zum eigenen Schutz. Im August 1960 drehten die dreihundert Fallschirmjäger unter dem Befehl ihres Hauptmanns Kong Le ihre Musketen um, sie benutzten eine vorübergehende Abwesenheit Nosavans von der Hauptstadt und eroberten Vien-

tiane. Kong Le beauftragte den früheren — neutralistischen — Ministerpräsidenten Souvanna Phouma, eine neue Regierung zu bilden; Nosavan sollte Verteidigungsminister werden. Der amerikanische Botschafter Winthrop Brown beschwore Washington händeringend, diese Regierung anzuerkennen, doch die CIA beharrte auf Nosavan, mit einem neutralen Laos war ihr nicht geholfen. Nosavan blieb der Hauptstadt fern, drei Millionen Dollar im Monat flossen ihm aus den Quellen der CIA auch künftig zu, und Thailand, fest im Griff der CIA, verhängte eine Wirtschaftsblockade.

Anfang Dezember war Laos ohne Reis und Öl. Verzweifelt wandte Souvanna Phouma sich an die Sowjets. Die Vereinigten Staaten faselten von einer bedrohten laotischen Neutralität, und Nosavans Armee trappete in die Richtung nach Vientiane. Gleichzeitig lieferten die Sowjets über eine Luftbrücke via Hanoi Reis und Öl. Am 18. Dezember okkupierte Nosavan die Hauptstadt, Souvanna Phouma flüchtete nach Kambodscha, Kong Le verbündete sich mit dem Pathet Lao. Während Nosavan geschwind eine neue Regierung ernannte, versorgten die Sowjets Kong Le mit Waffen, und Anfang 1961 besetzte er die strategisch wichtige Ebene der Tonkrüge.

Als eine seiner ersten Amtshandlungen schickte Kennedy die 7. US-Flotte an die vietnamesische Küste, ließ einen Plan zur Eroberung von Laos ausarbeiten und versprach Nosavan jede erdenkliche Hilfe. Bevor er Gelegenheit dazu fand, sie zu realisieren, war Nosavan schon auf dem Rückzug, ein amerikanischer Sieg nur noch durch Atomwaffen zu gewährleisten.

Kennedy versuchte es mit einem Trick. Jetzt erklärte er sich scheinbar mit einem neutralen Laos einverstanden. Vierzehn Monate wurde in Genf wieder erbittert gefeilscht, schließlich Nosavan zum Rücktritt, Souvanna Phouma zur Bildung einer Regierung aufgefordert. Nosavan und sein besonderer CIA-Berater, Jack Hazey, begriffen nichts und lamentierten. Kennedy versetzte Hazey nach Bangkok und entzog Nosavan die finanzielle Unterstützung. Voreilig provozierte Nosavan ein weiteres Gefecht gegen die Pathet Lao und gefährdete so leichtfertig Kennedys kompliziertes Spiel; denn er unterlag abermals. Hals über Kopf warfen die USA fünftausend Soldaten an die Grenze Thailands mit Laos und verfaßten bissige Noten an die Sowjetunion.

Im Sommer 1962 wurde endlich das Genfer Laos-Abkommen unterschrieben, für fremde Truppen, fremdes paramilitärisches Personal und fremde Militärberater der Aufenthalt in Laos verboten, Souvanna Phouma wieder Ministerpräsident, Nosavan sein Finanzminister. Er gründete eine Bank, über die er steuer- und amerikanische Hilfsgelder in seine Tasche scharrete: Die USA schütteten weiter jährlich zweihundert Millionen Dollar über Laos aus. Außerdem entsandten sie einen Militärattaché mit siebzig Subalternen nach Vientiane und spannten die laotische Armee zum Kampf gegen den nun wieder feindlichen Pathet Lao ein. Eine weitere CIA-Fluggesellschaft, Air America, beförderte laotische Soldateska, sie beförderte Forage, Waffen, Munition.

1965 versuchte Nosavan zum dritten Mal mit Gewalt die Macht zu erlangen, doch man brauchte ihn nicht mehr. Geschlagen rettete er sich ins befreundete Thailand. Inzwischen ist Laos ein Dorado der CIA, Souvanna Phouma nicht mehr neutralistisch — Politik ist häufig eine Geldfrage —, und vierzehntausend Amerikaner, die meisten von ihnen Green Berets, kämpfen mit der laotischen Armee.

Im selben Jahr 1965 brach auch in Indonesien wieder Getümmel aus. Sukarnos Verhältnis zu den Vereinigten Staaten hatte sich noch mehr verschlechtert, dennoch hatten die USA ihr Hilfsprogramm fortgesetzt. Sukarnos Regierung und Armee waren mittlerweile mit CIA-Agenten unterwandert, sie wollten diese guten Kontakte nicht gefährden. Doch dann verstaatlichte Sukarno amerikanisches Eigentum und gefährdete die Unabhängigkeit der Rhetorten-Republik Malaysia, für deren Gründung der Westen so viel ausgegeben hatte, Präsident Johnson sah sich außerstande, die Wirtschaftshilfe für Indonesien fortzusetzen. Im Oktober kam es schließlich zum Umsturz. Mittlerweile ist Sukarno entmachtet, eine halbe Million Linke oder Links-Verdächtige umgebracht, rund achtzigtausend sind eingesperrt, und Indonesien ist stramm antikommunistisch. Die amerikanische Erklärung für diese Geschehnisse besagt, die Kommunisten hätten versucht, die Regierung abzuräumen — sie ist allgemein bekannt und wenig überzeugend. Die Version der Linken, daß nämlich CIA und Militär einen Putsch gegen Sukarno planten, er ihnen aber mit Hilfe der Kommunisten wenigstens vorübergehend zuvorgekommen sei, klingt nach Kenntnis der Verhältnisse und der Ziele und Methoden jener Agentur immerhin logisch. Washingtons Dementi sollte niemand verwirren — wann hätte es nicht dementiert . . .

- Außer New York Times, New York Herald Tribune, Time, Süddeutsche Zeitung, Spiegel, konkret, Stern wurden für diesen Aufsatz folgende Publikationen benutzt:
- David Wise / Thomas B. Ross: *Die Unsichtbare Regierung*, Frankfurt am Main, 1966.
- Allan Dulles: *The Craft of Intelligence*, New York, 1963.
- Andrew Tully: *CIA — The Inside Story*, New York, 1962.
- L. L. Matthias: *Die Kehrseite der USA*, Reinbek, 1964.
- Friedrich Heer: *Die Kriege und ihre Folgen*, in: *Das Jahrhundert der Barbarie*, München, 1966.
- Wilfred G. Burchett: *Partisanen contra Generale*, Berlin, 1965.
- Stephen Roussea: *Militärputsch in Griechenland*, Reinbek, 1968.
- Tad Szulc: *Revolution der Sombreros*, München, 1965.
- Harry Thürk: *Geschwader der Gangster*, Berlin, 1961.
- Wolfgang Schreyer: *Die Piratenchronik*, Berlin, 1961.
- Bernt Engelmann: *Meine Freunde die Waffenhändler*, Bergisch-Gladbach, 1964.
- Anton Zischka: *Welt in Angst und Hoffnung*, Gütersloh, 1955.

Jürgen Alberts Der Tübinger Studentenprozeß

Der Richter gibt den Befehl. Der Richter verläßt den Saal. Der Staatsanwalt verläßt den Saal. Einige Zuhörer verlassen mißmutig den Saal. Die meisten Zuhörer bleiben sitzen. Die Polizisten fordern auf, den Saal zu verlassen. Ein Zuhörer versucht, mit dem Amtsgerichtsrat zu verhandeln. Die Polizisten fordern auf, den Saal zu verlassen und greifen ein paar Zuhörer heraus. Die Polizisten schlagen auf Zuhörer ein. Die Polizisten, die auf Befehl handeln, zerren Zuhörer an den Haaren aus dem Saal. Die Polizisten, die auch nur ihre Pflicht tun, werfen Zuhörer die Treppen des Gerichts hinunter.

„Ich lasse den Saal räumen . . . Ich lasse den Saal räumen . . . Die Öffentlichkeit wird ausgeschlossen . . . Die Öffentlichkeit wird ausgeschlossen.“

Zweimal wurde der Tübinger Schwurgerichtssaal auf Anweisung des Amtsgerichtsrates geräumt. In beiden Fällen verließ der Amtsgerichtsrat den Saal, um der Polizei die Arbeit zu überlassen. Nicht die Hände schmutzig machen. Was bedeutet Öffentlichkeit im Gerichtssaal? Sie sollte Kontrolle sein, das war ihr historischer Sinn. Die Öffentlichkeit soll zuhören und nachher berichten; das ist ihre Kontrollfunktion.

„Die Öffentlichkeit hat sich rubig zu verhalten . . . Die Öffentlichkeit hat sich der Meinung zu enthalten.“

Nur: wenn sich der Richter dieser Art der Kontrolle durch einen einfachen Beschuß entledigen kann, ist die Öffentlichkeit eine Farce.

I. Zur Verhandlung steht an

Fast 130 Studenten. Von Prozeßtag zu Prozeßtag werden es mehr. Da der Staatsanwalt die Zeugen der Verteidigung fragt: Was haben Sie am 21. 6. 1968 in den Räumen des Luftschutzhilfsdienstes (LSHD) gemacht? Andere stellen Selbstanzeige, quantitativ der größte Prozeß gegen linke Studenten in Deutschland, in Tübingen, wo man ein gutes Verhältnis zur Polizei hat. Seit dem 17. 7. 1969 rollt die Prozeßwelle, die ersten drei stehen vor Gericht: Schweitzer, Schmeissner und Steinbrecher. An sich handelt es sich um einen Prozeß gegen Psychologiestudenten, die ersten drei sind aus anderen Fakultäten ausgewählt, aber: es gibt Zufälle, sagt man.

1. Vorgeschichte

Nach einer Kapazitätsanalyse von Professor Heckhausen (in: Psychologische Rundschau, Nr. 19, 1968, S. 79 ff) müßten am Tübinger Psychologischen Institut bei 500 Studenten

zur Verfügung stehen:

5 Ordinarien

40 bis 60 wissenschaftliche Mitarbeiter

3000 qm Arbeitsraum

stehen zur Verfügung (Juni 1968):

1 Ordinarius

9 wissenschaftliche Mitarbeiter

1600 qm Arbeitsraum.

Schon im Wintersemester 1966/67 war diese Entwicklung, oder wie man von kultusministerieller Seite sagt, „dieser Engpaß“, vorherzusehen. Ein Jahr später wurden die Folgen sichtbar: über die Hälfte der Teilnehmer am für alle verpflichtenden Praktikum III wurde abgewiesen. Von der Institutsleitung wurde nichts unternommen. Seit dem 27. 10. 1967 unternahmen die Studentenversammlung und von den Studenten gebildete Gremien Vorstöße verschiedenster Art: Fragebogenaktion zur Bedarfsfeststellung, Briefe an die Institutsleitung, an das Kultusministerium, das akademische Rektorat, mehrfache Gespräche mit den genannten Stellen, Warnstreik usw. Erfolg: neun Monate später, nach intensiven Anstrengungen der Studentenschaft, wurde den Psychologiestudenten mitgeteilt, daß mit einem Ausbau der Psychologie ihres Faches in Baden-Württemberg in den nächsten fünf Jahren nicht zu rechnen ist. Der Verhandlungsweg war gescheitert.

Exkurs: Über die Unterstützung der Studenten durch ihre Professoren.

Nachdem die Studenten konkrete Forderungen gestellt hatten, wurden sie zeitweise von den Verhandlungen ausgeschlossen. Die Interessen des Psychologieprofessors Bergius waren genauso betroffen, nur: nachdem er lange Zeit nichts unternommen hatte, ließ er die Studenten im Stich.

„Demonstrieren ist nicht ganz mein Stil.“

Auf die Frage, warum er nicht mit den Studenten zusammengearbeitet hätte, das Votum von seiner Seite wäre bestimmt nicht auf taube Ohren gestoßen, sagte Bergius:

„Als kleiner Universitätsprofessor kann ich da nichts ausrichten.“

Etwas pointierter sagte der Prorektor der Universität Tübingen im Zeugenstand:

„Wir sind ja alle Beamte und können nicht gegen den Staat und Aktionen gegen den Staat billigen.“

In drei öffentlichen Teach-ins diskutierte man weitere Möglichkeiten: eine Protestdemonstration würde kaum Erfolg haben. Streik oder Prüfungsboykott hatten sich als effektlos erwiesen. Man suchte eine wirksame Maßnahme, durch die exemplarisch auch für andere Fächer gezeigt werden sollte, daß die Prioritäten im Etat des Landes falsch gesetzt sind; man suchte eine alarmierende Aktion. Am 21. 6. 1968 wurde das Büro des Luftschutzhilfsdienstes besetzt. In diesen Räumen wurden Arbeitskreise eingerichtet. Damit sollte der Bevölkerung gezeigt werden, wo die Ursache liegt: handfeste Interessen verhindern eine effektive Wissenschafts- und Kulturpolitik. Für einen Luftschutzhilfsdienst, der nachgewiesenermaßen im Notfall nicht viel helfen kann (siehe: Studie der Vereinigung deutscher Wissenschaftler), ist Geld vorhanden, nicht für die Psychologie und andere Wissenschaften. In den Räumen diskutierten die Studenten die Probleme, die von der staatlich geförderten Psychologie sorgfältig ausgeklammert werden: Was leistet die Psychologie in unserer Gesellschaft? Wie kann die Psychologie zur Befreiung des Menschen beitragen? Der letzte dieser Arbeitskreise unterbrach seine Arbeit nachts um zwei Uhr. Zwei Stunden später waren 500

Polizisten aufmarschiert, um in einer Nachtundnebelaktion die Räumung der Büros durchzuführen.

Aus der Vernehmung des Psychologieprofessors Bergius:

Verteidiger: „Herr Professor Bergius, Sie können uns doch sagen, ob ein Schock gegen Vorurteile hilft. Meinen Sie nicht, daß diese Aktion der Studenten geholfen hat?“

Bergius: „Sie haben recht, Herr Dr. Bangemann. In USA hat der Sputnik-Schock, wie man ihn genannt hat, damals sehr geholfen. Seitdem hat man sich in USA mehr um die Bildung gekümmert. Aber das war eine größere Sache.“

Verteidiger: „Sie wollten aber damit nicht gesagt haben, die Studenten sollten nicht ein kleines LSHD-Büro besetzen, sondern das Kultusministerium, oder?“

Erfolge: die Öffentlichkeit wurde aufmerksam gemacht; Tübinger Studenten wurden aufmerksam, weil in vielen Fächern die Notlage ähnlich ist, auf den materiellen Notstand aber auch auf den sinnlos-wertfreien Wissenschaftsbetrieb. Frau Krebs aus Villingen mietete für das in den LSHD-Räumen gegründete Wilhelm-Reich-Institut für kritische Psychologie Räume an. Der zweite, vakante Lehrstuhl wurde zum Wintersemester 1968/69 besetzt, obwohl die Berufungsverhandlungen kurz vorher zu scheitern drohten. Obwohl das Kultusministerium fünf Tage vor der Besetzungsaktion keinerlei Mittel bewilligte, wurden vier neue Planstellen für Assistenten und weitere Räume dem Institut zugewiesen. Allerdings ist das nur ein Anfang.

Folgen: Allen Studenten, die sich zur Zeit der Räumung in den LSHD-Büros befanden, ging ein Strafbefehl in Höhe von 90,— DM Geldstrafe und drei Wochen Haft zur Bewährung zu, gegen den alle Angeschuldigten Einspruch erhoben. Die ersten drei standen seit dem 17. 7. 1969 vor dem Amtsgericht Tübingen.

2. Verfahrensfragen oder: Wie unabhängig ist unsere Justiz?

Verteidiger: „Ich stelle Antrag wegen Befangenheit, Hohes Gericht. In Tübingen fand eine Besprechung unter den Amtsrichtern statt. Darin wurde darüber entschieden, ob die Studenten, die an der LSHD-Besetzung teilgenommen haben, einen Strafbefehl erhalten sollten oder man sofort die Hauptverhandlung gegen sie eröffnen sollte . . .“

Damit begann der Prozeß. Der Verteidiger Dr. Bangemann wollte eine schriftliche Erklärung, nachdem der Amtsgerichtsrat den Antrag mündlich abgelehnt hatte. Der Amtsgerichtsrat mußte zugeben, daß diese Absprache stattgefunden hatte. Trotzdem erklärte ihn ein anderer Amtsrichter für nicht befangen. In einem anderen Fall erklärte sich der Richter selbst für unbefangen.

Außerdem — und das ist wichtiger — hatte am 27. 6. 1968 auf Initiative der Landesregierung im Polizeidezernat des Innenministeriums eine Besprechung stattgefunden, an der leitende Beamte des Innen- und Justizministeriums teilnah-

men, aber auch Oberstaatsanwälte, Polizei- und Landgerichtspräsidenten der Universitätsstädte. Das Protokoll dieser Besprechung wollte der Justizminister nicht veröffentlichen. Es sei, so sagte er in einem Interview mit dem Süddeutschen Rundfunk am 11. 10. 1969, über die Größe der Säle für die Verhandlungen gegen die Studenten und über Ordnungsstrafen gesprochen worden. (Andere Informationen gehen viel weiter, man habe auch über die Trennung von Rädelsführern und Mitläufern, über Anordnung von Untersuchungshaft und über die Nichtaussetzung der Strafe zur Bewährung gesprochen.) Schieler sagte weiter in diesem Interview, es seien weder ein Erlaß noch eine Weisung ergangen. Das heißt aber nichts anderes, als daß es keinerlei rechtliche Bindung gegeben hat. Aber wer wird leugnen, daß eine psychologische Bindung von derartigen Absprachen und der nachherigen Ausfertigung von Besprechungsprotokollen ausgeht?

Allerdings erkennt die Rechtspraxis derartige psychologische Bindungen nicht an. Die Auswirkungen konnte man in den Studentenprozessen deutlich feststellen. Als der Angeklagte Schweitzer auf die Diskrepanz zwischen Gewaltenteilung in der Demokratie-Theorie und der Zusammenarbeit von Exekutive und Judikative hinwies, lehnte der Amtsgerichtsrat eine Diskussion ab:

„Hier ist nicht der Ort für juristische Auseinandersetzungen. Verfassung und Verfassungswirklichkeit ist dasselbe.“

II. Zur Kritik des Verfahrens

Es soll hier nicht ausschließlich von Personen gehandelt werden, etwa davon, daß der Staatsanwalt — sein Name: überflüssig, es ist nur *ein* Name — kaum Fragen während der Verhandlung stellte, und nachher in seinem Plädoyer so argumentierte wie in der Anklageschrift, als hätte er an der Verhandlung nicht teilgenommen. Die folgenden Ausführungen beziehen sich nicht nur auf diesen Prozeß, sondern sollen eher die Methode kennzeichnen, mit der man verfährt.

1. Formalia oder: da gibt es Möglichkeiten

Im Gerichtssaal darf weder gegessen, noch getrunken, noch gelesen werden. Die Öffentlichkeit soll aufpassen, lautlos aufpassen. Und wenn der Amtsgerichtsrat einen Studenten sah, der ihm nicht paßte, dann wies er ihn auf die Vorschriften hin, wies ihn meistens gleich aus dem Saal. Auch ein Student, der nur in einem Heft blätterte, wurde des Saales verwiesen. Als aber der Verteidiger Dr. Bangemann den Richter bei späterer Gelegenheit darauf hinwies, daß in der letzten Reihe ein Zuhörer nicht aufmerksam sei, sondern lese, wollte der Richter nichts davon wissen. Erst nach nochmaliger Aufforderung sprach der Amtsgerichtsrat eine Verwarnung aus, ließ aber den Betreffenden nicht des Saales verweisen. Es handelte sich um den Oberstaatsanwalt, den früheren Vorgesetzten des Richters. Wenn der Richter den Saal betritt, muß die Öffentlichkeit aufstehen. Und wenn einzelne nicht gewillt sind, diese Spielregeln anzuerkennen, werden sie des Saales verwiesen.

Schweitzer: „Ich möchte etwas über die Bedeutung des Schwures sagen und warum ich ihn nicht anerkenne. Die Formel: ich schwöre, ist nichts anderes als eine magische Formel, mit der die Heiden ihre Götter anriefen. Der Zusatz: so wahr mir Gott helfe, ist die spätere Christianisierung dieser Formel. In der Bergpredigt steht aber, daß wir als Christen überhaupt nicht schwören sollen, weder beim Himmel noch bei der Erde. Ich studiere Theologie.“

Außerdem steht in keiner Strafprozeßordnung, daß man bei der Vereidigung aufzustehen hat.“

Der Angeklagte Schweitzer, der erst nach längerem Bitten diese Erklärung abgeben durfte, und die beiden anderen standen bei der Vereidigung nicht auf.

Richter: „Der Eid hat sich eingebürgert. Er ist eine feste Form.“

Schweitzer: „Eben, das Aufstehen bei der Vereidigung ist nichts weiter als ein Brauch.“

Anfangs bekamen die Angeklagten jeweils einen Tag Ordnungsstrafe. Dann übersah es der Richter. Als sich einige Zuhörer solidarisch mit den Angeklagten erklärten und ebenfalls sitzenblieben oder rausgingen, hagelte es wieder Ordnungsstrafen. Je nachdem,

Zuhörer: „Das Gericht ist keine Theologie.“

Richter: „Wer war das? Ich will das sofort wissen.“

Zuhörer: „Ja, sind Sie denn der liebe Gott!“

Die Zwischenrufer wurden mit einem oder zwei Tagen Ordnungsstrafe belegt. Die Öffentlichkeit wurde ausgeschlossen.

Die Position des Richters ist in der deutschen Strafprozeßordnung eine Idealkonstruktion, ähnlich der des Lehrers. Der Richter ist unabhängig und unvoreingenommen, sollte es jedenfalls sein. Der Richter ist unbefangen und neutral, sollte es jedenfalls sein. Bei Idealkonstruktionen wurde nirgendwo eine effektive Kontrollmöglichkeit eingebaut. Durch formale Tricks, und das sind die einfachsten, schafft er sich einen unkontrollierten Spielraum, in dem er der ‚liebe Gott‘ ist.

2. Die Frage wird nicht zugelassen oder: Who's who?

Die Aussagen der politischen Polizei, die, wie man im Verlauf des Prozesses feststellte, den ganzen Tag in den LSHD-Büros war und ihre Beobachtungen machte, waren ziemlich gleich. Alle Aussagen begannen damit, daß erwähnt wurde, wie die Studenten Plakate malten, und daß man das Emaille-Schild: Luftschutzhilfsdienst! überklebt hatte mit: Wilhelm-Reich-Institut für Psychologie. Und alle Zeugen der nichtuniformierten Polizei, es waren ihrer vier, die nacheinander vernommen wurden, hatten das Wort ‚kritisch‘ übersehen, denn auf dem Schild stand: Wilhelm-Reich-Institut für kritische Psychologie. Als man auf diese bemerkenswerte Tatsache hinwies, ging der Amtsgerichtsrat darüber hinweg.

Die Vernehmung des LSHD-Leiters war in dieser Beziehung sehr bemerkens-

wert. Alle inhaltlich-notwendigen Fragen lehnte der Richter zunächst ab. Die Fragen wurden protokolliert. Die Ablehnungsbescheide wurden protokolliert. Die Angeklagten wollten durch diese Fragen beweisen, daß der Luftschutzhilfsdienst in einem nuklearen Krieg nichts weiter als Totengräberdienste leistet, daß der Luftschutzhilfsdienst und ähnliche Organisationen gesellschaftlichen Reichtum verschwenden. Der Staat steckt Unmengen Geld hinein und die Material-Arsenale sind voll von Geräten, die von Zeit zu Zeit erneuert werden müssen, weil die Geräte altmodisch oder unbrauchbar geworden sind. Die Frage der Angeklagten: Wer profitiert davon?

Der Leiter der LSHD-Dienststelle fühlte sich persönlich angegriffen, sprach von „meinen Diensträumen“, die Studenten nannte er „Invasoren“, er wollte nicht „unter dem Druck der Straße diskutieren“. Der Richter stellte sich vor ihn. Obwohl er Zeuge der Anklage war. Der Richter versuchte, ihn vor ‚peinlichen‘ Fragen zu beschützen, obwohl der Staatsanwalt normalerweise diese Aufgaben übernimmt.

Der Leiter der LSHD-Dienststelle traf nach eigener Aussage während der ganzen Aktion keine eigene Entscheidung, sondern sein Handeln war bestimmt von drei Weisungen, vom Regierungspräsidenten abwärts wurde ihm gesagt, wie er und ‚sein Amt‘ sich zu verhalten haben. Der Richter, dessen Haltung zum Luftschutz ziemlich eindeutig war, sagte:

„Wenn der Gesetzgeber so entschieden hat, müssen wir das hinnehmen.“

Die Frage des Verteidigers, was dann noch die öffentliche Aufgabe der Bürger sei, wurde wieder nicht zugelassen.

3. Nicht drüber reden

Leider geht man allzu oft ins Theater und allzu selten in die Kirche oder den Gerichtssaal, denn dort findet das Theater statt, von dem ein wirklicher Lernprozeß ausgehen kann.

Vom klassischen Theater der Griechen verstehe ich nichts. Eins meiner Vorurteile über griechische Tragödien lautet: es werden weitgehend Meinungen dargestellt und es wird nur selten diskutiert über Meinungen.

Der Staatsanwalt hat seine Meinung: Anklageschrift und Plädoyer.

Die Angeklagten habe ihre Meinung: Auslassungen und Schlußwort.

Der Richter hat seine Meinung: Urteilsbegründung.

Eine Diskussion, so oft sie in diesem Prozeß versucht wurde, wurde abgebrochen von Staatsanwalt oder Richter.

Unter Intellektuellen ist man inzwischen soweit gekommen, daß die Diskussion überall und immer notwendig ist. Nur im Gerichtssaal gelten diese Spielregeln nicht.

Der Staatsanwalt trägt vor.

Die Angeklagten tragen vor.

Der Richter trägt vor.

Immer wenn Schweitzer, Schmeissner oder Steinbrecher den Richter um seine Meinung fragten und versuchten, mit ihm über seine Meinung ins Gespräch zu kommen, gelang das nicht.

Den Angeklagten war erlaubt zur Sache vorzutragen.

Richter: „Das gehört nicht zur Sache ... Das führt uns von der Sache weg ... Das gehört nicht hierher.“

Wenn es um Motivationen ging, durften Schweitzer und die anderen eine zeitlang reden, dann wurden sie unterbrochen. Der Richter hatte eigentlich vor, nur das rein Faktische, also nur die Auslassungen der Angeklagten zu der Besetzung zuzulassen, aber die Angeklagten spielten nicht mit. So konnten sie ausführlich ihre Meinung vortragen. Nur: das notwendige Gespräch oder die notwendige Auseinandersetzung, die sich daran hätte anschließen müssen, blieb aus.

Oder: hier und da fiel eine Bemerkung, die zwar allen Zuhörern ziemlich schnell klarmachte, wie der Richter beispielsweise über das angeschnittene Thema dachte.

Schweitzer hatte lange ausgeführt, warum er den Luftschutzhilfsdienst für sinnlos halte.

Richter (nach langem Schweigen): „Und wir brauchen doch einen Luftschutzhilfsdienst. Sie hätten mal im letzten Krieg dabeisein sollen, wieviel Menschenleben da gerettet wurden.“

Schweitzer: „Warum baut man nicht eine Institution, die ähnlich dem Technischen Hilfswerk im Frieden hauptsächlich, und notfalls im Krieg eingesetzt werden kann? Dieses LSHD-Amt hat nur die Aufgabe, die Bevölkerung systematisch zu erfassen und für den Notstand paramilitärisch auszubilden. So bereitet man den Krieg vor.“

Richter: „Das gehört nicht hierher. Wir fahren fort mit der Zeugenvernehmung ...“

Auch wenn die Angeklagten Zeugen zu Diskussionen bringen wollten, zum Beispiel den Rektor oder den Psychologie-Professor, ebenso den Leiter der LSHD-Dienststelle und den Beauftragten des Kultusministeriums, immer wieder beschränkte der Richter durch seine Eingriffe aufkommende Diskussionen auf ein reines Frage-und-Antwort-Spiel.

Es wäre ohne weiteres möglich, die Urteilsfindung öffentlicher zu machen, wenn jeder Beteiligte an einem Verfahren seine Meinung äußerte. Nur ist das Verfahren so gewählt und die Verfahrenstechnik so eingespielt, daß die Urteilsbildung einzig beim Richter liegt und nur in der Urteilsbegründung ausgebreitet wird.

4. Staatsanwalt, Verteidiger und Richter

Bei diesem Verfahren, daß Meinungen zwar dargestellt aber kaum diskutiert werden, ist es legitim, Auszüge aus den Plädoyers von Staatsanwalt und Verteidiger und aus der Urteilsbegründung zu bringen. (Diese Auszüge sind kaum objektiv ausgewählt, vielleicht eher literarisch zur Verdeutlichung der Situation.)

Staatsanwalt: „Nach einer Reichsgerichtsentscheidung aus den Revolutionsunruhen 1918/19 in Berlin ...“

Verteidiger: „Das Recht auf Ausbildung wird in der Verfassung garantiert. Nach einer projektierten Prognos-Studie, die über die Steigerung der Akademikerrate von 1959 bis 1970 Auskunft gibt, steht Deutschland weit hinter allen europäischen Ländern zurück.“

Staatsanwalt: „Nach einer Reichsgerichtsentscheidung abgedruckt im ‚Recht‘ des Jahrgangs 1924 ...“

Verteidiger: „Beim Stuttgarter Stadtjugendamt sind nur vier Psychologen beschäftigt. Das heißt bei der Erziehungsberatung muß mit Wartezeiten von einem halben Jahr gerechnet werden. Es fehlen allenthalben Schulpsychologen, jede Schule müßte mindestens einen Psychologen haben, Gerichtspsychologen, Psychologen in Kinderheimen und Gefängnissen. Wer sagt, wir brauchen keine Psychologen, und deshalb braucht auch der Staat kein Geld für die Psychologie an der Universität auszugeben, verkennt die Lage und die Notwendigkeit.“

Staatsanwalt: „Im Kriegsfall können zehn ausgebildete LSHD-Helfer mehr nützen als hundert ausgebildete Psychologie-Studenten.“

Verteidiger: „Müssen wir denn immer für den Krieg planen, anstatt für den Frieden?“

Staatsanwalt: „Es fehlt bei der akademischen Jugend am rechten Gefühl für Recht und Unrecht. Was denkt denn der Mann auf der Straße, wenn wir diese Kriminellen nicht bestrafen. Aber es gibt unter den Studenten auch Mitläufer, aus denen noch bessere Menschen werden können.“

Verteidiger: „Sobald sich bei uns jemand politisch engagiert, wird ihm mit dem Strafprozeß gedroht. So macht man aus den unerwünschten politischen Oppositionellen Kriminelle.“

Staatsanwalt: „Ich stelle den Antrag, daß die Angeklagten gemeinsam zu vier Monaten und zwei Wochen Gefängnis verurteilt werden. Bei Herrn Steinbrecher beantrage ich die Strafe zur Bewährung auszusetzen, da man bei ihm Wohlverhalten während des Prozesses gesehen hat. Bei den anderen keine Bewährung.“

Verteidiger: „Ich glaube nicht, daß eine Demokratie sich leisten kann, willkürlich mit der Opposition zu verfahren. Ich fordere für alle drei Angeklagten Freispruch.“

Urteilsbegründung: „Unter Abwägung aller Umstände war es nicht angebracht, die drei jungen Leute, die sich für berechtigte Forderungen ihrer Mitstudenten einzusetzen, zu einer Freiheitsstrafe zu verurteilen. Vielmehr war eine Geldstrafe ausreichend; allerdings durfte sie wegen der schwerwiegenden Folgen der ungerechtfertigten Besetzungsaktion nicht gering sein; auch mußte den Angeklagten durch die Höhe der Strafe unmissverständlich und mit Nachdruck vor Augen geführt werden, daß die Bege

hung von Straftaten kein zulässiges Mittel zur Durchsetzung von Anliegen sein kann. Da alle drei jungen Menschen als Studenten nur über geringe Einkünfte verfügen, war es angebracht, sie mit einer Geldstrafe von 360,—DM zu belegen.“

III. Wer protestiert wird inkriminiert

Die Urteile in Studenten-Prozessen (in Berlin, München, Frankfurt und Hamburg bekamen Studenten drei bis acht Monate, manchmal sogar mehr, Gefängnis ohne Bewährung, nur weil sie an einer Demonstration teilgenommen hatten) zeigen, wie man mit der studentischen Opposition fertig werden will. Aus politischen Gegnern werden Kriminelle gemacht. Dieser Staat nennt sich: freiheitlich-demokratischer Rechtsstaat. Das heißt für die Herrschenden, daß sie sich die Gesetze schaffen, sogenannte Verfassungsmittel, mit denen man die unerwünschte Opposition ausschalten kann.

Antrag der CDU-Fraktion am 21. Februar 1968 im Stuttgarter Landtag:
 „Der Landtag wolle beschließen, die Landesregierung zu ersuchen, gegen Studierende, die an gesetzwidrigen Aktionen gegen die öffentliche Ordnung, Behörden und Polizei teilnehmen, das bestehende Recht durchzusetzen und Stipendien aus Landesmitteln zu sperren.“

Der Abgeordnete Weng (CDU) am 17. 7. 1968 im Stuttgarter Landtag:
 „Wenn es den Universitäten unter dem neuen Hochschulgesetz nicht gelingt, die dauernden und organisierten Störenfriede, wenn also an den Universitäten diese dauernden Rädelsführer von den Selbstverwaltungsorganen nicht entfernt werden, wollen wir nicht zögern, das Gesetz dahingehend zu ändern, daß diese Leute auf administrativem Wege entfernt werden.“

Mit solchen Mitteln wurden im Dritten Reich Studenten von der Universität verwiesen, die nicht den nationalsozialistischen Studentenbünden beitreten wollten oder oppositionelle Äußerungen taten. Vielleicht waren damals die Mittel nach dem herrschenden Recht nicht zulässig, nur: heute schafft man sich die Gesetze völlig demokratisch, wie es heißt, um genau das zu tun, was man nach 1933 auch getan hat.

Exkurs: Wer schlichtet wird gerichtet

Wie sich in dem Prozeß herausstellte, hätten unter Umständen der ganze entstandene Schaden und die Schlägerei bei der Räumungsaktion des LSDH-Büros vermieden werden können. Der Student Reinhart Vowinkel versuchte kurz vor der Polizeiaktion mit dem Einsatzleiter zu verhandeln. Er wollte mit den Eingeschlossenen sprechen, daß sie freiwillig die Räume verlassen, damit es nicht zu Prügelszenen zwischen Polizei und Studenten komme. Der Einsatzleiter ging auf die Bedingungen Vowinkels ein, daß die Polizisten, die schon dicht vor der Tür standen, zurücktreten sollten, damit Vowinkel Platz zur Verhandlung habe,

und daß die Polizisten nicht nachdrängten, wenn Vowinkel in die Räume des LSDH-Büros hineingehe.

Vowinkel: „Ob jemand auf meinen Ruf hin direkt antwortete, konnte ich nicht genau ausmachen. Es war ziemlich laut, sowohl bei den Eingeschlossenen als auch den Polizisten. Als ich aber nichts von dem, was drinnen geantwortet wurde, verstand, wurde ich darauf aufmerksam, daß die Polizisten nicht, wie vereinbart, zurückgetreten waren, sondern einige direkt neben mir standen.“

Vowinkel wollte unter diesen Bedingungen nicht verhandeln. Man erklärte ihm, der Verhandlungsversuch sei gescheitert, und er wurde von den Polizisten „durchgereicht“.

Um diesen Vermittlungsversuch zu vertuschen und den verhältnismäßig harten Polizeieinsatz zu rechtfertigen, wurde Vowinkel nachträglich der Prozeß gemacht, wegen Widerstand gegen die Staatsgewalt. Er soll, als die Polizisten ihn die Treppe hinunterwarfen, sich gewehrt haben. Allerdings wurde Vowinkel in dem Prozeß freigesprochen.

In dem vielzitierten Prozeß gegen den Nazi-Richter Rehse vor dem Kammergericht in Berlin, sagte der Richter Oske:

„Jeder Staat, auch ein totalitärer, hat ein Recht auf Selbstbehauptung. Es kann ihm in Kriegszeiten kein Vorwurf daraus gemacht werden, wenn er zu außergewöhnlichen und abschreckenden Mitteln greift.“

Das heißt: Das Unrecht in Spanien, die KZ's in Griechenland, die Unterdrückung in Persien sind notwendig. Notwendig, wenn sie für den Staat und seine Erhaltung dienlich sind. Die Justiz rechtfertigt Mord und Totschlag in einer Diktatur. Die Justiz rechtfertigt die Mundtotmachung oppositioneller Kräfte in einem Rechtsstaat. Danach ist die Justiz staatsabhängig oder anders: staatstragend.

IV. Was tun angesichts einer derart befangenen Justiz?

Zunächst einmal die politisch Verfolgten unterstützen. Überall gibt es Rechtshilfefonds. Allerdings reicht die finanzielle Unterstützung nicht aus. Die Funktion der Öffentlichkeit, nämlich die der Kontrolle, muß wieder hergestellt werden. Einen Tag Ordnungsstrafe muß man in Kauf nehmen können. Außerdem müssen die Beziehungen zwischen der Rechtswissenschaft und der Justiz, zwischen Richterschaft und Staatsanwaltschaft, zwischen Justiz und Polizei aufgedeckt werden.

Der Angeklagte Winterhagen in einem anderen Prozeß gegen Studenten, die sich wegen einer Vietnandemonstration zu verantworten hatten: „Ich hoffe, daß solche Prozesse deutlich machen, daß die Justiz den Willen der Herrschenden erfüllt, die Opposition auszuschalten. Das sollten nicht nur die Studenten einsehen, sondern auch die Bevölkerung. Dann wäre eine Basis geschaffen — eine Front gegen die politische Justiz.“

Über der Stadt
deutsche Flugblätter:
„Ergebt euch
und stürzt die Kommissare!“
Sie versprechen uns
ein Leben ohne Hunger.
Ruhe
statt des Alptraums der Blockade.

Sie können nicht begreifen,
daß die Menschen
hier, im Ring,
Soldat und Kommissar
eins sind.

Warum
Vor der Kirche, in der Engel
Ihre Flügel ausbreiten,
dieser Junge
mit abgenommenem Bein?

Seine Mutter wurde getötet.
Tausend Male ruft er sie.
Niemand kommt
dieses verlorene Bein
wieder wachsen zu lassen.

Heute und immer
Dient eine Bambuskrücke
Ihm als Mutter,
und stützt ihn sein Leben lang.

So beginnen bei uns alle Kämpfe.
So beginnen bei uns alle Siege.

Nicht mit dem Aufruf irgendeines Dichters,
Dessen Herz stürmischer als der Taifun ist,
Nicht auf Befehl irgendeines
Von der Schlacht begeisterten Generals.

Sondenn mit der Stille der Wunde,
Die sich geschlossen
Und dann wiedergeöffnet hat.

Mit dem Geräusch dieser Krücken,
Die auf die Erde klopfen,
Hier klopfen und wiedertönen,
Weit, im Herzen der Menschen.
Ganz leise klopfen und ausbrechen
In triumphierende Siege.

In einem Winkel Vietnams klopfen
Und widerhallen, an diesem Morgen,
bis nach Paris, bis nach New York.

sind. Wir kennen ihre Ziele und wir wissen, wer ihnen hilft. Und weil wir die Gefahr erkennen, die uns von Seiten des Imperialismus droht, distanzieren wir uns nicht nur von den Resolutionen, die zum Abzug der verbündeten Truppen aufrufen, wir distanzieren uns auch von den Autoren und Initiatoren dieser Resolutionen. Für jeden ehrlichen und anständigen Bürger unseres Landes, der für den Aufbau des Sozialismus, den Prozeß der Erneuerung, für die aufrichtige, wirkliche Freundschaft mit der UdSSR eintritt, kann doch die Anwesenheit Ihrer Truppen und der Truppen des Warschauer Vertrages kein Hindernis in der täglichen Arbeit für das Wohl der Gesellschaft sein. Im Gegenteil: er müßte sich bei seiner Arbeit völlig sicher fühlen. Nur unehrlichen Menschen, politischen Doppelzünglern, Falschmünzern, Menschen mit schlechtem Gewissen kann dieser Umstand mißhagen. Und solche sollen sich auch ruhig fürchten.

Wir, Mütter und Väter, deren Söhne häufig bei militärischen Übungen in dem riesigen Rußland sind, danken Ihnen in diesem Zusammenhang für die brüderliche Aufnahme, für Ihre Liebe zu unseren Kindern.

Liebe Genossen! Wir stehen auf Wacht, wir wissen, wo sich der Feind befindet und was wir von ihm zu erwarten haben. Wir werden es niemals zulassen, daß Vorkriegsverhältnisse oder Zeiten wie die vor dem Februar (1948. Anm. des Übersetzers) wiederkehren, oder Zeiten, wie bis zum Januar 1968 Platz greifen könnten.

Wie unser Klement Gottwald gesagt hat, hüten wir unsere Freundschaft mit der UdSSR wie unseren Augapfel und erklären, daß wir niemandem die Beschmutzung und Verleumündung dieser Freundschaft gestatten, wo immer er sich befindet. Dies ist eine durch vergossenes Blut befestigte Freundschaft.

Wir kennen unsere Freunde, wir wissen, wer unsere Verbündeten sind, wir wissen, wer uns nicht verraten wird.

Übermitteln Sie bitte im Namen der unterzeichneten Genossen, Mitglieder der Partei und Parteiloser, im Namen der Mitglieder der Volksmilizen der Praga-Werke, in Prag-Vysočany und ihrer Familienangehörigen unseren Gruß dem ganzen sowjetischen Volk, unsere Kampfesgrüße an alle Vertreter Ihrer Armee. Alle ehrlichen Menschen, wir alle werden uns immer freuen, sie in unserem Land herzlich zu empfangen.

Ehre der Arbeit!"

Der Brief der 99 und die Umstände, unter denen er entstanden ist, werden von damals bis heute sehr unterschiedlich beurteilt. Zunächst dokumentieren wir einige tschechoslowakische Pressestimmen zu diesem Brief, die für die Berichterstattung des Jahres 1968 in der CSSR charakteristisch sind.

„Das Aktiv der Praga-Werke.

Prag, 5. 8. 1968 (Ceteka). Am Montag nahm der Sekretär des ZK der KPC und Präsident des Tschechischen Nationalrates, C. Cisař, an der Betriebsversammlung der Arbeiter der Praga-Werke in Prag-Vysočany teil. Er referierte vor den

Praga-Arbeitern über die Ergebnisse der Verhandlungen des Präsidiums des ZK der KPC in Cierna nad Tisou und Bratislava. Die Funktionäre der Betriebsorganisation der KPC und der Betriebsorganisation der revolutionären Gewerkschaftsbewegung nahmen bei der Versammlung Stellung zu dem Brief einer Gruppe von Praga-Arbeitern, der in den Tagen der Verhandlungen in Cierna in der Moskauer „Prawda“ abgedruckt wurde. In der Diskussion ergriff eine Reihe von Arbeitern und Technikern aus den Praga-Werken das Wort. Alle sprachen sich für eine offene Behandlung der Fragen aus, die in der Fabrik Gegenstand der Diskussion sind. Die Versammlung sprach der Parteiführung und der Regierung überzeugend das Vertrauen aus für ihr Vorgehen bei der Lösung der komplizierten Situation der vergangenen Tage.“

(*Rudé právo*, 6. 8. 1968)

„Das Recht, das Messer in den Rücken zu stoßen.

Über jene 99 Leute, die als „Beschäftigte der Praga-Werke“ die verräterische Resolution unterzeichneten haben, die dann in der Moskauer „Prawda“ abgedruckt wurde, wird argumentiert, daß sie angeblich das Recht hätten, ihre Meinung auszudrücken. Gewöhnlich bedienen sich dieses Rechtes heute auch Leute, die es in den vergangenen Jahren bei jedem Schritt auch mit Gewalt unterdrückt haben. Jetzt sind aus ihnen solche „Liberale“ geworden, daß sie auch das Recht verteidigen, der erdrückenden Mehrheit des Volkes in einem kritischen Augenblick das Messer in den Rücken zu stoßen. Das Gesetz rechnet mit einem solchen Typus von Verrat selbstverständlich nicht, aber das Sittengesetz spricht klar: das sind Verräte, sie haben sich selbst aus unserer Gesellschaft ausgebürgert und sollten dorthin ziehen, wo sie Unterstützung suchen und Widerhall finden.“

(*Svobodné slovo*, 9. 8. 1968, Dr. M. Jodl)

„Das Stadtkomitee der Partei zum Brief der 99 Praga-Arbeiter.

Das Präsidium des Stadtkomitees der Partei in Prag hat sich mit der gegenwärtigen politischen Situation und der Entwicklung der Stimmung unter der Bevölkerung beschäftigt, mit der Situation um den Brief der 99 Beschäftigten der Praga-Werke und ihrer Familienangehörigen. Es hat auch einige spontane Aktionen auf den Straßen behandelt. Das Präsidium des Stadtkomitees der Partei hat zum Brief der 99 Beschäftigten und ihrer Familienangehörigen folgenden Standpunkt eingenommen: der Beschuß des Präsidiums konstatiert, daß der Brief einen großen Widerhall bei den Arbeitern nicht nur des Betriebs, sondern auch in der Öffentlichkeit hervorgerufen hat. Das Präsidium und das Stadtbezirkskomitee der KPC in Prag 9 stimmen darin überein, daß dies ein politisch unpassender Brief war, einseitig und nicht der Entwicklung und der politischen Situation der Partei in unserem Lande entsprechend. Er wurde jedoch in einer Zeit geschrieben, als noch nicht bekannt war, daß es zwischen der Delegation der KPdSU und der KPC zu Verhandlungen kommen würde. In jedem Fall gilt jedoch, daß unsere inneren politischen Probleme ausschließlich von unseren politischen Orga-

nen zu lösen sind und daß derjenige, der mit diesem oder jenem nicht übereinstimmt, der Sache nicht dient, wenn er sich mit seinen Ansichten an irgendjemanden im Ausland wendet.

Die politische Intransigenz der Briefschreiber kann jedoch kein Grund sein, daß gegen sie eine Kampagne entwickelt wird, die die Abberufung der beteiligten Abteilungsleiter und die Entlassung der Arbeiter aus dem Beschäftigungsverhältnis fordert. Man kann nicht mit den Extremen und den verhetzten Stimmungen übereinstimmen und muß auch die anonymen Hetzbriefe verurteilen, die sowohl an die Leitung des Betriebes als auch an einzelne Funktionäre geschickt werden. Solche Methoden, die in der Vergangenheit geltend gemacht wurden, haben wir verurteilt und wir wollen nicht, daß sich ähnliche Sachen heute oder in Zukunft wiederholen. Das wäre im Gegensatz zum moralischen Inhalt der Demokratisierung unserer ganzen Gesellschaft.

Wir sind überzeugt, daß jeder, der sich wahrhaft um demokratische Formen unseres Lebens bemüht, sich dessen bewußt sein muß, daß er nicht an die Intoleranz des Vorjanuarsystems anknüpfen kann, daß er das Recht jedes Bürgers auf eine eigene Meinung und die Möglichkeit, sie auszusprechen, wahren muß, daß er mit progromistischem Druck niemanden zwingen kann, Ansichten anzunehmen, mit denen er nicht übereinstimmt, auch wenn dies die Ansicht der Mehrheit sind. Wir wollen die Freiheit der Persönlichkeit voll bewahren. Das Präsidium des Stadtkomitees der Partei und des Bezirksausschusses unterstützen jedoch völlig die Maßnahmen der politischen Organe, die auf der Grundlage der politischen Verantwortung der Unterzeichner des Briefes zu Schlußfolgerungen führten, bis hin zur Abberufung aus den politischen Funktionen.“

(*Rudé právo*, 15. 8. 1968)

Ein Besuch in Prag, zu dem die Redaktion „tworba“ und ihr Chefredakteur eingeladen hatten, bot Friedrich Hitzer und Oskar Neumann von der Redaktion „kürbiskern“ die Gelegenheit zu einem Gespräch mit Vertretern der 99. An dem Gespräch beteiligten sich die Arbeiter Rývora, Třicátník, Mikulecký und Šiska, die Arbeiterin Koříková, der Abteilungsleiter Kudrna, der Techniker Braveneč und der Leitende Energetiker Petržala. Während des Gesprächs unterzeichneten sie den Brief nochmals neben dem Faksimile ihrer damaligen Unterschrift — als Beweis gegen die in der bürgerlichen Presse u. a. verbreitete Behauptung, die 99 habe es in Wirklichkeit nie gegeben (siehe Reproduktion, Seite 341). Im folgenden veröffentlichen wir die wichtigsten Passagen dieses Gesprächs.

Frage: Dem Tenor Ihrer Presse im Juli-August 68 und der Resonanz in der bürgerlichen Berichterstattung unseres Landes nach zu urteilen, könnte man annehmen, daß Sie alle sehr alte, in der Wolle gefärbte Stalinisten seien. In welcher Lage befanden Sie sich, als der Brief geschrieben wurde?

Koříková: Zum Vorwurf der alten Stalinisten, der Orthodoxen, der Unverbes-

serlichen, oder wie alle die Bezeichnungen lauteten, sei gesagt, daß nur zwei aus diesem Kreis von der Generation her dafür in Frage kämen, obwohl wir meinen, daß dies nichts mit der Generation zu tun hat. Der jüngste in unserem Kreis ist gerade zwanzig geworden. Die meisten sind Ende dreißig, Anfang vierzig. Ich bin Anfang dreißig.

Unser Brief entstand aus der ganzen Situation seit Beginn des Jahres 1968. Als Arbeiter, als Mitglieder der Arbeiterbewegung, erlebten wir, die Führung ließ uns hängen und schwimmen. Wir wurden beiseite gestellt. Mit der Arbeiterklasse hat niemand wirklich gesprochen. Die Parteiführung unter Dubcek wandte sich an Schriftsteller und Journalisten, von uns Arbeitern redeten sie nur, direkte Kontakte hatten sie nicht. Zu dieser allgemein beunruhigenden Lage kam für uns ein unmittelbarer Anlaß. Im Frühsommer gab es in der CSSR eine Militärübung der Warschauer Paktstaaten. Gegen diese Soldaten wurde eine Atmosphäre des Rufmords geschaffen: Warum sind sie da? Warum sind sie noch nicht fort? Nun sind wir zwar nicht alt an Jahren, aber wir waren doch schon eine Zeitlang in der Partei und auch in verschiedenen Funktionen. Wir wollten sichtbar machen: die Partei ist nicht so schwach, wie sie hingestellt wird. Deshalb entschloß sich eine Gruppe von Arbeitern, zu zeigen, daß sie nicht mehr schweigen wollte. Wir hatten ganz einfach das Bedürfnis, den Menschen in der Sowjetunion zu sagen: Wir segeln nicht in diesem Fahrwasser. Wir stehen nach wie vor an der Seite der Sowjetunion. Wir hatten in der Sache kein Vertrauen zu den Amtsstellen und zu den Redaktionen.

Frage: Eine dritte Entstellung des Briefes der 99 lautete: nur primitive, mit den Erfordernissen einer modernen Wirtschaft, Wissenschaft und Technik überhaupt nicht vertraute Arbeiter hätten die Sache unterzeichnet, Leute also, die die Notwendigkeit der Reformen gar nicht verstehen konnten.

Braveneč: Der Gegenbeweis ist einfach: Es haben eine ganze Reihe von Angehörigen der technischen Intelligenz, durchaus gebildete, tüchtige Fachleute den Brief unterschrieben. In diesem Punkt gab es in unseren Reihen keinen Unterschied zwischen Arbeitern und Ingenieuren.

Frage: Wir wissen, daß Sie sich direkt an die Arbeiter in der Sowjetunion wandten. Sollte der Brief zuerst in der „Prawda“ erscheinen?

Petržala: Zunächst nicht. Aber unsere und andere Versuche, über die Presse unseres Landes diesen Standpunkt zu verbreiten, sind mißlungen. Deshalb vermittelten wir unseren Brief über die sowjetische Botschaft. Genauer gesagt, es gab in unserem Betrieb zwei solche Briefe. Der erste war niemals an seinem Bestimmungsort angekommen. Anders herum: die Leute, die aus vollem Hals die Freiheit der Meinung und der Presse verkündeten, unterdrückten sie schamlos, wenn sie ihnen nicht in den Kram paßte.

Frage: Wie kam es zu der Zahl von 99 Unterzeichnern dieses Briefes?

Mikulecký: Wäre das alles nicht so schnell und spontan verlaufen, dann hätten wir mehr Unterschriften bekommen. Nicht nur 99, sondern vielleicht einige Hun-

dert. In der Eile unterschrieben die 99, und sie haben standgehalten. Von ein paar Ausnahmen abgesehen, haben im großen und ganzen alle durchgehalten, die ganze schwere Zeit hindurch. Eine zeitlang bestand die Gefahr, daß wir es nicht lebend überstehen.

Frage: Wie sahen die Repressalien aus?

Třicátník: Die Kommunistische Parteiorganisation hatte in unserem Betrieb an die 1100 Mitglieder. Sobald es sich zeigte, daß unter den Unterzeichnern des Briefes der 99 auch Mitglieder der zentralen Parteileitung unseres Betriebs waren, wurden diese Genossen aus ihren Funktionen entfernt.

Bravenec: Ich war einer von den vier Parteileitungsmitgliedern, die die Erklärung der 99 mitunterzeichneten haben. Unmittelbar nach Bekanntwerden der Sache legte man mir in der Parteileitung nahe, ich sollte doch zurücktreten, um damit die Einheit der Leitung zu wahren. Dabei empfahl man uns, nicht nur unsere Funktionen in der Parteileitung niederzulegen, sondern zugleich alle anderen Funktionen, bei mir zum Beispiel die eines Kommandeurs der Volksmiliz.

Koříková: Nach diesem ersten Kapitel, wo man auf die Funktionäre Druck ausübt und sie faktisch dazu zwang, ihre Funktionen niederzulegen, wurde ein Meeting auf dem Werkhof veranstaltet, bei dem der frühere Vorsitzende des tschechischen Nationalrates Cisař sprach. Ursprünglich sollte diese Versammlung den Sinn haben, unsere Haltung zu erläutern, unseren Standpunkt zu erklären. Aber Cisař trat nicht nur nicht für uns ein, er behauptete von vornherein, wir hätten der Partei mit unserem Brief geschadet.

Bravenec: Und es war ja nicht nur Cisař, es waren auch Smrkovský und noch eine ganze Reihe bekannter Politiker und Journalisten, die die Hetzkampagne gegen uns von außen entfesselten und in den Betrieb hineintrugen.

Koříková: Gegen uns wurde eine Atmosphäre geschaffen, daß Leute herumbrüllten, wir sollten aus dem Betrieb gejagt werden, man sollte uns rauschmeißen und aufhängen. Dann fanden in großer Zahl Meetings statt, nicht nur für den Gesamtbetrieb, sondern bis hinein in die Abteilungen.

Šiska: Gegen Abteilungsleiter, die den Brief mitunterschrieben hatten, fand man folgende Masche: man veranstaltete Abstimmungen, ob sie noch das Vertrauen der Kollegen genießen.

Koříková: Jeder von uns hat seine besonderen Erfahrungen gemacht. Eine Reihe von Kollegen wurde gezwungen, auf andere Arbeitsplätze umzuwechseln. Wohin man kam, hörte man Geschimpfe, in der Werkstatt, in der Garderobe, überall fanden sich Leute bereit, uns zu terrorisieren. Das erstreckte sich auch auf die Freizeit, auf unser Privatleben, auf die Familien. Am wehesten hat es uns getan, daß sich Menschen, die zwanzig Jahre lang den Namen der Partei im Mund geführt hatten, der Hetze anschlossen. Zwei von uns traf es am schwersten. Kollege Dvorak mußte auf Anweisung des Direktors den Betrieb verlassen. Kollege Lorenc wurde so fertiggemacht, daß er in eine Nervenklinik geschafft werden mußte. Beide sind bis heute nicht in den Betrieb zurückgekehrt. Die Kam-

pagne wurde praktisch bis zu dem Zeitpunkt fortgesetzt, wo Genosse Dr. Husák zum 1. Sekretär der Partei gewählt wurde.

Frage: Wie ist die Lage jetzt?

Kudrna: Die verschiedenen gegen uns gefassten Beschlüsse sind inzwischen zu meist revidiert. Die Betriebsleitung hat den Genossen Dvorak und Lorenc, die im Vorjahr aus dem Betrieb ausscheiden mußten, angeboten, in den Betrieb zurückzukehren. Wir wissen noch nicht, ob die beiden Genossen das annehmen und wie sie von den Kollegen empfangen werden.

Rývora: Auf Seiten der Hetzer hat man bis heute die Bemühungen nicht eingestellt. Es wird Druck auf die Kollegen ausgeübt, sie sollten nicht mit uns sprechen. Es gibt Schmierereien auf den Aborten. Verschiedene Anzeichen sprechen dafür, daß immer noch versucht wird, die Stimmung gegen uns anzuheizen. Nachdem wir uns an übergeordnete Parteiorgane gewendet haben, damit mit der ganzen Hetzerei endlich Schluß gemacht wird, sagen nun etliche: Ja, wenn die Unterzeichner des Briefes doch damals zu uns gekommen wären, wir hätten auch unterschrieben. Aber wo waren sie, als es galt, uns in Schutz zu nehmen?

Bravenec: Wir dürfen aber auch nicht übersehen, daß unmittelbar nach Bekanntwerden unseres Briefes tatsächlich eine ganze Reihe von Kollegen demonstrativ mit uns gesprochen und uns ihre Zustimmung zum Ausdruck gebracht haben. Es hat ständig Zuschriften aus der Belegschaft und von außerhalb gegeben, in denen Kollegen und Genossen ihre Übereinstimmung mit unserem Brief erklären. Daß unter unserem Brief nur 99 Unterschriften stehen, ist kein Beweis dafür, daß nur wenige unserer Meinung waren. Wir hatten nicht die Mittel der Organisation, wie sie etwa der Unterschriftenaktion für die 2000 Worte zur Verfügung standen. Hätten wir uns damals nicht so sehr von der Situation gedrängt gesehen und mehr Zeit gehabt, hätten wir in unserem Betrieb bestimmt 500 Unterschriften erhalten. Dazu kommt, daß nur wenige Leute erfuhren, was überhaupt in dem Brief stand.

Koříková: Wer weiß denn auch heute, daß unser Brief mit Gedanken übereinstimmt, die unser Präsident Svoboda immer wieder geäußert hat und vor allem mit der Rede, die er nach den Verhandlungen in Moskau im August 68 gehalten hat. Noch weniger bekannt ist der Zusammenhang mit der Tagung der Volksmiliz, die im Juni 1968 stattgefunden hatte. Da waren nicht nur die Miliz-Angehörigen aus Prag-Stadt und Prag-Land zusammengekommen, sondern auch viele Delegationen der Miliz aus anderen Teilen des Landes. Damals ging es uns darum, unsere Treue zum proletarischen Internationalismus, zum Marxismus-Leninismus zum Ausdruck zu bringen, zu beraten, was wir aufgrund der verantwortungslosen Politik vieler Journalisten, vieler Redaktionen unternehmen könnten. Von dieser Versammlung richteten wir auch eine Entschließung an die Sowjetunion, die dort großes Echo fand. 16 000 Briefe und Telegramme gingen damals — das war im Juli — aus der Sowjetunion bei unserem ZK ein. Arbeiter, Kollektivbauern, Menschen aus den verschiedensten Berufen bekundeten unserem

Land, unserer Partei ihre Sympathie. Sie wollten unsere legitimen Anstrengungen unterstützen. Einige Leute in der damaligen Prager Stadtleitung und im ZK haben es fertiggebracht, daß wir bis heute noch nicht eine einzige dieser Sympathieerklärungen zu Gesicht bekamen. Weil wir damals schon etwas in dieser Richtung ahnten, daß Briefe nach und aus der Sowjetunion zurückgehalten wurden, bemühten wir uns bei dem Brief der 99 um einen direkten Weg in die Sowjetunion.

Frage: Es wird wenig nützen, in dieser oder jener Form lediglich die Vergangenheit zu bemühen. Was ist heute zu tun?

Bravenec: Obwohl auch heute noch mancher gegen uns ist, und uns bekämpfen möchte, sind wir entschlossen, in unserem Sinn weiterzuarbeiten. Wir werden uns darum kümmern, daß für Leute, die ihr Mäntelchen nach dem Wind hängen, in der Partei kein Platz ist. Wir werden weiterkämpfen, für eine echte, richtige, klar orientierte Kommunistische Partei der Tschechoslowakei. Wir haben die Erneuerungsbestrebungen des Januar von ganzem Herzen begrüßt und haben leider zu lange nur geglaubt, die Parteiführung unter Dubček werde mit den Rechten in Partei und den antisozialistischen Gruppen im Lande fertig. Wir kennen inzwischen die Zusammenhänge zwischen den tschechischen Emigranten, die vom US-Imperialismus ausgehalten werden, und unseren Rechten.

Šiska: Die waren auch gleich dafür, daß bei der Auswechselung der Kader Revisionisten mit an die Schaltthebel der Macht kamen. Diese Rechten in der Parteiführung hatten andere Ziele als wir. An den Erfahrungen der Unterzeichner des Briefes der 99 kann man ablesen, daß die Partei im Sommer 68 schon in Auflösung begriffen und unfähig war, sich schützend vor Genossen zu stellen, die an den Positionen des Marxismus-Leninismus und des proletarischen Internationalismus festhielten. Die Parteiführung hat sich damals nicht auf den Kern der Partei gestützt, auf die Arbeiter, sondern sie erlag dem Einfluß einer sogenannten Elite. Die Situation ist heute immer noch nicht leicht.

Bravenec: Unsere erste Aufgabe sehen wir jetzt darin, daß unsere Wirtschaft besser in Gang kommt. Es sind aber auch auf allen Ebenen in den Parteiorganisationen prinzipielle Auseinandersetzungen notwendig. Es ist notwendig, den Marxismus-Leninismus als etwas Lebendiges darzustellen und den Revisionismus aller Schattierungen zurückzuweisen. Das Verhältnis zum ersten sozialistischen Staat, zur Sowjetunion, zur Großen Oktoberrevolution, muß ein Maßstab dafür sein, wer in die Partei gehört und wer nicht. Der Internationalismus war und wird auch in Zukunft die Ideologie der Proletarier aller Länder sein.

Prag, Anfang Dezember 1969

Erich Fried
Demokratisierung oder Demontage?

Zu Jiří Hájeks *Prager Handbuch*

Ich kann zu dem Buch nicht unabhängig von der Person des Autors Stellung nehmen, denn der Bekanntschaft mit Jiří Hájek und seinen Schicksalen verdanke ich Einblicke, die auch bei meiner Beurteilung dieser Arbeit mitspielen.

Ich kannte ihn schon einige Zeit vor dem sogenannten Prager Frühling. Kommunist schon als Student, dann jahrelang von den Nazis eingekerkert, noch in der Illegalität der Hitlerzeit zum ZK-Mitglied gewählt, war Jiří Hájek, als ich ihn kennenlernte, Chefredakteur der Kulturzeitschrift *Plamen*. Dort suchte er gegen die Fehler der Novotný-Ära zu kämpfen, für Marxismus und für die Befreiung einer sozialistischen Literatur und Kunst von vulgärmarxistischer Gängelung und der Diktatur der Launen Novotnýs und seiner Helfer. Hájek war ein Mann, der sich kein Blatt vor den Mund nahm und daher öfters aneckte, gelegentlich auch in der DDR.

Als er aber 1967 dagegen Stellung nahm, daß Schriftsteller nun — in ihrem erklären Abscheu vor den Fehlern der Novotný-Ära — zugleich mit der kulturpolitischen Zwangsjacke und den alten Rechtsverletzungen auch den Marxismus in Bausch und Bogen abschaffen wollten und z. B. behaupteten, jedes Bühnenstück mit politischer Zielsetzung sei automatisch wertlos (was u. a. ein Vernichtungsurteil gegen Brecht gewesen wäre!) wurde er allgemein angegriffen und verunglimpft. Auch Schriftsteller, die Hájek selbst jahrelang tapfer verteidigt und gefördert hatte, nannten ihn jetzt einen Stalinisten und Feind der Freiheit oder einen, den die Entwicklung überholt habe. Andere wußten, daß dies falsch war, trauten sich aber nicht, etwas dagegen zu sagen. Es wurde Hájek unmöglich gemacht, bei *Plamen* und im Schriftstellerverband weiterhin wirksam zu sein.

Ich protestierte damals von England, der Bundesrepublik und Österreich aus mehrmals gegen diese Behandlung Hájeks. Ich wies auch darauf hin, daß auch Leute, die sich in der Stalinzeit durch besonderen Eifer hervorgetan hatten, ihre Bekehrung zur nunmehr tonangebenden Gruppe durch besonders eifrige Verketzerung Hájeks zu beweisen suchten und damit freundliche Aufnahme fanden. Die Vergeblichkeit meiner Bemühungen machte mich schon Anfang 1968 auf ernsthafte Problematiken und Schönheitsfehler dessen aufmerksam, was später „Prager Frühling“ hieß. Einmal sagte man mir, ja, man wisse natürlich, daß Jiří Hájek leider im Grunde Unrecht geschehe, aber andererseits habe Hájek sich doch ziemlich rechthaberisch und wenig taktvoll verhalten und habe nun zuletzt auch nicht Selbstkritik üben wollen; deshalb sei ihm leider nicht zu helfen. Ein andermal wurde ich sogar gewarnt: Meine Vietnamgedichte und meine

Stellungnahme gegen Israel nach dem Sechstagekrieg 1967 seien schon gerade genug. In der CSSR bedeute das Schreiben von Vietnamgedichten nämlich nur, daß der Autor bei Regierung und Parteiführung Eindruck schinden wolle; und gegen Israel zu sein, sei auch nicht so unbedenklich. Wenn ich aber nun auch noch für Leute wie Hájek sei und ihnen die Förderung meiner Arbeiten in der CSSR überließe, dann würde man eben auch mich als Stalinisten ablehnen. Der das sagte, wußte genau, daß ich alles andere als „Stalinist“ war.

Im Sommer 1968 hatte ich Jiří Hájek wiedersehen wollen, aber zuerst zögerte ich, ohne Kenntnis der Landessprache und der verwirrenden Einzelheiten hinzufahren und vielleicht in Konflikte von Fraktionen hineingezogen zu werden, zu deren richtiger Einschätzung ich doch zu wenig wußte. Dann, kurz darauf, kam der Einmarsch der Länder des Warschauer Vertrags. Seither haben wir Briefe und Ansichtskarten gewechselt, aber wiedergesehen habe ich Jiří Hájek noch nicht. Daß er besonders viel von Genossen wie Gustav Husák und Laco Novomeský hielt, hatte er mir schon lange zuvor gesagt. Die spärlichen Nachrichten über sein Wirken wunderten mich daher nicht.

Sein neues Buch *Demokratisierung oder Demontage, ein Prager Handbuch*, nahm ich gespannt aber besorgt zur Hand. Es konnte doch so leicht sein, daß die ungeheuren Verfolgungen 1967 und 1968 durch eigene Genossen, denen es Jiří Hájek gegenüber nicht gelungen war, Freiheit im Sinn Rosa Luxemburgs auch als Freiheit für Andersdenkende zu respektieren, Jiří Hájek schließlich einem Neo-Stalinismus oder Neo-Novotnýsmus — oder wie immer man das nennen möchte — in die Arme getrieben hatte? Nun, ich fand das Buch ungemein spannend. Von Neo-Stalinismus oder Rückkehr zur Ära Novotný kann keine Rede sein. Es ist eine höchst eindrucksvolle Darstellung der Position derer, die heute in der CSSR etwa eines Sinnes mit Gustav Husák und Laco Novomeský sind. Es ist natürlich eine leninistische Position, die an der führenden Rolle der Partei und am demokratischen Zentralismus festhält, aber betont, daß dieser auch wirklich demokratisch *bleiben* oder, wenn dagegen verstoßen wurde, wieder *werden* muß. Soweit ich dank eigenen Wissens oder eigener Erfahrungen Einzelheiten überprüfen konnte, hat sich Jiří Hájek auch dort, wo man ihm ungerecht begegnet ist, nie zu persönlich-gehässigen Verzerrungen der Darstellung hinreißen lassen. Ich stimme durchaus nicht mit allem überein, was Jiří Hájek sagt. Z. B. scheinen mir seine Einschätzungen Rudi Dutschkes und Herbert Marcuses zu knapp und zum Teil irrig oder nicht mehr zutreffend. Ich glaube, die Neue Linke in der Bundesrepublik aber auch in anderen westlichen Ländern wird von von Hájek überhaupt ein wenig unterschätzt. Aber auch Dutschke und Marcuse versucht Hájek keineswegs einfach abzutun oder gar zu verleumden. Was er von Dutschkes Staunen über die Illusionen radikaler tschechischer Studenten über die west-europäische parlamentarische Demokratie und über die Bundesrepublik berichtet, hat mir auch Rudi Dutschke selbst gesagt, ebenso daß man ihn in Prag beschuldigte, mit seiner Stellungnahme gegen den Imperialismus nur den „Konser-

vativen“ in der KPC in die Hände zu arbeiten. Jiří Hájeks Stellungnahme gegen Ernst Fischer hätte ich lieber durch eine eingehendere, ausführlichere Darstellung ersetzt gesehen, die auch die Motivierung der Position Fischers begreifen will (und ja von solchem Verständnis aus eventuell desto überzeugender Kritik üben könnte); doch auch da ist Hájek keineswegs „totalitär“ und verschweigt auch nicht, daß er von Ernst Fischer viel gelernt und manche Anregung empfangen hat.

Es fehlt mir an genauer Kenntnis der Zustände in der CSSR, vor und nach 1968. Aber auch dort, wo ich mich Jiří Hájeks Formulierungen oder Folgerungen nicht anschließen kann, erkenne ich, daß er mit Überzeugung und kritischem Denkvermögen argumentiert, keineswegs schablonenhaft, daß ihm nichts ferner liegt als ein Zurückstreben zu Novotný oder Stalin, und daß hier — immer aus der Sicht eines überzeugten KP-Mitgliedes — Perspektiven und Zielsetzungen entwickelt werden, die es — bei allen denkbaren Meinungsverschiedenheiten — ausschließen, in Jiří Hájek etwas anderes zu sehen als einen Freund, Genossen und Kämpfer für den Sozialismus.

Jiří Hájeks Schrift ist eine der interessantesten Arbeiten zum Thema CSSR, die ich gelesen habe. Sehr viele Fragestellungen waren mir neu und bleiben auch dann wichtig, verdienstvoll und notwendig, wenn man vielleicht selbst manche Antwort und Schlußfolgerung anders formulieren würde. Das Buch ist *beunruhigend*: es rüttelt mit vielen Informationen und Polemiken an allerlei Meinungen, die man sich im Laufe der Zeit gebildet hat. Es ist alles andere als eine versöhnlerische Arbeit, mir persönlich ist es manchmal zu wenig um die Erklärung nicht-antagonistischer Widersprüche bemüht. Aber richtig gelesen und verstanden, kann dieses Buch auch außerhalb der CSSR in den Meinungsverschiedenheiten der Linken wenigstens zur Überwindung mancher vermeidbaren Bitterkeit und Feindseligkeit beitragen.

London, 12. November 1969

Beilagenhinweise:

Wir bitten unsere Leser um freundliche Beachtung in diesem Heft: Buchschecks der Frankfurter Allgemeinen und Beilage des Dammitz-Verlages.

17. II. 70

Anmerkungen

Wir entnehmen VERHUR der englischsprachigen FATEH vom 20. November 1969, dem Organ von El Fatah. MAHMUD DARWESCH, Bürger Israels, gehört zu den bekanntesten Lyrikern der palästinensischen Araber. Vom 19. Oktober 1969 bis zum 1. Februar 1970 stand er unter Hausarrest des israelischen Militärs. DARWESCH ist Mitglied der KP Israels (Rakah). Aus dem Englischen: F. Hitzer.

Das Manuskript ALTERSGENOSSEN ist im Winter 67/68 geschrieben worden. Die Erstsendung der Fernsehfassung, hergestellt im Sommer 1969 in Zusammenarbeit mit dem Dramaturgen der Fernsehspielabteilung am Hessischen Rundfunk, Bernd Rhotert, unter der Regie von Hagen Müller-Stahl, erfolgte am 18. 11. 1969 im Ersten Programm der ARD. Die Arbeit an einem neuen Stück, das sich mit den Erfahrungen linker Studenten im Betrieb auseinandersetzt, hat Geissler in diesen Wochen abgeschlossen: Vorläufiger Titel des neuen Stücks: INTERESSENVERTRETUNG.

TONI DONHAUSER, geboren 1926 in München, skizziert seinen Lebenslauf: Volksschule, Werkzeugmacher, fünf Jahre Kriegsgefangenschaft, 1950 in die KPD eingetreten — „meine erste Schlussfolgerung aus dem Krieg“; Arbeiter in Münchner Metallbetrieben; Opfer der politischen Justiz in der Bundesrepublik, Donhauser lebt in München. DER ERSTE TAG ist ein Kapitel aus einem Roman — der ersten literarischen Arbeit des Autors.

J. P. STOSSEL, Jahrgang 1939, Redakteur der Medizinzeitschrift „Euromed“, wohnt in Eichenau bei München (siehe auch KÜRBISKERN 2/69); OTTO SAHMANN, Jahrgang 1935, seit 1961 kaufmännischer Angestellter in Hof a. d. Saale; JÖRG HOLLE, Jahrgang 1942, „Studium von Medizin, Germanistik, Theatergeschichte, Geschichte (die Reihenfolge)“, lebt als freier Schriftsteller in West-Berlin; EDWIN DAHL, Jahrgang 1928, Versicherungskaufmann in Solingen; GÜNTER BUHLES, Jahrgang 1943, Student der Germanistik und Musikwissenschaft, wohnt in Bad Homburg; LUDWIG FISCHER, Jahrgang 1939, Lektor für deutsche Sprache an der Universität Stockholm (siehe auch KÜRBISKERN 2/69); JÜRGEN THEOBALDY, Jahrgang 1944, Student in Heidelberg (siehe auch KÜRBISKERN 4/69); LISELOTTE RAUNER, Jahrgang 1920, Mitarbeiterin des Werkkreises für Literatur der Arbeitswelt, lebt in Wattenseid; das vorliegende Gedicht ist die erste Fassung einer in Rauners Lyrikband „Der Wechsel ist fällig“ (bei Georg Ritter, Recklinghausen, 1970) abgedruckten Zweitfassung.

KLAUS KONJETZKY, geboren 1943 in Wien, studierte Geschichte, Philosophie und Germanistik in München; Veröffentlichungen in Tageszeitungen und Zeitschriften, den Gedichtband „Grenzlandschaft“ im Münchner Relief-Verlag u. a.

RICHARD LIMPERT ist einer der im Reportagewettbewerb des Werkkreises für die Literatur prämierten Autoren. DER LETZTE OFEN WIRD GEDRUCKT wird demnächst bei Piper erscheinen, in dem von Karl D. Bredthauer, Heinrich Padel und Erasmus Schöfer herausgegebenen Sammelband EIN BAUKRAN STÜRZT UM, der die ausgewählten Texte des genannten Wettbewerbs enthält.

WRUCK MODELLIERT FLICK ist ein Ausschnitt von Rolf Schneiders Roman DER TOD DES NIBELUNGEN. Der Roman erscheint im VEB Hinstorff Verlag, Rostock, und im Piper Verlag, München.

KASPAR MAASE, geboren 1946 in Düsseldorf, studierte in München Kunstgeschichte, Germanistik und Soziologie. Er arbeitet gegenwärtig an seiner Dissertation. Maase ist Mitglied des SPARTAKUS — Assoziation Marxistischer Studenten und wohnt in München.

MICHAEL BUSELMEIER, siehe KÜRBISKERN 1/70. Wir setzen die Diskussion über ein demokratisches und sozialistisches Theater mit ANDRE MÜLLERS Beitrag ES GEHT DOCH UM MITBESTIMMUNG fort.

K. H. POPPE (siehe auch KÜRBISKERN 1/67), geboren 1923 in Frankfurt am Main, lebt als freier Schriftsteller und Journalist in München. Veröffentlichungen u. a.: „Bananenkrieg“, 1960 bei Rohwohlt; „Kirche und Krieg“ erscheint demnächst bei Günther, Stuttgart.

JÜRGEN ALBERTS, Jahrgang 1946, ist bei Professor Bausinger, Tübingen, Doktorand des Themas: „Weltanschauung und Wertvorstellungen in der BILD-Zeitung“. „Nokasch“, der erste Roman von Alberts, erschien 1969 bei Fischer.

Über den vorliegenden Aufsatz schrieb uns der Autor: „Erst für den MONAT geschrieben, und mit der Begründung abgelehnt: zu manieriert, gemeint war: zu politisch, dann in einer längeren Fassung für den MERKUR umgearbeitet, und mit der Begründung abgelehnt: juristisch nicht sauber, gemeint war: zu konkret, an einigen Stellen juristisch gesäubert, allerdings an wenigen, und dennoch abgelehnt.“

JURIJ WORONOWS Gedicht ist dem Bändchen „Blokada“ entnommen. Aus dem Russischen: F. Hitzer. CHE LAN VIENS Gedicht (siehe auch KÜRBISKERN 3/69) wurde von Gabriele Sprigath aus dem Französischen ins Deutsche übertragen.

ERICH FRIED schickte die Rezension des in der KÜRBISKERN-REIHE erschienenen Buches „Demokratisierung oder Demontage?“ an Jirí Hájek, die uns der Autor zum Abdruck überließ.

kürbiskern. Zeitschrift für Literatur und Kritik. Verlegt von Hannes Stütz (GBR). Herausgeber und Redaktion: Walter Fritzsche, Friedrich Hitzer, Oskar Neumann, Hannes Stütz. Verantwortlich im Sinne des Pressegesetzes: Friedrich Hitzer. Erscheinungsweise: vierteljährlich (März, Juni, September, Dezember). Einzelheft DM 4,80, Jahresabonnement DM 16,— zuzüglich Porto. Bestellungen über den Buchhandel oder direkt bei Verlag und Redaktion: 8 München 13, Hohenzollernstraße 144, Telefon 30 37 83. Druck: F. C. Mayer Verlag, 8 München 23, Kunigundenstraße 19, © Copyright kürbiskern. Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten. Postscheckkonto München 333 81. Deutsche Bank, Zweigstelle Kurfürstensplatz, Konto Nr. 35/00832. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.

Diese Erklärung der DKP soll die einseitige Information über die „brennenden Fragen“ der jüngsten Attentate in München durchbrechen.

Trauer und Empörung

... erfaßte die Bürger unserer Stadt. Trauer für die Toten im brennenden jüdischen Gemeindehaus. Empörung gegen die Brandstifter. Wenn sich der Verdacht eines politischen Attentates bestätigt, so verurteilen wir dies mit aller Schärfe – woher die Brandstifter auch kommen mögen –, weil für uns Terror und Brand keine politischen Mittel sind.

Strauß und Springer suchen mit

Wie immer – nicht wählervisch in ihrer extrem reaktionären Polemik gegen Andersdenkende – versuchen Springer und Strauß, ehrliche Trauer und Empörung zu mißbrauchen.

Sie bringen die APO in Zusammenhang mit der Brandkatastrophe und machen dabei hintergründig die neue Regierung für allgemeines Versagen verantwortlich.

Ausgerechnet Springer und Strauß spielen sich als Hüter der Ordnung auf. Ihr Amoklauf gegen den demokratischen Fortschritt, ihr blinder Antikommunismus schaffen eine **vergiftete Atmosphäre**, in der die Saat der Gewalt von rechts wächst.

Mit Recht nannte der sozialdemokratische „Vorwärts“ diesen billigen Trick von Springer und Strauß in „höchstem Maße schamlos“. Wir warnen entschieden davor, zuzulassen, daß die erschütternden Vorgänge in München von Strauß und anderen rechten Reaktionären dazu benutzt werden, erneut gegen die demokratischen Kräfte unseres Landes zu schlagen.

Warum schweigt die Münchne Presse?

Den Münchne Redaktionen von Presse und Rundfunk liegt eine Stellungnahme des Vorsitzenden der DKP, Kurt Bachmann, zu dem Terrorakt in München vor. Er – selbst ein Verfolgter des Naziregimes – stellte darin stellvertretend für die DKP klar, daß wir uns von solchen terroristischen Methoden als politisches Kampfmittel distanzieren. Wir fragen die Redakteure und Journalisten, die gerade in diesen Tagen gegen die Unterdrückung und Verfälschung von Nachrichten protestieren: wem nützt die Unterdrückung einer klarstellenden Information der DKP in dieser „brennenden Frage“? Gewollt oder nicht: dem Neonazismus und der Reaktion!

Für das Lebensrecht aller Völker

Die schrecklichen Todesschatten des Nah-Ost-Konfliktes reichen bis München. Für die Sache der Araber sind Bomben in München keine Lösung. Die Führer der arabischen Freiheitsbewegung distanzierten sich öffentlich davon.

Wir unterstützen alle Forderungen, die es ermöglichen, daß Araber und Juden gleichberechtigt zusammenleben.

Unser hoher Respekt vor den jüdischen Mitbürgern, die der Hölle der Nazis noch entrinnen konnten, ist absolut keine Zustimmung zur Aggression des israelischen Staates und zur Annexion arabischen Landes. Unsere Achtung vor dem Glauben jüdischer Bürger schließt ein unseren Protest gegen den Terror der israelischen Armee in den widerrechtlich besetzten arabischen Gebieten und gegen die Napalm- und Bombenangriffe auf arabische Dörfer und Fabriken.

Wir wenden uns dagegen, daß die berechtigten Wiedergutmachungsleistungen für Leiden und Opfer unter Hitler zu einer indirekten oder direkten Finanzhilfeverpflichtung für die aggressive Politik des israelischen Staates ausgeweitet wird.

Abba Eban und andere hohe Politiker Israels wollen uns an ihre aggressive Politik binden. Wir sagen, zwischen Israel und den arabischen Ländern geht es im Grund um die Öl- und Profitinteressen internationaler Konzerne und letztlich nicht um Religion und Rasse. Deshalb treten wir dafür ein:

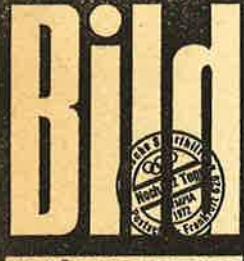
- daß Israel endlich die okkupierten arabischen Gebiete räumt, sowie es die Vertreter aller Staaten in der UNO seit zwei Jahren verlangen;
- daß eine politische Regelung zustande kommt, die die Grenzen der arabischen Staaten und Israels sowie das gleichberechtigte Zusammenleben der Araber und Juden sichert;
- daß Bonn alle materielle und politische Unterstützung an Israel unterläßt, die der friedlichen Lösung des Nah-Ost-Problems im Wege steht. Die Bundesrepublik darf sich nicht länger an die aggressive Politik der herrschenden Kräfte Israels binden lassen.

DKP

Kreisvorstand der Deutschen Kommunistischen Partei, München

Vom Anschlag in Riem zum Anschlag gegen Links

Montag, 16. Februar 1970 • 15 Pf
Nr. 50 • MÜNCHEN-AUSGABE • C 8495 A



National-
Spieler
hauen auf
den Tisch

Vor der Weltmeisterschaft inkl.

**Kripo bittet Bevölkerung um Mitfahndung
nach den Münchener Feuer-Attentätern**

Jagt sie, bis sie hinter Schloß und Riegel sitzen!

BILD appelliert an alle: Suchen Sie mit! Jagen Sie mit! Helfen Sie mit! Schon der geringste Hinweis kann zur Aufklärung des Münchener Feuer-Attentats führen, bei dem am Wochenende 7 Menschen den Tod fanden. Bitte denken Sie daran: Selbst eine Beobachtung, die Ihnen vielleicht unwichtig erscheinen mag, kann für die Kripo ein wichtiger Schlüssel zur Aufklärung des Verbrechens sein. Jedes Polizei-Revier im Bundesgebiet nimmt Hinweise und Tips entgegen.

KURIOSE
Frisiercreme ohne Fett
mit Alkohol



**Der Axel-Springer-Verlag erhöht
die Belohnung auf 100 000 Mark**



Eine Kette aufsehenerregender Ereignisse in München rückte die bayerische Landeshauptstadt im Februar unvermittelt in den Blickpunkt der Weltöffentlichkeit. Zwei dieser Ereignisse, von arabischen Extremisten geplante Flugzeugentführungen, standen miteinander und beide wiederum mit dem Nahost-Konflikt in erkennbarem Zusammenhang. Ungeachtet dessen wurde jedoch die gesamte Ereigniskette — der Absturz eines arabischen Flugzeugs, eine mißlungene Flugzeugentführung, ein Brand in einem israelitischen Gemeindehaus und eine zweite gescheiterte Flugzeugentführung — von der Münchner Presse in einen zumindest spekulativen Zusammenhang mit dem Nahost-Konflikt gestellt.

Obwohl für einen solchen Zusammenhang, besonders mit dem Brand im israelitischen Gemeindehaus, bis Mitte März keinerlei Beweise vorliegen, veränderten die Verdächtigungen — praktisch über Nacht — schlagartig die politische Atmosphäre in München und leisteten einer allgemein ausländerfeindlichen und speziell antiarabischen Hysterie Vorschub. Gleichzeitig dienten sie der Polizei zum Vorwand für Aktionen gegen arabische Studenten und linksstehende politische Gruppen.

Wie wirkten verzerrte Pressedarstellungen, emotionsgeladene Reaktionen der Bevölkerung und gezielte Aktivitäten der Behörden zusammen?

Chronologie der Ereignisse

Am 9. Februar, einem Montag, stürzte um 20.03 Uhr eine vierstrahlige Verkehrsmaschine vom Typ „Comet C 4“ der „United Arab Airlines“ kurz nach dem Start vom Münchner Flughafen Riem auf freiem Feld aus geringer Höhe ab. Alle 23 Insassen, 9 Besatzungsmitglieder und 14 Passagiere, überlebten das Unglück. Drei Fluggäste wurden leicht verletzt. Untersuchungen einer Kommission des Luftfahrtbundesamtes Braunschweig ergaben, daß es sich nicht um Sabotage handele.

Am folgenden Tag, dem 10. Februar, versuchten drei Mitglieder der extremistischen Splittergruppe „Action Organisation for Liberation of Palestine“ (AOLP), eine Linienmaschine der israelischen Fluggesellschaft El-Al nach Libyen zu entführen. Der Überfall auf den Zubringerbus auf dem Vorfeld des Flughafens begann gegen 12.45 Uhr. Die geplante Entführung scheiterte jedoch an der unerwarteten Gegenwehr des israelischen Flugkapitän Uriel Cohen. Während eines Handgemenges mit dem Piloten und eines anschließenden Schußwechsels mit der bayerischen Grenzpolizei warfen die Terroristen insgesamt vier Handgranaten. Eine davon tötete den 32jährigen Israeli Arie Katzenstein, der sich über den Sprengkörper geworfen hatte. Acht Menschen wurden verletzt.

Drei Tage später, am 13. Februar, ging das Haus der Israelitischen Kultusgemeinde in der Münchner Reichenbachstraße gegen 20.50 Uhr in Flammen auf. Dabei kamen sieben Menschen ums Leben. In dem Haus befanden sich die Hauptverwaltung der Israelitischen Kultusgemeinde, ein Kindergarten, Gästezimmer sowie ein Restaurant. Am Brandort wurde ein Ölkanister

gefunden, der mit Benzin gefüllt worden war. Die Polizei nimmt an, daß der Kanister, in braunes Wellpackpapier gewickelt, in das Gemeindehaus gebracht wurde. Das Feuer muß sehr schnell auf das ganze Treppenhaus übergegriffen haben. Obwohl die Feuerwehr bereits acht Minuten nach der mutmaßlichen Brandstiftung alarmiert wurde und schon zwei Minuten später an der Brandstätte eintrat, konnten sieben Bewohner des Hauses nicht mehr gerettet werden. Zehn Menschen wurden verletzt.

Vier Tage später, am 17. Februar, wurden auf dem Flugplatz München-Riem drei bewaffnete Araber festgenommen. Der Flugkapitän einer jugoslawischen Verkehrsmaschine hatte um 18.40 Uhr die bayerische Grenzpolizei verständigt, daß sich an Bord seines Flugzeugs drei mutmaßliche Flugzeugentführer befänden. Im Handgepäck der drei Araber hatte die Flugzeugbesatzung drei geladene Pistolen gefunden. Die Polizei fand später den Entwurf einer Rede, die für die Entführung eines Flugzeugs der El-Al vorbereitet war. Einen ähnlichen Text hatte man auch bei den am 10. Februar Festgenommenen gefunden.

Jedes einzelne dieser vier Ereignisse hätte ausgereicht, die Bevölkerung zu beunruhigen. Erst recht war die dichte Aufeinanderfolge geeignet, zu einer Eskalation der Spannung zu führen. Umso mehr wäre es Aufgabe der Presse gewesen, so objektiv und neutral wie nur irgend möglich die Leser zu informieren.

Sowohl die Berichterstattung als auch die Kommentare lassen jedoch darauf schließen, daß in diesem Fall latent vorhandene Resentiments und aktuelle politische Zwecke in den Vordergrund traten.

Presseberichterstattung

Unmittelbar nach dem Flugzeugabsturz am 9. Februar beschränkte sich die Presse auf Hinweise darauf, daß die Ursache des Unglücks ungeklärt sei und von einer Experten-Kommission untersucht werde. Vermutungen in Richtung Sabotage klangen nur an. So schrieb die „Abendzeitung“ am 10. 2.: „Ob als Unglücksursache Sabotage in Frage kommt, konnte gestern abend noch nicht geklärt werden.“

Nachdem jedoch am nächsten Tag der Flughafen Riem tatsächlich Schauplatz eines Anschlags geworden war, schrieb die „tz“ vom 11. 2. in ihrem Leitartikel:

„Arabische Freischärler griffen mit Handgranaten und Pistolen Passagiere einer israelischen Maschine im Transitraum des Münchner Flughafens an. Möglicherweise wird das Unglück von vorgestern nun als Alibi für das Verbrechen von gestern herhalten müssen. Es wäre ein Alibi, das nach dem bisherigen Stand der Dinge nicht die geringste Berechtigung hätte.“

Obwohl hier deutlich unterschieden wird zwischen Unglück und Verbrechen, werden beide Ereignisse doch in einen möglichen Zusammenhang gestellt. Die „Abendzeitung“ meldete am selben Tag, daß Sabotage als Unglücksursache mit Sicherheit ausgeschlossen werden könnte.

Einige der Schlagzeilen nach der gescheiterten Flugzeugentführung am 10. 2. lauteten: „Blutbad in Riem: Handgranaten auf Israel-Reisende“ (Abendzeitung), „Blutbad auf dem Flughafen Riem“ (tz) und „Sein Sohn saß im Todes-Bus“ (bild). Im letzteren Fall war der Sohn des israelischen Verteidigungsministers, Assaf Dayan, gemeint. Er war einer der Fluggäste jener El-Al-Maschine, die entführt werden sollte. Die ersten Presseberichte sprachen allgemein die Vermutung aus, daß der Terroristenanschlag Assaf Dayan gegolten habe. Diese Version mußte später dementiert werden. Auch Behauptungen, daß es sich bei dem Anschlag um geplanten Mord gehandelt habe, bestätigten sich nicht. Der Anschlag galt nicht dem Leben von Menschen, sondern einem Flugzeug, das mitsamt seinen Passagieren entführt werden sollte.

Die „Abendzeitung“ vom 11. 2. berichtete:

„Es war ein Mord nach Flugplan.“

Unter dem Foto eines der Verhafteten heißt es: „Im Hintergrund steht die Palästinensische Befreiungsfront“.

Ahnliche Verallgemeinerungen finden sich im Leitartikel des Blattes. „Abendzeitung“-Chefredakteur Udo Flade schrieb:

„Einer der Attentäter, ein Araber, wurde von der eigenen Handgranate verstümmelt. Ein Held? Ein Patriot? Ein Wahnsinniger? Was er und sein Motiv auch immer waren — hier gibt es nur eine Einstufung: ein *Mörder* war er in jedem Fall . . . Wer der Welt Signale geben will, muß das nicht aus dem Hinterhalt tun. Wer blödsinnig Handgranaten wirft, um sich schießt und Blutbäder anrichtet, richtet sich selbst. Kein Vernünftiger wird solchen politischen Narren Lorbeerkränze flechten. Sie sind nicht einmal mutig zu nennen, und was sie mit ihren blutigen Händen ernten können, ist nichts als Empörung und Antipathie. Das sollten auch die verantwortlichen Staatsmänner der arabischen Welt wissen. Daß ihr Wort bei den Bombenlegern des Scharfmachers Arafat sichtlich wenig gilt, ist ihrem Prestige bestimmt nicht zuträglich.“

Hier wird die berechtigte Empörung über den blutigen Anschlag verquickt mit einer politischen Diffamierung des Führers der Palästinensischen Befreiungsorganisationen, Yasser Arafat. In einer Bildunterschrift innerhalb des Leitartikels wird Arafat zusätzlich als „Cef der arabischen Bombenleger“ tituliert. Es wird verschwiegen, daß sich gerade Arafat und die El Fatah, ebenso wie die meisten übrigen Befreiungsorganisationen, ausdrücklich und wiederholt von Terrorakten im Ausland distanziert haben. Die Anschläge einer arabischen Extremisten-Gruppe, die quantitativ kaum ins Gewicht fällt, werden dazu benutzt, die verschiedenartigsten Befreiungsorganisationen insgesamt zu diskreditieren.

Am selben Tag bringt die „tz“ auf der Seite 2 Überschriften wie „Bomben — die Rache der Araber“ und „München will Ausländer schärfster kontrollieren“. Gleichzeitig bemüht sich das Blatt jedoch um Differenzierungen. In einem längeren Artikel werden zahlreiche Terrorakte vor allem kroatischer Exilorganisationen aufgezählt. Und im Leitartikel heißt es:

„Man wird sich in punkto ‚Heldenverehrung‘ ehrlicher verhalten müssen. Auch israelische Exzesse dürfen nicht durch unser schlechtes Gewissen heruntergespielt werden. Wenn unschuldige Zivilisten, Frauen und Kinder in diese grausamen Auseinandersetzungen einbezogen werden, dann sind dies Verbrechen, ganz gleich, wer sie begeht, Israelis oder Araber.“

Ohne solche Differenzierungen kommentiert die „bild“-Zeitung vom 11. 2. die Vorfälle in Riem unter der Überschrift „Heckenschützen!“:

„Den Frieden wollen sie nicht — die arabischen Terroristen. Den offenen Kampf scheuen sie. Dafür lassen sie Unbeteiligte büßen — nun auch bei uns, in der Weltstadt München.“

Das Entsetzen über die Bluttat, die heftige Verurteilung durch die Regierung — sie allein helfen jetzt nicht mehr.

Wenn es den Großmächten schon nicht gelingt, die Araber von ihren selbstmörderischen Angriffen auf Israel abzuhalten und endlich Frieden im Pulverfaß Nahost zu schaffen, sollten die zivilisierten Nationen der Welt wenigstens eins erreichen: Flugzeuge und Flughäfen dürfen nicht länger Truppenübungsplatz schießwütiger Terroristen sein!

Wenn die Araber das nicht begreifen, dann muß man sie dazu zwingen. Notfalls mit einem Boykott aller arabischen Fluglinien. Und wenn das nicht genügt, mit der Ausweisung all jener Elemente, die als Touristen oder unter dem Vorwand zu uns kommen, lernen zu wollen, und dann mit Handgranaten um sich werfen. Heckenschützen — ganz gleich aus welchem Land — haben bei uns nichts zu suchen.“

Am folgenden Tag, dem 12. Februar, dementierten die Zeitungen, daß es sich um einen Anschlag auf Assaf Dayan gehandelt habe. Unter der Überschrift „Araber drohen: ‚Wir befreien die Attentäter‘“ schreibt die „tz“:

„Nach den letzten Ermittlungen bezweifelt die Polizei stark, daß der Anschlag allein dem Sohn des israelischen Verteidigungsminister gegolten hat. Eine andere Version ist wahrscheinlicher: Die Terroristen wollten die ganze Maschine entführen.“

Gleichzeitig wird über einen angeblichen Plan des „Exekutivkomitees zur Befreiung Palästinas“ berichtet, die verhafteten Terroristen — notfalls mit Gewalt — zu befreien. Im Leitartikel wird vor der Gefahr weiterer Terrorakte arabischer Extremisten gewarnt. Der Schluß des Kommentars:

„Abhilfe ist wohl nur von vorbeugenden Gegenmaßnahmen zu erwarten, also von einer verstärkten Durchleuchtung einreisender Personen, die potentielle Terroristen sein könnten. Und: Verschwörer bekämpft man am besten durch konspirative Mittel, so unangenehm das auch klingen mag.“

In einem Kommentar des „Münchner Merkur“ vom selben Tag beschäftigt sich der Autor mit der Moskau-Reise des El-Fatah-Führers Arafat:

„Er vermißte den roten Teppich, El-Fatah-Führer Jassir Arafat fühlte sich bei seinem ersten Quasi-Staatsbesuch in Moskau vom Protokoll vernachlässigt.“

Was die sowjetischen Empfangschiefs noch diskret angedeutet hatten, machte fast zur gleichen Zeit der Anschlag palästinensischer Terroristen auf dem Flughafen München-Riem überdeutlich: Die palästinensischen Untergrundorganisationen operieren jenseits von Gesetz und Ordnung, diplomatische Spielregeln lassen sich hier nicht mehr anwenden.“

Der folgende Tag, der 13. Februar, an dessen Abend das Israelitische Gemeindehaus in Flammen aufgeht, nimmt sich in den Presseschlagzeilen wie ein retardierendes Moment aus. Die Vorfälle in München werden verdrängt durch ein Ereignis im Nahen Osten selbst. Etwa zwölf Kilometer nördlich von Kairo bombardieren israelische Kampfflugzeuge ein ägyptisches Eisenschmelzwerk. Nach ägyptischen Angaben wurden dabei auch Napalm-Kanister abgeworfen. Laut Darstellung des israelischen Verteidigungsministers Dayan handelte es sich bei diesem Angriff auf ein ziviles Objekt um ein Versehen. Dieses „Versehen“ kostete 68 Arbeitern das Leben, fast 100 Menschen wurden zum Teil schwer verletzt.

Während die „Abendzeitung“ nach dem Anschlag in Riem eilig von „Mord nach Flugplan“ geschrieben hatte, meldete sie in diesem Fall auf der unteren Hälfte der Titelseite: „Israelis irrten sich: 68 Tote.“

Ein weiterer Bericht im Innern der Zeitung trägt den Titel „68 Arbeiter starben im Bombenagel“.

In diesem Fall verzichtete Chefredakteur Udo Flade auf Überlegungen, ob dieses tödliche „Versehen“ nicht auch praktisch mit Mord gleichzusetzen sei. Solche Überlegungen hätten hier zumindest ebenso nahe gelegen wie nach dem Riener Anschlag. Immerhin handelte es sich um eine Fabrik in unmittelbarer Nähe der ägyptischen Hauptstadt. Die Möglichkeit, daß es sich durchaus nicht um ein Versehen, sondern um eine von vornherein gegen zivile Ziele gerichtete Vergeltungsaktion des Staates Israel gehandelt haben könnte, hätte in einem kritischen Kommentar wenigstens angedeutet werden können.

Statt dessen berichtete die „Abendzeitung“ auf Seite 2 ausführlich über eine gegen den Riener Anschlag gerichtete Protestdemonstration:

„500 Münchner demonstrierten gegen das Granaten-Attentat.“

Abgesehen von der ungleichen Gewichtverteilung enthält allerdings gerade dieser Artikel erstmalig eine klare Differenzierung. Gleichzeitig gibt er Aufschluß über die damalige Stimmung in der Bevölkerung:

„Für Frieden im Nahen Osten und gegen Terror demonstrierten gestern nachmittag etwa 500 Münchner. An der Spitze des Protestmarsches, der von der Studiengruppe Nahost-München nach dem Riener Handgranaten-Attentat organisiert worden war, marschierte der Münchner Rabbiner Hans J. Grünwald von der Israelitischen Kultusgemeinde.“

Ein starkes Polizeiaufgebot begleitete den Zug vom Marienplatz zum Luitpoldkino. Während der Demonstration riegelte eine Kette von Funkstreifenbeamten das Büro der „Middle East Airlines“ in der Pacellistraße ab.

Zu einem kurzen Zwischenfall kam es, als die Demonstranten auf den arabischen Studenten Mohamed Salak (25) aufmerksam wurden, der am Straßenrand stand. Der Student der Elektrotechnik zur AZ: „Ich verurteile das Attentat als eine Aktion des individuellen Terrors. Aber man darf deshalb die gesamte arabische Widerstandsbewegung nicht mit einer kleinen Splittergruppe gleichsetzen.“

Als der Araber von Demonstranten bedrängt wurde, mußte ein Polizist schützend eingreifen.“

Wesentlich kritischer als die „Abendzeitung“ berichtete die „tz“ über den israelischen Bombenangriff. Das Blatt machte dieses Ereignis zur Titelgeschichte: „Israelische Bomben auf Zivilisten: 70 Tote!“

Die Untertitel lauten: „Mosche Dajan: „Es war ein Irrtum!“ / Ägypter: „Napalm gezielt eingesetzt.“ In dem folgenden Artikel wird angedeutet, daß es sich möglicherweise um eine Vergeltungsaktion der Israelis für den Riener Anschlag handeln könnte:

„War das die Vergeltung für das Attentat von München? 70 ägyptische Arbeiter starben am Donnerstag früh in israelischem Bombenhagel... Westliche Korrespondenten konnten schon kurz nach dem verheerenden Angriff die Fabrik besichtigen. Sie entdeckten nur Baustahl und Roheisen-Kokillen. In der näheren Umgebung liegen Bauernhöfe. Militärische Anlagen gibt es dort nicht.“

Gleichzeitig berichtet auch die „tz“ über die antiterroristische, von vielen Teilnehmern offenbar aber auch als antiarabisch verstandene Protestdemonstration in München. Zum Schluß der Reportage heißt es:

„Unruhe kam in die Menschenmasse, als der AStA der Uni und der TH Flugblätter verteilen ließ. Sie distanzierten sich vom „Protestzug einer nationalen nationalistischen Studentengruppe.“

Die Handgreiflichkeiten gegen einen arabischen Teilnehmer der Demonstration wurden nicht erwähnt. Ebensowenig, daß auch AStA-Mitglieder auf offener Straße verprügelt wurden.

Am selben Tag lautet die Schlagzeile der „bild“-Zeitung:

„Bomber Müller: UWE oder ICH.“

Von den Bomben dagegen, die 68 ägyptische Arbeiter töteten, findet sich in der Münchner bild-Ausgabe keine Zeile. Diesen Umstand greift die „tz“ in einem ungewöhnlichen Kommentar am folgenden Tag auf. Auf Seite 1 der Wochenendausgabe heißt es unter der Überschrift „Vergessen?“:

„Israelische Bomben auf Zivilisten — ohne Zweifel eine wichtige Nachricht! Die tz und der Münchner Merkur machten sie gestern zu Hauptschlagzeilen, die SZ und die AZ berichteten auf ihren Titelseiten mehrspaltig. Nur in der Münchner Ausgabe von BILD fand sich keine einzige Zeile darüber.“

Staatssekretär Ahlers hatte kürzlich behauptet, in Springers Zeitungen würden Nachrichten verfälscht. Da rauschte der Blätterwald vor Wut. Was aber ist schlimmer: Eine Nachricht verfälschen oder sie unterschlagen?

Springers BILD hat ein Eigentor geschossen. Staatssekretär Ahlers hat so unrecht nicht . . .“

Der folgende Freitag brachte dann mit dem Brand im Haus der Israelitischen Kultusgemeinde den tragischen Höhepunkt der Münchner Ereignisse. Die Schlagzeilen der Wochenendausgaben lauteten:

„3 Tage nach dem Riemer Anschlag / Polizei: Es war Brandstiftung / Verletzte über Leitern gerettet — München: Attentat auf Synagoge — 7 Tote“ (Abendzeitung)

„München, letzte Nacht — Großfeuer in der Synagoge: 6 Tote — Mehrere Verletzte / Polizei vermutet Brandstiftung“ (tz)

„Jüdisches Altersheim in Flammen: 7 Tote — Zehn Bewohner verletzt / Polizei vermutet Brandstiftung mit politischem Hintergrund“ (Süddeutsche Zeitung)

„Nach dem Riemer Flughafen-Attentat: Brand in jüdischem Altersheim in München — Mindestens sechs Tote und viele Schwerverletzte — Brandstiftung nicht ausgeschlossen“ (Münchner Merkur)

„7 Tote beim Brand im jüdischen Altenheim — Überall waren Flammen! — Bewohner flüchteten aufs Dach. Feuerwehr: Es war Brandstiftung“. (bild)

Vor allem jene Schlagzeilen, in denen von einer Synagoge die Rede war, mußten in der Bevölkerung schreckliche Erinnerungen an die „Kristallnacht“ wecken. Tatsächlich handelte es sich jedoch weder um eine Synagoge noch um ein Altersheim, sondern um ein Gemeindehaus. Die Synagoge liegt unmittelbar neben dem Gemeindehaus, sie wurde von dem Brand nicht betroffen.

Für die Fehlinformation ist die Polizei verantwortlich. Sie lancierte wider besseres Wissen den Begriff „Altersheim“ in die Presse. Vor Journalisten erklärte ein offizieller Polizeisprecher, man habe es für „klüger“ gehalten, hier von einem Altersheim zu reden.

Warum aber hielt es die Polizei für „klüger“, bei der Version vom „Altersheim“ zu bleiben, obwohl Kantor Hochwald eine solche Benennung des Gebäudes in der Reichenbachstraße schon in der Brandnacht korrigiert und mit Beispielen der tatsächlichen dortigen Mietverhältnisse widerlegt hatte? Die Mieter waren alte Leute ebenso wie Studenten: es wohnten dort Personen, die ständig in München lebten und solche, die sich hier nur kurz aufhielten.

Zu ihrer Meldung „Attentat auf Synagoge“ veröffentlichte die „AZ“ ein Bild, auf dem betende Menschen zu sehen waren. Wurde in den Gebäuden an der Reichenbachstraße nur gebetet? Anwohner der Reichenbachstraße hatten nicht diesen Eindruck. Ihnen schien es zeitweise so, als handelte es sich dort um einen lebhaften Umschlagplatz im illegalen Waffenhandel. Sind das nur vage und unverbürgte Gerüchte? Selbst dann wäre es Aufgabe der Polizei gewesen, darüber die Öffentlichkeit zu informieren, den Angaben nachzugehen und sie schließlich mit einem klaren Ja oder einem klaren Nein zu beantworten.

Hat sie in diesem Zusammenhang David Wasserstein befragt? Er wird von informierter Seite als Leiter der Morija-Gruppe, einer rechtszionistischen Organisation, bezeichnet. Hatte diese nicht in dem abgebrannten Gebäudeteil mindestens einen Stützpunkt, wenn nicht sogar ihr geheimes Hauptquartier? Was sagt die Polizei dazu, daß David Wasserstein sowohl Leiter der Morija — im Untergrund —, als auch Vorsitzender der jüdischen Studentenorganisationen in Bayern — für die Öffentlichkeit — sein soll?

Und noch eine Frage: Wohin gehörte eigentlich der Junge, der einmal ganz am Rand einer Information auftauchte — als möglicher Täter, der aber wegen gerichtlich vorweg bestätigter Unzurechnungsfähigkeit nicht angeklagt werden könnte? Ist seine Unschuld erwiesen? Könnte er das unbewußte Werkzeug einer bewußten Tätergruppe gewesen sein? Soviele Fragen, soviele Antworten, die bisher nicht gegeben worden sind.

Was die Feuerwehr oder die Polizei dazu veranlaßte, schon in der Brandnacht von Brandstiftung zu sprechen, kann hier nicht geklärt werden. Das einzige Indiz, ein ARAL-Kanister, wurde offenbar erst nach der mitternächtlichen Pressekonferenz gefunden. Den Journalisten wurde während der Pressekonferenz ausdrücklich erklärt, es gebe bisher keine Hinweise für eine Brandstiftung. Daß der Benzinbehälter erst später entdeckt wurde, ist allerdings erstaunlich genug. Der Kanister lag in einem kleinen Vorraum des Gemeindehauses, den auch die Feuerwehr beim Betreten des Gebäudes passieren mußte. Ein großer 20-Liter-Olkanister hätte den Feuerwehrleuten jedoch sofort auffallen müssen, schließlich gehört es zu ihrem Beruf, für Brandstiftungshinweise ein besonders wachsames Auge zu haben.

Widersprüchlich waren auch die Angaben darüber, wie und wo der Brand entstanden sei.

„Nach Angaben der Feuerwehr brach das Feuer im Dachstuhl des Hauses aus. Ein an den Löscharbeiten beteiligter Feuerwehrmann erklärte, das Feuer sei durch Brandstiftung entfacht worden.“ (Süddeutsche Zeitung)

„Nach Angaben der Feuerwehr war der Brand aus bisher ungeklärter Ursache im Dachstuhl des Altersheimes ausgebrochen.“ (Münchner Merkur)

„Der Brand wurde vermutlich mit Molotow-Cocktails im Treppenhaus gelegt und griff auf den gesamten Dachstuhl.“ (Abendzeitung)

„Nach ersten Augenzeugenberichten erhärtete sich der Verdacht, daß es sich um einen Anschlag handelte: Das Feuer brach gegen 21 Uhr an zwei verschiedenen Stellen im 1. und im 4. Stock gleichzeitig aus.“ (tz)

„Die Feuerwehr: „An mindestens drei Stellen brach in dem fünfstöckigen Gebäude an der Reichenbachstraße der Brand gleichzeitig aus. Deshalb besteht kaum ein Zweifel, daß es sich um eine gezielte Brandstiftung handelt.“ (bild)

Fünf verschiedene Versionen von einem Brand, der zum Auftakt einer beispiellosen antiarabischen Pogromstimmung in der Münchner Bevölkerung wurde und notstandsartige Aktivitäten der Polizei einleitete.

Konnten Feuerwehr und Polizei tatsächlich ruhigen Gewissens so schnell von Brandstiftung reden? Von einer mit politischem Hintergrund gar, wie die „Süddeutsche Zeitung“ berichtete? Die verschiedenen Presseversionen lassen darauf schließen, daß in der allgemeinen Aufregung dieses Abends nichts eindeutig geklärt war. Die Feuerwehr selbst gab offenbar verschiedene Darstellungen über die Entstehung des Brandes. Trotzdem hieß es sofort: *Brandstiftung!* Nach den Presseberichten gründete sich jedoch dieser Verdacht auf Spekulationen, die sich später als falsch erwiesen. Da war von Molotow-Cocktails die Rede und vom Entstehen des Brandes an zwei oder gar drei Stellen gleichzeitig.

Wiederum eine völlig andere Version gab der bayerische Innenminister Bruno Merk sechs Tage nach dem Brand, am 19. Februar, vor dem Bayerischen Landtag:

„Der oder die Täter benutzten zur Brandlegung handelsübliches Normalbenzin verschiedener Marken, das in einem 20-Liter-Ölkanister zusammengeschüttet wurde. Dieser Kanister wurde in braunes Wellpackpapier verpackt in das Haus gebracht. Im ganzen Treppenhaus wurde Benzin verschüttet und im Erdgeschoss entzündet.“

Angesichts der ohnehin spannungsgeladenen Atmosphäre in der Bevölkerung nach den vorangegangenen Ereignissen konnte man vorausberechnen, daß der Verdacht auf Brandstiftung eine gefährliche Zuspitzung der antiarabischen Resentiments auslösen würde. Man konnte auch vorausberechnen, daß der — falsche — Hinweis auf ein brennendes „Altersheim“ zusätzlich die Empörung steigern würde. Waren vielleicht all diese Folgen vorausberechnet?

In welche Richtung der Verdacht von vornherein gelenkt wurde, illustrieren die Zeitungsberichte:

„Haben arabische Terroristen erneut in München zugeschlagen?“ (tz)

„Vier Tage nach dem Attentat arabischer Untergrundkämpfer auf eine israelische Verkehrsmaschine in München-Riem ist es zu einem neuen blutigen Vorfall gekommen, der damit vermutlich in Verbindung steht: Am späten Freitagabend stand in der Münchner Innenstadt eine Synagoge, der ein jüdisches Altersheim und ein Gästehaus angeschlossen sind, in hellen Flammen.“ (Münchner Merkur)

„Wird München zum Schauplatz blutiger Terror-Akte der Araber?“ (Abendzeitung)

„Der bayerische Oberrabbiner Hans Grünwald (65): „Am Donnerstag haben wir wegen des Bombenanschlags in München-Riem die Demonstration in der Stadt durchgeführt. Dabei hörten wir die Drohung, man werde Rache an uns nehmen.“ (bild)

Den absoluten Höhepunkt der Eskalation lieferte dann die „bild“-Zeitung in ihrer nächsten Ausgabe am Montag. Die Titelschlagzeile lautete:

„Jagt sie, bis sie hinter Schloß und Riegel sitzen!“

Darunter werden die näheren Einzelheiten dieses Aufrufs zur Menschenjagd erläutert:

„BILD appelliert an alle: Suchen Sie mit! Jagen Sie mit! Helfen Sie mit! Schon der geringste Hinweis kann zur Aufklärung des Münchner Feuer-Attentats führen, bei dem am Wochenende 7 Menschen den Tod fanden. Bitte denken Sie daran: Selbst eine Beobachtung, die Ihnen vielleicht unwichtig erscheinen mag, kann für die Kripo ein wichtiger Schlüssel zur Aufklärung des Verbrechens sein. Jedes Polizei-Revier im Bundesgebiet nimmt Hinweise und Tips entgegen.“

Im folgenden Artikel heißt es unter anderem:

„BILD stellt seine Millionen-Auflage der Sonderkommission zur Verfügung . . .“

Die Schlagrichtung hatte „bild“ bereits am Wochenende fixiert. Noch aggressiver wurde sie in einem Kommentar des Chefredakteurs Peter Boenisch, der in „Bild am Sonntag“ vom 15. 2. geschrieben hatte:

„Ein Altersheim ist angesteckt worden . . . sieben alte Juden, die den Gasöfen der Nazis entkommen, sind ums Leben gekommen . . . Gestern kämpfte man radikal für Castro und Che Guevara und heute brutal für El Fatah. Vorgestern brannte ein Zeitungswagen und heute verbrennen Juden in einem Altersheim.“

Dem Leser wird ein Zusammenhang zwischen Studentendemonstrationen gegen Springer und der Brandstiftung suggeriert. Nicht nur Araber also, sondern ebenso linke Studenten sind Ziel der Menschenhatz. Verleger Axel Cäsar Springer unterstreicht den „bild“-Aufruf mit einer 25 000-Mark-Spende für die Ergriffung der Täter. Damit erhöhte sich die Belohnung auf insgesamt 100 000 Mark, die höchste Summe, die je in der Bundesrepublik für die Aufklärung eines Verbrechens ausgesetzt wurde.

Am selben Tag bemühte sich wiederum die „tz“ um eine gewisse Differenzierung. Sie schreibt in ihrem Leitartikel:

„Wer immer für den Anschlag auf das jüdische Altersheim in München verantwortlich ist, wird sich nicht als politischer Überzeugungsteller herausreden können. Das gemeine Attentat auf alte, wehrlose Menschen ist das abscheuliche Verbrechen von Kriminellen der übelsten Sorte.“

Es gibt plausible Gründe dafür, die Täter nicht nur in arabischen Kreisen zu suchen; arabische Terrorakte richteten sich bisher durchwegs gegen Israel und nicht allgemein gegen Juden. Man wird die Ermittlungen auf breiter Basis führen müssen, bis hin zur Möglichkeit, daß hier ein geisteskranker Einzeltäter am Werk war.

Gestellt werden muß auch die Frage nach dem Klima, in dem solche Verbrechen gedeihen. Sinnvoll freilich ist das nur in Form einer echten Gewissensforschung, die nicht — wie geschehen — ausartet in infame Unterstellungen. Wer sich selbst hervorgetan hat in Hetze gegen andere Minderheiten, hat kein Recht darauf, heute belehrend den Zeigefinger zu heben. Das Attentat auf Rudi Dutschke Ostern 1968 kam auch nicht ganz von ungefähr . . .“

Die „Süddeutsche Zeitung“ meldet, daß sich alle palästinensischen Guerilla-Organisationen von dem Anschlag auf das Gemeindehaus klar distanzierten. In dem Korrespondentenbericht heißt es weiter:

„Die arabischen Freischärler machen in der Tat zwischen Judentum und Zionismus sowohl in ihrer Doktrin wie der Praxis einen strengen Unterschied, und es ist äußerst unwahrscheinlich, daß Angehörige einer der großen, politisch geführten Fedajin-Gruppen ein Attentat auf die Einrichtungen einer jüdischen Gemeinde unternehmen würden.“

Andererseits ist die Aufspaltung der palästinensischen Untergrundbewegung in Gruppen und Gruppchen so weit fortgeschritten und Abenteurertum wie persönliche Geltungssucht wie Anarchie spielen dabei eine derartige Rolle, daß kein verantwortlicher Sprecher einer großen Fedajin-Organisation heute noch mit Autorität behaupten kann, es sei an einem bestimmten Anschlag irgendwo in der Welt kein Palästinenser beteiligt gewesen.“

Zwar unterscheidet dieser Bericht zwischen den „großen, politisch geführten“ Befreiungsorganisationen und extremistischen Splittergruppen, der Verdacht gegen die Araber wird aber auch hier ausgesprochen.

Vergebens sucht man dagegen in den meisten Zeitungen nach dem leisesten Verdacht gegen rechtsextreme und faschistische Organisationen — und das in München, wo jede Woche die antisemitische „Deutsche Nationalzeitung“ erscheint und 14 NPD-Abgeordnete im Landtag sitzen.

Einen weiteren Höhepunkt ausländerfeindlicher Propaganda bot am folgenden Tag, dem 17. Februar, der „Münchner Stadtanzeiger“, eine von der Stadt München mitgetragene Beilage der „Süddeutschen Zeitung“. Unter der Überschrift „Hinaus aus München!“ schreibt der verantwortliche Redaktionsleiter Erich Hartstein:

„Die Empörung in unserer Stadt über die gemeinen Verbrechen in Riem und in der Reichenbachstraße ist groß. Haß- und rachesuchterfüllte Geheimbündler schrecken vor nichts mehr zurück. Mit diabolischer Niederträchtigkeit wurde in einem jüdischen Altersheim das Feuer so gelegt, daß die Chancen, den Flammen zu entkommen, möglichst gering blieben. Aus Wut über die mißlungene Flugzeugentführung hatte einer der Attentäter eine Handgranate in einen vollbesetzten Fahrgast-Omnibus geworfen. Die Süddeutsche Zeitung forderte die Anwendung der vollen Härte des Gesetzes bei der Aburteilung der verhafteten verblendeten Unmenschen.“

Unverzüglich sollten freilich auch die Konsequenzen im Hinblick auf die kriminellen Aspekte des Ausländerproblems gezogen werden: Hinaus aus München und aus der Bundesrepublik mit jenen Kreisen, die im Polizeipräsidium so „hinlänglich bekannt“ sind (wie Dr. Schreiber — der Polizeipräsident, d. V. — selbst betonte)!

Hinaus aus München mit jenen ausländischen „Studenten“, die seit Jahren keinen Hörsaal mehr betreten haben und auch keinerlei Arbeit nachgehen, es sei

denn, man will Schmuggel, Diebstahl und Beträgereien als Berufstätigkeit anerkennen.

Hinaus aus der Stadt mit den amtlich registrierten Geheimbündlern! Es fehlen, von den auch in der SZ angedeuteten Bestimmungen über die Ausländer abgesehen, nicht Gesetze, wie Franz Josef Strauß am Freitag in Schwabing schrie, es mangelt, wie wir meinen, an Willen und Energie, die vorhandenen Bestimmungen wirksam anzuwenden. Wir reden mit dieser Feststellung lediglich den besonnenen Verantwortlichen der Münchner Polizei das Wort.

München lebt in Arbeits- und Schicksalsgemeinschaft mit Zehntausenden ausländischer Gastarbeiter. Ohne sie sähe sich die Stadt vor einer wirtschaftlichen Katastrophe. Auch im Interesse dieser fleißigen, in ihrer Heimat arbeitslosen Menschen ist es nötig, gründlich die Spreu vom Weizen zu sondern.

Hinaus aus München mit Leuten, die nicht davor zurückschrecken, kriegerische Auseinandersetzungen anderer Länder auch in unserer Stadt — in einem neutralen Land — auszutragen.

Wir haben unsere eigene Vergangenheit und Schuld noch längst nicht bewältigt, geschweige denn, daß das von Deutschen angerichtete Leid vergessen und vergeben ist. München, die einstige Hauptstadt der Bewegung, ist die am schlechtesten geeignete Großstadt der Welt, Kriegsverbrechern und Attentätern Unterschlupf zu ermöglichen bzw. durch eine zu breite Toleranzspanne bei der Anwendung der Ausländergesetze geradezu einen Anreiz zur Bildung von Bruststätten ausländischer Krimineller zu bieten.

Hinaus mit diesen Leuten — aus welchem Land sie auch immer gekommen sind!“

Die „tz“ meldete an diesem Tag auf Seite 1 unter der Überschrift „BP fordert: Kopf ab!“ — Bayernpartei für Todesstrafe“:

„Im Zusammenhang mit den Münchner Terroranschlägen forderte gestern die Bayernpartei: Wiedereinführung der Todesstrafe. Ihr Generalsekretär Ludwig Lallinger erklärte der tz: „Die brutalen Verbrechen machen jedem verständlich, daß übertriebene Milde und verantwortungslose Humanitätsduselei nicht mehr am Platze sind.“

Deshalb will die bayerische Partei bei jedem „einwandfrei erwiesenen Mord“ die Todesstrafe als angemessene Sühne sehen. Weil „unser Staat nicht der Tummelplatz von Verbrecherbanden“ werden dürfe.

Lallinger erklärte, er sei „zwar schon für Humanität“, bei solchen Verbrechen „hört es aber auf“. Und: „Der Kopf muß dann herunter.“ Es könne nicht verantwortet werden, daß die Attentäter zu 15 Jahren Zuchthaus verurteilt und schon nach zehn Jahren wieder entlassen würden, um dann neue Untaten zu begehen.“

Diese Meldung erweckt den Anschein neutraler Berichterstattung. Tatsächlich aber sprechen sowohl die prominente Placierung auf Seite 1 als auch das aus-

führliche Zitieren der Bayernpartei dafür, daß sich die Zeitung von dem Ruf nach dem Henker nicht nur nicht distanziert, sondern damit sympathisiert. Und selbst wenn das nicht zutreffen sollte, verschaffte der Artikel mit Sicherheit den Befürwortern der Todesstrafe zusätzliche Publicity.

Die Schlagzeile dieser „tz“-Ausgabe lautet:

„Neuer Terrorakt: Jüdischer Friedhof verwüstet.“

Es handelte sich um einen Friedhof im badischen Schwetzingen. Für solche Aktionen waren in der Vergangenheit stets Faschisten und Neonazis verantwortlich. Im Fall des Brands im Israelitischen Gemeindehaus jedoch wurde der Verdacht von vornherein nach links gelenkt.

Aus diesem Grunde erklärte der AStA der Münchner Universität:

„Der AStA verurteilt das abscheuliche Verbrechen, dem am Freitag Nacht sieben Bürger Münchens zum Opfer fielen. Im Namen der gesamten Studentenschaft bekundet der AStA seine tiefe Anteilnahme mit den Angehörigen und Freunden der Opfer. Der AStA sieht sich aus folgenden Gründen zu dieser Erklärung veranlaßt:

Der AStA ist erstaunt über die Tatsache, daß von ihm mit drohendem Unterton eine Presseerklärung zur Brandstiftung im jüdischen Altersheim „verlangt“ wird (dies geschah am Samstagmorgen durch einige Vertreter von Rundfunk und Presse), da der AStA doch „immer schnell mit Presseerklärungen bei der Hand ist“. Der AStA hatte sich in letzter Zeit bemüht, die irrationale manipulative Diskussion in der westdeutschen Berufsöffentlichkeit über die Palästinafrage auf die Grundlage historisch-materialistischer Analyse zu stellen. Zum Attentat in Riem eine differenzierte Stellungnahme abgeben: Verurteilung von individuellen Terroranschlägen, Distanzierung aber auch vom Protestmarsch einer prozionistischen Studentengruppe; Differenzierung zwischen dem jüdischen Volk und dem Zionismus, zwischen reaktionären arabischen Regierungen und dem Befreiungskampf des palästinensischen Volkes . . . Gleichzeitig verlangt die Presse von uns eine Distanzierung von einem Anschlag, den wir nur als verbrecherisch charakterisieren können. Die politischen Hintermänner (wenn es solche überhaupt gibt und es sich nicht um die Tat eines kriminellen Psychopathen handelt) können nur die sein, denen er nützt: reaktionäre arabische Regime, die damit dem Zionismus den besten Dienst erweisen und die sie gefährdende arabische Befreiungsbewegung diffamieren, oder deutsche Faschisten. Der Anschlag ist folglich direkt gegen den Befreiungskampf der Völker Palästinas gerichtet. Distanzieren von diesem Verbrechen müssen nicht wir uns, sondern diejenigen, die mit arabischen Reaktionären und mit den israelischen Militaristen gute (wirtschaftliche) Beziehungen pflegen und es z. B. nicht nötig haben, sich vom Schreibtischmord an 70 arabischen Arbeitern zu distanzieren.“

Wegen der emotionsgeladenen Stimmung in der Münchner Bevölkerung sah sich der AStA außerdem veranlaßt, seine Teilnahme an einer gegen den israelischen Außenminister Abba Eban gerichteten Protestdemonstration am folgenden Wochenende abzusagen. In einer entsprechenden Presseerklärung heißt es unter anderem:

„Auf Grund der emotional aufgeheizten Atmosphäre, die mittlerweile in den Ruf nach „Kopf ab!“ und zu einer allgemeinen Volkshatz ausgeartet ist, hält der AStA zum gegenwärtigen Zeitpunkt die Demonstration für verfehlt, weil sie ihr Ziel, Aufklärung über und Agitation für den Befreiungskampf der Völker Palästinas nicht erreichen kann.“

Der AStA protestiert entschieden gegen die Pogromhetze, die eine gewisse Presse gegen unsere arabischen Kommilitonen entfacht hat. Die hohe Belohnung hat bereits jetzt zu einem wahren Jagdfieber bei der Bevölkerung geführt. Gestern Nacht wurde der Sitz der ROTEN GARDE Münchens von Zivilbeamten mit Maschinenpistolen überfallen. Den Anwesenden wurde erklärt, man habe von der Bevölkerung einen Hinweis erfahren, daß die Attentäter hier anwesend seien. Es ist abzusehen, wann die meisten Zentren politischer Gruppen von ähnlichen „raids“ heimgesucht werden. Auch die Leitung der Untersuchungskommission durch den berüchtigten Linkenjäger Lossos deutet darauf hin, daß die Polizei, wenn schon nicht die Täter, so doch politisch unliebsame Kräfte unschädlich machen will.“

Zur Vorbereitung der Demonstration, die nach der AStA-Absage vom Münchner „Palästinakomitee“ alleinverantwortlich durchgeführt wurde, waren auch zwei Mitglieder der „Generalunion palästinensischer Studenten“ aus Frankfurt nach München gekommen. Auf dem Münchner Flugplatz wurden sie von Polizisten abgefangen, durchsucht und zwei Stunden lang festgehalten. Die beiden arabischen Studenten ließen sich eine schriftliche Bestätigung dieser ihnen unverständlichen Untersuchung aushändigen. Das Schriftstück trägt den Vermerk „Sonderkommission (II), Brand Reichenbachstraße“.

Am Vorabend der Demonstration vom Samstag, 21. Februar, führte die Münchner Polizei ausgedehnte Razzien in zahlreichen Gaststätten durch. Zwölf Araber wurden festgenommen. Sechs von ihnen verurteilte ein Schnellrichter zu Gefängnisstrafen zwischen fünf Tagen und zwei Monaten. Nach Angaben der Polizei besaßen die Verurteilten keine Ausweispapiere und hatten gegen das Ausländergesetz verstoßen. Die „tz“ meldete darüber:

„Die Polizei: „Die Aktion war Teil gezielter Sicherheitsmaßnahmen im Zusammenhang mit dem Besuch des israelischen Außenministers.“

Die Demonstration gegen den bevorstehenden Besuch Abba Ebans in München fand trotzdem statt. In seinem Demonstrationsaufruf hatte das „Palästinakomitee“ geschrieben:

„Die bewußte falsche Gleichsetzung Jude = Israeli = Zionist soll die westdeutsche Linke mundtot machen, jede Kritik an der Politik des zionistischen

Staates Israel als antisemitisch verketzern und zum Empfang des groß-israelischen Außenministers Eban blinde philosemitische Begeisterung mobilisieren. Der unbewältigte Antisemitismus der deutschen Vergangenheit soll durch einen unreflektierten Philosemitismus à la Springer ersetzt werden. Damit soll gleichzeitig vom notwendigen Kampf aller Demokraten gegen alten und neuen Faschismus abgelenkt werden. So wird die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit vom provokatorischen NPD-Parteitag in Wertheim abgelenkt, so wird es den reaktionären Kräften in der BRD leichtgemacht, ihren alten Ruf nach der Todesstrafe wieder erschallen zu lassen und eine Pogromhetze in bewährter Manier gegen Ausländer und demokratische Kräfte zu entfesseln.

Die deutsche Geschichte lehrt: Der Feind steht rechts. Von einem Klima des Terrors können nur Reaktion und Faschismus profitieren. Wir rufen alle Demokraten auf, vor der massiven Einschüchterung nicht zurückzuweichen, sondern das Recht auf freie Meinungsausübung wahrzunehmen und unsere friedliche Demonstration zu unterstützen.“

Tatsächlich verlief der Protestmarsch, an dem sich einige hundert Demonstranten — darunter auch zahlreiche antizionistische Juden — beteiligten, ohne Zwischenfälle. Erst nach der Kundgebung kam es zu einem Handgemenge, als ein Zivilist — offenbar ein Geheimpolizist — versuchte, einen persischen Studenten, der Flugblätter verteilte, festzunehmen. Die Greif-Aktion scheiterte an der Gegenwehr der umstehenden Demonstranten. Der Zivilist wurde von der Polizei in Schutz genommen.

Ein merkwürdiger Vorfall, der von der Presse nicht notiert wurde, hatte sich unmittelbar vor dem Aufbruch der Demonstranten am Münchener Nationaltheater ereignet. Ein Zivilist fuhr in einem Auto vor und unterhielt sich kurze Zeit mit dem Einsatzleiter der Polizei. Nach Augenzeugenberichten handelte es sich bei dem Zivilisten um den Vorsitzenden der CSU, Franz Josef Strauß. Ließ er sich Bericht erstatten? Gab er Direktiven?

Oder war es ein Doppelgänger?

Franz Josef Strauß hatte am Tag nach dem Brand im Israelitischen Gemeindehaus die Stunde genutzt, um gegen die neue Bonner Regierung auszuholen. Er bezeichnete die Brandstiftung als das Ergebnis einer Politik, die „das Verbrechen und die Kriminalität nicht mehr unter Kontrolle hat“. Diese politische Ausschaltung des Brandes wurde von Bundesinnenminister Genscher scharf verurteilt. Er warf Strauß vor, den deutschen Interessen schwer geschadet zu haben mit dem Versuch, „die bedauerlichen Münchner Vorgänge zum Gegenstand politischer Auseinandersetzungen zu machen.“

Einen Tag nach der Demonstration des „Palästinakomitees“ traf der israelische Außenminister in München ein und besichtigte die Gedenkstätten im ehemaligen Konzentrationslager Dachau. Zu seinem Schutz traf die Münchner Polizei außergewöhnliche Sicherheitsmaßnahmen. 1100 Beamte wurden eingesetzt, das angekündigte Besuchsprogramm mehrfach überraschend geändert, Eban selbst benutzte für die Fahrten zwischen dem Flugplatz, der Münchner Innenstadt und Dachau einen Hubschrauber. Der Besuch verlief ohne Zwischenfälle.

Vier Tage später, am 26. Februar, meldete die Titelseite der „bild“-Zeitung: „Razzia in München: Hauptbahnhof — Waffenlager der Attentäter / Araber verriet: Israels Außenminister Abba Eban sollte ermordet werden“

„bild“ nahm den Tip eines obskuren Informanten zum Anlaß, wiederum neue Spannungen in der Münchener Bevölkerung zu erzeugen:

„Israels Außenminister Abba Eban sollte während seines Deutschlandbesuchs ermordet werden! Und die Waffen für das Attentat sollten aus einem Schließfach des Münchener Hauptbahnhofs kommen!“

Dem „bild“-Bericht nach durchsuchten Beamte der Sicherungsgruppe Bonn alle 2800 Schließfächer des Münchener Hauptbahnhofs. Dabei bedienten sie sich einer eigentümlichen Methode. „bild“: „Während der Kassierer aus den Schließautomaten die Münzen holte, kontrollierten die zwei Beamten den Inhalt der Schließfächer. Damit ersparten sie sich einen Durchsuchungsbefehl.“

Durchsuchungen ohne Durchsuchungsbefehl sind Bestandteil der Notstandsgesetze. Nach der Meldung einer amerikanischen Nachrichtenagentur handelte es sich bei dem Informanten um einen Araber, der sich auf diese Weise Geld verdienen wollte. Er besaß noch 91 Pfennige und verlangte für seinen Hinweis 8000 Mark. Zum Ergebnis der Notstands-Aktion im Hauptbahnhof berichtete „bild“:

„Münchener Kriminaldirektor Hermann Häring: „Ich darf nicht bestätigen, daß Waffen gefunden wurden. Ich kann es aber auch nicht dementieren.“

Eine äußerst unbefriedigende Antwort angesichts dessen, daß ein angeblich geplantes Attentat auf Abba Eban neuerlich die antiarabischen Ressentiments steigern mußte. Oder war die Polizei in ihrem Eifer einem Bluff aufgesessen und wollte sich nicht nachträglich blamieren?

Blenden wir wieder zurück zum Vortag des Besuchs von Abba Eban in München. Am selben 21. Februar stürzte ein Flugzeug der Swissair kurz nach dem Start in Zürich ab. Alle 47 Insassen fanden den Tod. Vor dem Absturz hatte sich an Bord der Maschine eine Explosion ereignet. Am Samstagnachmittag explodierte im Gepäckraum einer Verkehrsmaßchine der „Austrian Airlines“ nach dem Start in Frankfurt eine Zeitbombe. Der Pilot konnte nur mit Mühe notlanden. Die 38 Insassen kamen mit dem Schrecken davon. Verschiedene Fluggesellschaften, darunter Air France, KLM, SAS und BEA stellten wegen dieser Vorfälle bis auf weiteres ihren Frachtverkehr nach Israel ein.

Anlässlich dieser Ereignisse schrieb die „tz“ am 23. Februar in ihrem Aufmacher der Titelseite:

„Handeln Sie endlich, Minister Genscher!“

In dem folgenden Bericht wird eine Liste von Maßnahmen aufgezählt, die Minister Genscher und die Innenminister der Länder auf einer Konferenz am 24. Februar beschließen sollten:

„Alle Flugzeuge, die Fracht oder Passagiere nach Israel befördern, werden einer besonderen Kontrolle unterzogen.

Der Aufenthalt aller Ausländer wird von einem Computer zentral registriert.

Der Bundesgrenzschutz wird zusammen mit den örtlichen Polizeiorganen die deutschen Flughäfen bewachen.

Eine internationale Konferenz wird einberufen.“

Über die Minister-Konferenz berichtete die „Abendzeitung“ am Mittwoch, daß ein verstärktes Kontroll- und Sicherheitssystem auf den bundesdeutschen Flughäfen eingeführt werde, Einzelheiten seien jedoch nicht bekanntgegeben worden.

Was die Ereignisse in München betrifft, so wurden auch hier eine Anzahl von Sicherheitsvorkehrungen getroffen:

Schutz der Passagiere bei der Beförderung von den Flugzeugen zum Paßabfertigungsschalter und in den Transitraum und von dort zu den Flugzeugen.

Schutz der Passagiere während des Aufenthaltes im Transitraum.

Schutz der Abfertigungsschalter und der Büros der Fluggesellschaften im Flughafenbereich während der Betriebszeiten.

Außerdem wies Bayerns Innenminister Merk die Polizeipräsidenten in München und Nürnberg an, umgehend Vorschläge vorzulegen, wie die Sicherheitsmaßnahmen für die Passagiere, Flugzeuge und Einrichtungen auf den Flugplätzen für die Zukunft wirksamer gestaltet werden könnten. Dazu rechnen nach Angaben Merks insbesondere: Sicherung der Abfertigung, paßrechtliche und zollrechtliche Maßnahmen bei Transitpassagieren.

Weiter wurden alle israelischen und jüdischen Einrichtungen — in ganz Bayern insgesamt 117 Objekte wie Synagogen, Altersheime, Kindergärten und Schulen — unter besonderen Polizeischutz gestellt.

So verständlich zusätzliche Sicherheitsmaßnahmen nach dem Anschlag in Riem und dem Brand im Gemeindehaus waren, führten sie doch in München praktisch zu einer Notstandssituation. Abgesehen davon, daß die Schutzmaßnahmen offensichtlich nicht allen Bewohnern Münchens zugute kamen. Nicht verhindert wurde, daß sowohl arabische als auch Münchner Studenten von aufgebrachten Bürgern in dieser Zeit verprügelt wurden. Anonyme Hinweise oder obskure Tipgeber reichten aus für Aktivitäten der Polizei, die sonst nur im Ausnahmezustand möglich wären.

Hierzu bezog unter anderen die DKP kritisch Stellung. Karl Heinz Schröder, Mitglied des Parteivorstandes und Sekretär des Präsidiums der DKP, erklärte:

„Die Deutsche Kommunistische Partei warnt davor, daß der tragische Tod von Menschen als Vorwand missbraucht wird, um ein verschärftes Vorgehen gegen die politische Betätigung ausländischer Bürger und deren Überwachung einzuleiten. Ausländische Bürger, in deren Heimatländern, wie in den arabischen Staaten, in Spanien, Griechenland und Portugal, ein schwerer Kampf um nationale Freiheit und Unabhängigkeit oder um demokratische Rechte geführt wird, haben das verfassungsmäßige Recht und den Anspruch auf freie politische Betätigung.“

Der Kreisvorstand der DKP München fragte in einem Flugblatt: „Warum schweigt die Münchner Presse?“ Den Münchner Redaktionen von Presse und Rundfunk liegt eine Stellungnahme des Vorsitzenden der DKP, Kurt Bachmann, zu dem Terrorakt in München vor. Er — selbst ein Verfolgter des Nazi-regimes — stellte darin stellvertretend für die DKP klar, daß wir uns von terroristischen Methoden als politisches Kampfmittel distanzieren. Wir fragen die Redakteure und Journalisten, die gerade in diesen Tagen gegen die Unterdrückung und Verfälschung von Nachrichten protestieren: wem nützt die Unterdrückung einer klarstellenden Information der DKP in dieser brennenden Frage? Gewollt oder nicht: dem Neonazismus und der Reaktion!“

Eine freie politische Betätigung wurde deutschen und ausländischen Antifaschisten in der Bundesrepublik schon in der Vergangenheit immer wieder verweigert. Kaum etwas dagegen wurde unternommen gegen terroristische Aktivitäten zahlreicher Emigrantenorganisationen, die sich in München schon seit Jahren einen regelrechten Dschungelkrieg liefern.

- 5. Juli 1955: In einem Münchner Postamt explodiert eine Höllenmaschine und tötet den slowakischen Extremisten Matus Cernak, einen zweiten Ausländer und eine Münchner Rentnerin.
- 12. Oktober 1957: Mit einer Zyankalipistole wird der ukrainische Nationalist Lew Rebet ermordet.
- 21. November 1959: Mißglückter Giftanschlag auf die Angestellten des Senders „Radio Freies Europa“.
- 16. Oktober 1960: Der Waffenhändler Wilhelm Beisner wird durch eine Höllenmaschine schwer verletzt.
- 13. August 1966: Mißglückter Bombenanschlag auf den jugoslawischen Generalkonsul Dimitriewitsch.
- 26. Oktober 1968: Die Exilkroaten Rukavina, Tolj und Maricic werden erschossen aufgefunden.
- 9. April 1969: Der Exilkroate Mirco Curic fällt einem Bombenattentat zum Opfer.
- 17. April 1969: Der exilkroatische Journalist Ratko Obradovic wird erschossen.
- 30. Juni 1969: Der Exilkroate Nahid Kolenovic wird mit eingeschlagenem Schädel in seiner Badewanne aufgefunden.

Diese lange Liste von Verbrechen geht offensichtlich auf das Konto der verschiedenen sich gegenseitig befehdenden antisozialistischen Emigrantensorganisationen, die von Münchner Boden aus die Geschichte in ihren Heimatländern zurückdrehen wollen. Hier jedoch wurde nichts unternommen, Terroranschläge, die immer wieder auch Münchner Bürger gefährdeten, für die Zukunft unmöglich zu machen.

Zum verschärften Vorgehen gegen arabische Studenten veröffentlichte die „Süddeutsche Zeitung“ am 7./8. März einige aufschlußreiche Leserbriefe. Dort heißt es unter anderem:

„Die Forderung nach scharfem Vorgehen gegen die Ausländer ist in manchen Fällen sicher berechtigt, trifft aber, wie so oft, die Unschuldigen. Ich bedauere alle, besonders aber die Araber, die sich in der nächsten Zeit um eine Verlängerung ihrer Aufenthaltserlaubnis bemühen. Der Ruf der Exekutive nach hartem Durchgreifen wird die Zahl der ablehnenden Bescheide in die Höhe schnellen lassen, aber die wahren Schuldigen werden durch die Maschen des Gesetzes zu schlüpfen wissen, denn gegen den illegalen Aufenthalt ist die Polizei machtlos.“

Ein anderer Leser schreibt:

„In der Ausgabe vom 22. 2. Ihrer Zeitung, die ich sehr schätze, ist unter anderem ein Bericht über die Demonstration von Jugendlichen und Studenten gegen den Besuch des israelischen Außenministers in der Bundesrepublik. Auch in der Fernseh-Abendschau war ein solcher Bericht, der vorwiegend arabische Studenten und langhaarige Halbwüchsige zeigte. Wie stellt sich Ihre Zeitung zu der Tatsache, daß Leute das Gastrecht dazu mißbrauchen, um von uns eingeladene Politiker derart anzugreifen? Ein solches Verhalten wird nur in der Bundesrepublik geduldet und sonst nirgends . . .“

Zum Thema Ausländerrecht nahm am 6. März auch die niederbayerische Zeitung „Passauer Neue Presse“ Stellung. Dieser Kommentar ist typisch für Diffamierungen, die sich allgemein gegen Araber richteten:

„Die arabische Terror-Organisation El Fatah hat in der Bundesrepublik feste Stellungen bezogen . . . Der Chef der „Generalunion palästinensischer Studenten“, Nabil Nassar, verkündete stolz, daß 600 arabische Studenten und 9000 arabische Gastarbeiter in Kadergruppen zusammengefaßt sind, wo sie politisch geschult und für die Aufgaben der El Fatah vorbereitet werden.“

Die Gastfreundschaft und das freizügige Ausländerrecht werden von diesen radikalen Organisationen schamlos mißbraucht . . . Innenminister Genscher kündigte . . . eine Verstärkung der Sicherungsgruppe Bonn und die Ausweitung der Tätigkeit des Verfassungsschutzes an. Die Visa-Erteilung wird erschwert und auch Transit-Passagiere müssen sich strenger Kontrollen unterziehen. Es gibt wohl keinen Zweifel daran, daß Nassar bei uns nichts zu suchen hat. Seine Organisation schadet zudem vielen Arabern, die in Frieden studieren und arbeiten wollen.“

Nassar soll in Palästina kämpfen. So freizügig kann selbst die Bundesrepublik nicht sein, ihn und seine Genossen weiter zu dulden.“

Vergleichsweise wenig beachtet wurde eine Nachricht der „Deutschen Presseagentur“ (dpa). Der Münchener Merkur brachte sie am 3. März als kurze Meldung auf Seite 1:

„Das Bonner Büro der französischen Nachrichten-Agentur AFP ist wegen angeblich israelfeindlicher Berichterstattung am Montag von Unbekannten bedroht worden. Ein Drohbrief in deutscher Sprache ging ein, in dem es heißt: „Nicht nur in Chikago beginnt jetzt der Kampf gegen Eure araberfreundliche Politik. Auch wir können den Kampf in zivilisierte Länder tragen. Bei der nächsten antisemitischen proarabischen Berichterstattung stecken wir Euch Eure ganze Berichterstattung in Brand. Daß wir es ernst meinen, werdet Ihr in den nächsten Tagen merken.“ Der Brief war in Bad Godesberg aufgegeben worden.“

Ebenfalls nur am Rande vermerkt wurde eine interessante Stellungnahme des israelischen Außenministeriums nach den mutmaßlichen Terroristen-Anschlägen in der Schweiz und in Frankfurt vom 21. Februar. Die „Süddeutsche Zeitung“ meldete am 28. Februar am Ende eines längeren Berichts:

„Das israelische Außenministerium wies arabische Presseberichte, nach denen Israel selbst für den Absturz der Swissair-Maschine sowie für den Anschlag auf ein österreichisches Flugzeug in Frankfurt verantwortlich sein soll, energisch zurück. Der Sprecher des Ministeriums sagte: „Der kranke, verdrehte und primitive Geist der Araber kann alles erfinden.“

Dieses „energische“ Dementi wäre eines Kommentars wert gewesen. Immerhin wurde es ausgesprochen von einem offiziellen Sprecher des Außenministeriums in Tel Aviv. Eine solche Einschätzung der Araber hat makabre Ähnlichkeit mit Untermenschen-Theorien, die in der deutschen Vergangenheit schrecklich fruchtbaren Boden fanden.

Ein Beispiel offen imperialistischer Politik lieferte am 23. Februar der „Münchener Merkur“ in seinem Leitartikel. Der Verfasser, Dr. Michael Heim, verantwortlich für Politik, forderte in aller Öffentlichkeit eine Intervention Israels in den arabischen Staaten, mit anderen Worten also Krieg. Der Kommentar trägt den Titel „Anarchie“:

„Eine Frauenhand, im Augenblick des Aufpralls abgerissen, Kleiderfetzen in den Bäumen. Im Schnee zusammengefegt, wie nach einem Ball: Handtaschen, Brillen, Geldscheine. Und dann — angesichts dieser Bilder totaler Zerstörung — als Höhepunkt aller Perversion die Erklärung aus Amman: „Dafür übernimmt die Volksfront zur Befreiung Palästinas, Allgemeines Kommando, die Verantwortung . . .“ Die Urheber des Terrors, der aus dem nahöstlichen Krisenherd in die Welt hinausgetragen wurde, und von Anfang an jenseits jeder rechtlichen und moralischen Norm stand, fühlen sich immer noch dieser Vokabel verpflichtet. Das Chaos soll zumindest seinen Instanzenweg haben.“

Bei dem Anschlag auf die Swissair-Maschine fanden 47 Menschen den Tod. Es gibt Bombenleger, die sich samt Flugzeug und Mitreisenden wegen einer Versicherungspolice in die Luft sprengen, aber noch nie in der Geschichte der Luftfahrt mußten Zivilisten aus Gründen einer vermeintlichen politischen Räson sterben. Und weil das Grauen erst durch die Multiplikation ins Bewußtsein dringt, weil der tote El-Al-Passagier von Athen, der erschossene El-Al-Pilot von Kloten und der von einer Granate zerrissene Israeli Katzenstein von München-Riem als Einzelfälle offensichtlich nicht zählten, wird die Tragödie von Zürich vielleicht die Wende einleiten. Magnetsonden in den Wartesälen der Flughäfen jedenfalls sind keine Lösung.

Auf diese weltweite Anarchie, die sich in ihrem Ursprung doch lokalisieren läßt, kann jetzt nur noch mit einer politischen Aktion geantwortet werden — mit einer Intervention, ob sie nun den Segen der Vereinten Nationen hat oder, was noch mehr bedeutet, nach Absprache der USA und der Sowjetunion durchgeführt wird.

Die arabischen Untergrund-Organisationen, die durch Terror gegenüber Unbeteiligten ihrem Kampf um Heimatrecht in Palästina keinen schlimmeren Dienst erweisen konnten, sind zu einem Faktor außerhalb jeder Legalität geworden. Die arabischen Regierungen haben sich durch ihr Schweigen mitschuldig gemacht. Denn weder Ägyptens Staatschef Nasser als Wortführer des arabischen Lagers, noch der syrische Staatspräsident Attassi sind Gefangene der Guerillas wie der jordanische König Hussein, der nur noch als geduldeter Gast im eigenen Haus sitzt. In Jordanien scheint die Machtdurchnahme durch die Fedajin nach den jüngsten Konzessionen des Monarchen eine Frage der Zeit zu sein. Wenn sich die Terror-Organisationen, die Palästina längst nicht mehr mit dem Gewehr zurückerobern wollen, sondern durch blutige Public-Relations-Arbeit in Transithallen und Cockpits und durch willkürliche Pressionen auf westliche Regierungen, endgültig in Jordanien etabliert haben, dann müßte die Welt mit einem Staat der Gesetzlosen leben.

Die Zeiten, da die Vereinten Nationen in Korea, im Kongo und auf Zypern eingreifen konnten, kehren nicht wieder — zumindest, solange ihr Generalsekretär seine Aufmerksamkeit der deutsch-britischen Gaszentrifuge zuwendet. Eine amerikanisch-sowjetische Strafexpedition quer durch alle nahöstlichen Guerilla-Quartiere wäre legal, da beide Großmächte die Verantwortung im nahöstlichen Konflikt tragen, aber sie ist unwahrscheinlich.

So blieben die Israelis, die auf jeden Terrorakt mit einem Schlag gegen militärische Ziele — das Blutbad von Abu Sabel ist die unruhige Ausnahme — reagiert haben, als einzige Ordnungsmacht. Wenn sie morgen in Jordanien einmarschieren, wenn sie die Camps in Syrien und im Libanon ausheben würden, dann hätten ihnen die Araber die Rechtfertigungsgründe für die Ausrottung dieses Übels frei Haus geliefert. Ein teures Alibi, bezahlt mit dem Blutzoll der Toten von Zürich.“

Soweit der für die Politik des „Münchener Merkurs“ verantwortliche Dr. Michael Heim, der kurz vor der Veröffentlichung dieses Kommentars von einer Nahost-Reise zurückgekommen war. Seine Einschätzung der Lage im Nahen Osten läßt darauf schließen, daß er während seiner Reise spezielle Informationen erhielt. Aus welchen Quellen stammten diese Informationen? So unglaublich Heims Plädoyer für einen neuen Einmarsch der „einzigen Ordnungsmacht“ Israel und für „Ausrottung dieses Übels“ klingt, so ernst zu nehmen scheint die akute Kriegsgefahr zu sein.

Sollte sich der Leitartikler des „Münchener Merkur“ vielleicht auf dieselben Informanten stützen wie der ehemalige UNO-Botschafter der USA, George Ball, der gleichfalls einen neuen Krieg vor der Tür stehen sieht? In ihrer Ausgabe vom 1. März meldete die Zeitschrift der Bekennenden Kirche, „Stimme“, unter der Überschrift „So sicher wie Tag und Nacht“:

„Ein neuer Krieg im Nahen Osten ist nach Ansicht des ehemaligen amerikanischen Botschafters bei den Vereinten Nationen, George Ball, „so sicher wie Tag und Nacht“. Ball schrieb in der jüngsten Ausgabe des US-Nachrichtenmagazins „Newsweek“, die am Nahost-Konflikt beteiligten Staaten könnten Stolz, Haß und Furcht niemals soweit überwinden, „um in Schußweite eines Verhandlungstisches zu gelangen“. Ball fuhr fort: „Ohne göttliches Eingreifen ist ein neuer Nahost-Krieg so sicher wie Tag und Nacht. Die einzige Frage ist, wann, und es könnte eher sein, als wir glauben.“

Während Ball immerhin noch auf ein göttliches Eingreifen spekuliert, ist der Kommentator des „Münchener Merkur“ realistischer. Er macht bereits konkrete Vorschläge, wie der unvermeidliche Krieg am besten in die Wege zu leiten sei. Es scheint, als dienten ihm unter anderem die Ereignisse in München als Alibi.

Umso mehr sollten gerade auch hier die Warnung und der Appell der KP Israels gehört werden:

„Die kriegsmäßige Eskalation in den letzten Wochen, die auf offizielle Initiative der Meir-Regierung erfolgte, und die in großangelegten militärischen Angriffen auf Nachbarländer und durch Luftangriffe bis in die Vororte Kairos zum Ausdruck kommt, vergrößert die Gefahr eines offenen Krieges. Die wiederholten Erklärungen offizieller israelischer Kreise, daß die verstärkten militärischen Aktionen das Ziel haben, das gegenwärtige Regime in Ägypten zu stürzen, beweisen, daß die militärische Eskalation einen Teil der allgemeinen imperialistischen Offensive gegen die antiimperialistischen arabischen Staaten darstellt . . . Die kriegsmäßige Eskalation folgt auf die politischen Mißerfolge des Imperialismus und bezweckt, durch militärische Mittel zu erreichen, was die amerikanischen Imperialisten und ihre Alliierten mit anderen Mitteln nicht erreichen konnten.“

Das Politische Büro ruft alle friedliebenden Menschen in Israel auf, sich zusammenzuschließen und den Kampf gegen die Abenteuerpolitik der Regierung zu verstärken, die unnütze Opferung unserer Söhne zu verhindern, für eine

Friedensregelung einzutreten, die gleichermaßen die Rechte Israels wie auch die der arabischen Völker sichert, für einen Frieden ohne Annexionen, auf der Basis der Resolution des Sicherheitsrates.“

Zusammenfassung

Vor dem Hintergrund des sich ständig zuspitzenden Nahost-Konflikts führten die Ereignisse in München nicht nur zu allgemein ausländerfeindlichen Reaktionen der Bevölkerung und gezielten Polizeiaktionen gegen linke politische Gruppen, sondern zu einer notstandsähnlichen Situation in der ganzen Bundesrepublik, ausgelöst in erster Linie durch anti-arabische und anti-studentische Kampagnen des Springer-Konzerns. Ansätze von Differenzierungen anderer Zeitungen mußten angesichts der Monopolstellung des Springer-Konzerns auf dem Pressemarkt untergehen. Politisch ausgenutzt wurde die spannungsgeladene Situation von reaktionären Politikern wie Franz Josef Strauß. Unter dem Druck der aufgebrachten Öffentlichkeit und der politischen Gegner leitete die Bonner SPD/FDP-Regierung notstandsähnliche Sicherheitsmaßnahmen ein, von denen vor allem demokratisch engagierte Ausländer betroffen sind. Faschistische Emigrantenorganisationen, Geheimdienste aus Persien, Südkorea, Israel und anderen Staaten genießen dagegen weiterhin Freizügigkeit.

Die demokratischen Rechte sowohl der bundesdeutschen als auch ausländischer Bürger wurden durch größere Machtbefugnisse der Polizeiorgane und des Verfassungsschutzes wesentlich eingeschränkt. Journalistisches Bemühen um Objektivität scheiterte zumeist am Diktat von Verlegern und Chefredakteuren. Befreigte Sicherheitsvorkehrungen zum Schutz von Fluggästen oder jüdischen Bürgern wurden zum Alibi für ein vorzeitiges Praktizieren antidemokratischer Notstandsgesetze.

Daß daraus nicht auch noch Kriegsvorbereitung gemacht werden kann, ist der Zweck dieser Arbeit.

München, 16. 3. 1970.

Helmut Karlson.

kürbiskern. Zeitschrift für Literatur und Kritik. Verlegt von Hannes Stütz (GBR). Herausgeber und Redaktion: Walter Fritzsch, Friedrich Hitzler, Oskar Neumann, Hannes Stütz. Verantwortlich im Sinne des Pressegesetzes: Friedrich Hitzler. Erscheinungsweise vierteljährlich (März, Juni, September, Dezember). Einzelheft DM 4,80, Jahresabonnement DM 16,— zuzüglich Porto. Bestellungen über den Buchhandel oder direkt bei Verlag und Redaktion: 8 München 13, Hohenzollernstraße 144, Telefon 30 37 83. Druck: Exquisit-Nymphenburg, Leonrodstraße 17. © Copyright kürbiskern. Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten. Postscheckkonto München 333 81. Deutsche Bank, Zweigstelle Kurfürstenplatz, Konto Nr. 35/00832. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.